

ger Trauernden einsam und verlassen. Solche Wüstenzeit ist auch für ihn der unumgängliche Zwischenraum zwischen bisherigem Leben und künftiger Lebensbestimmung. Und es gehört zum Wesen der Trauer, daß wir am Beginn dieser Wüstenwanderung das Ende des Ziels nicht wissen. Wir wissen nicht einmal, ob dieser Weg wirklich zu einem Ziel führt. Denn der Trauernde steht – wie kein anderer – an der Lebensgrenze: an der Lebensgrenze, die sich zwischen ihm und dem Verstorbenen legt, und an der Lebensgrenze seines eigenen Lebens.

Erst viel später, erst, wenn die Wüstenzeit überwunden ist, wird der Trauernde wissen, ob ihm in dieser Zeit neue Kräfte zugewachsen sind. Erst im Rückblick kann die Wüstenzeit zur Übergangszeit zum Leben erfahren und gedeutet werden. Während der Wüstenzeit ist das nicht klar, nicht entschieden. Die Wüstenzeit lebt vielmehr von der Spannung, in dieser Wüste an Einsamkeit und Verlassenheit zugrunde gehen zu können – oder sich Kräfte zu wachsen zu lassen, wer weiß, woher. Wüste ist und bleibt beides: ein Ort der Lebensgefährdung und der Lebensgewinnung. Wir können in einer Wüstenzeit erfahren, daß wir einsam und verlassen sind – oder aber auch: daß wir mit unserer Einsamkeit und Verlassenheit unmittelbar vor Gott stehen.

Der Trauernde kann die Wüstenwege nicht umgehen. Er benötigt den Raum der Zurückgezogenheit, die wachsende Fähigkeit zur Distanz. Denn tatsächlich hat sich ja alles in seinem bisherigen Leben relativiert. Bedeutsamkeiten müssen neu gewonnen werden.

Aufbruch in die Wüste bedeutet – ähnlich wie für das Volk Israel – die Hoffnung auf ein gelobtes Land, bedeutet das Wissen: Wir können nicht mehr zurück. Aber wann und ob wir dieses gelobte Land eines künftigen Lebens erreichen, das liegt nicht allein in unserer Hand.

So ist Wüstenwanderung von Trauernden auch ein notwendiger Lebensweg. Die Wüste aber ist ein flüchtiges Zuhause. Niemand wird endgültig hier sein Zuhause finden. Jeder wird hoffen, am Ende dieser Wüstenzeit ein neues Land zu entdecken, mögliches Leben, trotz allem, was hinter uns liegt. Und niemand weiß, wie lange diese Trauerwege in der Wüste dauern, ob vierzig Tage und vierzig Nächte oder vierzig Jahre, länger als der Zeitraum einer Generation.

Am Ende der Wüstenzeit stand für Jesus die Entscheidung seines Lebens. Drei Möglichkeiten hatte er zur Wahl:

→ ① Der Weg des Brotes – der Weg der Lebensmittel, der Güter. In

unserer Sprache ist das der Weg des Besitzes und des Geldes. Jesus entscheidet sich gegen diesen Weg. Er entscheidet sich gegen Reichtum, gegen die Jagd nach Geld, gegen den Besitz. Denn wer das Leben gespürt hat, der wird sich mit dem Scheinleben aus Besitz und Gütern nicht zufriedengeben. Die Entscheidung für Besitz und Güter ist ein Weg ohne Wiederkehr. Wer sich nicht klar gegen diesen Weg entschieden hat, kommt nie wieder von ihm los. In seinem ganzen Denken, Fühlen und Empfinden bleibt er ein »Haben-Mensch« (Erich Fromm); ohne Gespür für die Fragen nach der eigentlichen Lebensbestimmung, ohne Gespür für menschliches Glück, ohne Gespür für wirkliche Liebe.

→ ② Der Weg der Macht. »Alle Schätze der Erde werden dir zu Füßen liegen.« Jesus lehnt diesen Weg der Macht ab. Er wählt den Weg der Machtlosigkeit. Der Weg zur Herrschaft, auch das ein Weg ohne Wiederkehr. Wer ihn einmal eingeschlagen hat, kommt nicht wieder von ihm los. Er kennt nur Sieg oder Niederlage.

→ ③ Der Weg des Wunders. Darauf setzen, daß von außen unser Leben eine glückliche Wendung nimmt. Das Wunder herausfordern. Auch diesen Weg lehnt Jesus ab. Das Wunder – wie verblüffend – sollte stattfinden auf den Zinnen des Tempels. Es ist – theologisch gesprochen – der Weg der Religion. Der Weg, sich durch religiöse Kräfte über die schwerfälligen Kräfte des Lebens in die Schwerelosigkeit der Seligkeit erheben zu können. Auch diesen Weg lehnt Jesus ab.

Die Wahlmöglichkeiten, die sich einem Trauernden am Ende seiner Wüstenwanderung bieten, sehen ganz ähnlich aus.

①. Er kann sich für die Welt der Güter entscheiden. Wenn mir schon alles, was mir lieb war, genommen worden ist, dann will ich versuchen zu erwerben, was möglich ist. In der Sprache der Seele ist das der Weg des Festhaltens. Und gerade Menschen, die das Liebste haben abgeben müssen, stehen zu allererst in der Gefahr, alles übrige, was ihnen noch verblieben ist, festzuhalten. Nicht nur die Güter, sondern vor allem die Bilder und Erinnerungen. Die erste Versuchung für Trauernde heißt deshalb wohl so: Ich bin wegen dieses bitteren Todes so enttäuscht, daß ich mich nicht noch einmal so intensiv auf menschliche Beziehungen einlasse. Ich will diesen Schmerz nicht noch einmal erleben – und binde mein Herz nicht noch einmal an Menschen. Was mir bleibt, das sind Gegenstände, die ich zu Gütern erkläre. Diesen Weg lehnt Jesus ab, denn der Mensch findet sein Leben nicht in den Gütern des Lebens, sondern im Vertrauen zu Gott.

②. Der Trauernde kann sich für den Weg der Macht entscheiden. Ge-

s Gespür =
- Vermögen
nicht Offensichtliche
zu erkennen
s Vermögen =
aus sich la
schöpferisch
ablehnen
besessenen
völlig - öpnm
öplne
Ziel

Was < Möglichkeit des Vertrauens ist ?
Predigen so, damit die Leute angesprochen werden. Wort geht die Lebenden an.

rade Menschen, die spüren, wie wenig sie wirklich in ihrem Leben in Händen halten können, stehen in der Gefahr, sich für Strategien der Macht zu entscheiden. Wer den Tod eines nahen Angehörigen als Ohnmacht erfahren hat, steht in der Gefahr, sich gegen diese Ohnmacht mit allen Mitteln zur Wehr zu setzen. Und das gefährlichste Instrument ist die Macht. Nicht selten sind es innerlich verarmte Menschen, die sich an Macht und Einfluß klammern. Einfluß ausüben und vergessen, was mir genommen wurde; Rache üben, nicht an einem konkreten Menschen, sondern an allen Menschen; Abhängigkeiten herstellen und ausnutzen. Menschen, die nicht gelernt haben zu trauern, stehen am stärksten in der Gefahr, den Weg der Macht zu wählen. Andere abhängig machen, spüren wollen, daß sie etwas in der Hand haben, hantieren können, Gewalt ausüben – die sich zuletzt auch gegen uns selber wendet. Macht als Versuchung – das heißt immer auch: Macht ohne gleichzeitige Übernahme von menschlich verbindlicher und verläblicher Verantwortung. Diesen Weg lehnt Jesus ab. Gott dienen und ihm allein die Ehre geben, das heißt für uns: nicht auf Unterordnungs- und Abhängigkeitsverhältnisse in menschlicher Gemeinschaft setzen, sondern auf ein Gegenseitigkeitsverhältnis. Gemeinsam Gott die Ehre geben: Er ermöglicht und eröffnet uns die Fähigkeit zu neuer Gemeinschaft.

③ Schließlich bleibt der Weg der Religion, der Weg des Wunders, der Weg der Versuchung. Es ist der Weg, mit dem geradezu magisch versucht wird, sein Lebensgeschick »wunderhaft« zu bestimmen. Dieser Weg ist wohl der gefährlichste. Er scheint so voller Gott-Ergebenheit – und ist doch das Gegenteil: nämlich der Versuch, Macht auszuüben auch über Gott; Macht auszuüben über die eigene Lebensbestimmung. Es ist, zugespitzt formuliert, der Weg des Menschen der Neuzeit: sich selber an Gottes Stelle setzen.

In der Nachfolge Jesu verbleibt dem Trauernden die gleiche Möglichkeit. Er kann sich anders entscheiden.

- ① Er kann sich dafür entscheiden, auf Lebenskraft zu hoffen, die sich nicht sich selber verdankt, sondern dem Vertrauen zu Gott.
- ② Er kann sich dafür entscheiden, anderen Menschen zur Seite zu stehen, sich Gott anzuvertrauen und von ihm zeigen zu lassen, welche Wege er gehen soll.
- ③ Er kann sich dafür entscheiden, seinen Trauerweg und seinen künftigen Lebensweg als Geschenk aus Gottes Hand anzunehmen – seine Lebensbestimmung neu zu erkennen suchen.

So steht irgendwann am Ende des Wüstenweges dieses Ziel:

- 1) sich neue Lebenskräfte zuwachsen lassen im Vertrauen zu Gott;
- 2) aus diesem Vertrauen den Weg des Dienens und des Helfens entdecken;
- 3) den Lebensweg mit seinen Brüchen und Enttäuschungen als Aufgabe und Geschenk Gottes annehmen.

Trauerwege sind Wüstenwege, die wir uns nicht selbst ausgesucht haben, an denen wir aber, wenn die Zeit gekommen ist, nicht vorbeikommen. Der wichtigste Begleiter auf solchem Weg ist das Vertrauen, daß Gott uns durch diese Wüste hindurchführen wird, mehr noch: daß er uns auf dem Wüstenweg näherkommt, als wir es jemals früher erfahren haben. So können Wüstenwanderungen einmünden in neue Lebenswege.

Wunder für ihn
eine Frage ist hochgekommen
für mich

7.3. UNTERGANGS-ERFAHRUNGEN: AUF DEM WEG ZUM ANDEREN UFER

Und am Abend desselben Tages sprach er zu ihnen: Laßt uns hinüberfahren. Und sie ließen das Volk gehen und nahmen ihn mit, wie er im Boot war, und es waren noch andere Boote bei ihm. Und es erhob sich ein großer Wirbelwind, und die Wellen schlugen in das Boot, so daß das Boot schon voll wurde. Und er war hinten im Boot und schlief auf einem Kissen. Und sie weckten ihn auf und sprachen zu ihm: Meister, fragst du nichts danach, daß wir umkommen? Und er stand auf und bedrohte den Wind und sprach zu dem Meer: Schweig und verstumme! Und der Wind legte sich, und es entstand eine große Stille. Und er sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben? Sie aber fürchteten sich sehr und sprachen untereinander: Wer ist der? Auch Wind und Meer sind ihm gehorsam! Markus 4, 35–41

Jesus schläft

Diese Geschichte verstehen am besten Menschen, die in großer Lebensnot sind. Trauernde Menschen verstehen sie unmittelbar als Menschen, die sie lediglich auslegen und deuten wollen. Denn alles in dieser Geschichte ist so, wie es für Menschen erlebbar ist, die eine Lebenskrise durchleben. Mir selbst ist deshalb die Geschichte zur Brücke geworden, um Menschen in ihrer Lebensnot anzusprechen.

Für mein eigenes Leben erzähle ich die Geschichte so: Es ging alles ziemlich glatt – bisher. Ich hatte eine beschauliche und unbeschwerte Kindheit, Geschwister, mit denen ich gespielt und gestritten habe; den üblichen Ärger in der Schule; oberflächliche Freundschaften und Freundschaften, die mich begeistert haben; Eltern, die ich mal mochte, später mißtraute ich ihnen, jetzt verstehe ich sie wieder.

r Tod ist mein
Schlaf geworden
(aus Gesangbuch)

verpusteten sich. (honor) od dachnot sij odpoi not
[Chpnos] und [Tanatos] sind Brüder

Ich bin von zu Hause ausgezogen, später dann habe ich geheiratet. Ich habe jetzt einen Beruf und eine Wohnung, zwei Kinder. Ich habe Nachbarn, Menschen, die mir sympathisch sind, und Menschen, denen ich eher gleichgültig bin.

Das wär's dann schon. Natürlich könnte ich noch Einzelheiten erzählen. Aber das ändert nicht viel.

Nur manchmal ist da ein eigenartiger Augenblick. Wenn ich etwas überarbeitet bin, wenn ich irgendwo herumsitzen und warten muß. Dann bricht – für einen Augenblick nur – dann bricht alles zusammen. Ich fühle mich überflüssig und kalt. Dann denke ich: Ist das jetzt alles?

Es war Abend geworden. Die Unruhe des Tages legte sich. Die Anspannung des Tages fiel ab. Jesus war mit seinen Freunden in ein Boot gestiegen. Sie wollten ein wenig Abstand gewinnen, bis zum nächsten Ziel.

Es ging alles ziemlich glatt – bisher. Ein beschaulicher Abend, ruhige See, ein stabiles Boot, der Dämmerung zuschauen. Hier ein wenig lenken, da etwas steuern.

Das wär's dann schon. Natürlich könnte ich noch Einzelheiten erzählen. Aber das ändert nicht viel.

Aber dann ist da dieser eigenartige Augenblick: so eine unheimliche Stille, wo ich der Stille nicht trauen mag.

Und dann brach alles über ihnen zusammen. Ein fürchterlicher Sturm brach aus. Warf das Boot hin und her. Und Jesus schläft. Ein tobendes Unwetter. Es kam einfach so, aus heiterem Himmel. Ist das jetzt alles? Die großen Hoffnungen – und jetzt dieses banale Ende. All die großen Worte – und jetzt dieser gewöhnliche Unfall auf See. Und Jesus schläft.

Schließlich waren sie mit ihren Möglichkeiten am Ende. Die Wellen schlagen ins Boot, überspülen es. Sie können nicht mehr ausweichen. Der Untergang steht unmittelbar bevor. Und Jesus schläft. Da schreien sie: Wach endlich auf, Jesus! Siehst du denn nicht, was hier los ist?

Jesus, der Schläfer, steht auf, schreit gegen den Sturm an. Und dann wird es ganz ruhig. Als wäre nichts gewesen. Und in diese Stille nach dem Sturm fragte Jesus seine Freunde: Habt ihr so wenig Vertrauen zu mir?

Bisher bin ich diesem Sturm immer noch ausgewichen. Habe mich abgelenkt, wenn ich mich plötzlich leer fühle. Wenn dann alles – für einen Augenblick nur – zusammenbricht.

Aber wenn ich damit nicht fertigwerde – es ging eben doch alles zu glatt bisher. Ist das jetzt alles?

Es war doch umsonst. Meine Arbeit, meine Ordnung und meine Unordnung, meine Höflichkeit und meine Direktheit. Zweifel überkommen mich. Und Jesus schläft. Und es schlafen die Menschen, die mich sonst aufmuntern oder doch wenigstens ablenken.

Jesus – denke ich und würde es gern schreien, vielleicht auch weinen – Jesus, schläfst du eigentlich? Siehst du nicht, was mit mir los ist?

Und dann ist plötzlich dieser Sturm vorbei. Aber es ist nicht mehr so wie vorher. Jesus fragt mich nach meinem Vertrauen. Und vielleicht sagt er einfach: Hast du vergessen, daß du geboren bist, um zu lieben?

Vor diesem Sturm keine Angst mehr haben. Hindurchgehen. Schwäche zugeben. Sagen, daß ich manchmal nicht mehr weiterweiß. Nicht weglaufen vor der eigenen Traurigkeit.

Und dann kommt Jesus, kommt wie ein gütiger Mensch. Sieht mich an. Und ich werde wach.

Übersieht meine Leistungen und meine Ratlosigkeit. Wendet sich mir zu. Ich spüre, daß er mich mag.

Mein Vertrauen ist jetzt wichtig, wichtiger als alles, was mir bisher bedeutsam vorgekommen ist.

Wir leben nach dem Sturm. Und das könnte unheimlich schön sein.

Immer wieder entdecke ich diese Geschichte. Immer wieder begegnen mir diese Motive: Meer, Sturm, Angst, Hindurchgehen, Wiederfinden. Bis in den Traum meiner eigenen Tochter (sie hat mir erlaubt, ihn hier zu erzählen).

Es war in der Zeit, als unabweisbar klar wurde, daß wir aus unserem bisherigen Haus, einer Dienstwohnung, ausziehen mußten. Ausziehen aus dem Haus, in dem wir zehn Jahre lang gewohnt hatten, aus dem Haus, daß von Geburt an das Zuhause meiner Tochter war. In diesen Wochen, die mit viel Abschiedsschmerz und Ungewißheit verbunden waren (wir wußten noch lange nicht, wo wir unser neues Zuhause finden würden), da geschah es an einem Sonntagmorgen im März zwischen Traum und Tag.

Unsere Tochter hatte bei uns geschlafen. An diesem Morgen erzählte sie mir gleich nach dem Aufwachen ihren Traum:

»Ich habe geträumt, ich wäre am Strand. Ich habe da mit einer Freundin am Strand gelegen. Dann sind wir manchmal schwimmen gegangen und haben uns dann wieder an den Strand gelegt. Plötzlich kam eine ganz riesige Welle. Wir sind alle weggelaufen, die Dünen

Traum seiner Tochter

hinauf. Als wir da oben standen, da waren unsere Sachen noch da unten. Und dann habe ich getaucht, um die Sachen zu holen. Und als ich bei den Sachen ankam, da war das Wasser plötzlich weg.«

Lange Pause. Sarah, unsere Tochter, dann weiter: »Du, Papa, kann man Träume erklären?« Ich sage ihr, noch halb verschlafen: »Was meinst du denn?« Darauf Sarah: »Ja, ich meine, wenn eine Gefahr kommt, und man taucht da rein, dann ist sie auch schon vorbei.«

Über eine solche traumhafte Bewältigung unserer schwierigen Lage habe ich mich sehr gefreut.

In der biblischen Geschichte, in der ursprünglicheren Markus-Fassung noch deutlicher als in den anderen synoptischen Versionen, kommt all das zum Tragen, was Untergangs-Erfahrungen eigen ist. Eugen Drewermann bemerkt zutreffend: »Es ist wortwörtlich ›abwegig‹, einen solchen Text im Sinne der historisch-kritischen Methode rein literarisch abzuhandeln« (Das Markus-Evangelium, 352), und weist etwa auf Rudolf Pesch hin, der die Erzählung als »Überbietungserzählung mit epiphanalem Einschlag« (ebd., 269) charakterisiert. Die Weisung des Evangeliums lautet (mit Drewermann, 356f.) zu Recht: »Im Grunde ist gar nichts zu ›machen‹; zu lernen, wie man innerlich mitten im ›Sturm‹ zum Frieden gelangt, dies ist es allein, worauf es in unserem Leben wesentlich ankommt. Es gilt, die Barke unseres Lebens tiefer zu verankern und auf den Punkt zu vertrauen, an dem unterhalb der aufgewühlten See, abgründiger noch als der Abgrund, ein fester Boden uns Halt gibt. Es kommt darauf an, jenseits der Zone der psychischen Angst den Ort zu erreichen, an dem der Sturm sich beruhigt und wir dem Wind und den Wellen ›gebielten‹.«

Es geht nicht um das »Verpsychologisieren« eines biblischen Textes – im Gegenteil »verstehen wir etwa an diesem Beispiel von der Stillung des Seesturms mit der Hilfe der Tiefenpsychologie überhaupt erst, welche Ängste den Menschen heimsuchen können, wenn man endgültig und unausweichlich mit sich selbst konfrontiert wird! Man betritt eine Zone, die man nie betreten hat, und gerade jetzt, aus der Stille, bricht es hervor wie ein Teufelsspuk. Man versteht sich selbst und die Welt nicht mehr, man könnte nur schreien vor Angst, und es gibt keine Hilfe! All die unbewußten, lange verdrängten, niemals beachteten Kräfte der Seele beginnen in der Tiefe sich zu regen und drohen unser Ich zu verschlingen. Was soll man da ›machen‹, wenn nicht, was gerade die Haltung Jesu verrät und was auch die Tiefenpsychologie einzig zu empfehlen vermag: auszuruhen und die Angst zu

vergessen, um in der Tiefe, im Sprechen der Träume, in den Bildern des ›Schlafes‹, eine neue Festigkeit wiederzugewinnen? Gerade die Tiefenpsychologie kann uns zeigen, daß Menschen die ganze Welt bis in die Träume hinein anders erleben, je nachdem, ob es für sie jenseits des ›Meeres‹ des Unbewußten ein anderes ›Ufer‹ gibt oder nicht. Am Ende ist es der Kleinglaube und die Angst, die darüber entscheiden, wie sehr das ›Meer‹ in uns tost und tobt, und es ist allein der Glaube und das Vertrauen, die den Sturmwinden Einhalt zu gebieten vermögen. Die Tiefenpsychologie macht den Glauben nicht überflüssig, sie zeigt im Gegenteil, wie absolut ›notwendig‹ er ist« (ebd., 357).

Sieben TeilnehmerInnen meines Bibliodrama-Seminars haben sich auf eine »geleitete« Fantasiereise zum Motiv der Sturmstillung eingelassen. Die Fantasiereise beginnt auf einem großen See mit einem Floß, auf dem sich die sieben TeilnehmerInnen befinden. (Sie liegen auf dem Boden sternförmig mit dem Kopf zur Mitte. Die Imaginationsreise dauert etwa 50 Minuten.) Mit unerhörter Intensität erleben die »Mitreisenden« die aus der Tiefe aufsteigenden Bewegungen, drohende Stürme, undurchschaubare Wolken, riesige Wellen, Haltlosigkeit – haben aber auch einen pragmatischen »Petrus« an Bord, dem immer noch Rettungsanker einfallen. Nur einer – er ist wirklich eingeschlafen. Wie Jesus. Schlafen mitten im Sturm. Er erfährt die Kraft der Tiefe – und wird zum Ruhepunkt der Floßreise.

So entfalten sich die einzelnen Inhalte der Untergangs-Erfahrung dem, der selbst menschlichen Abgründen, menschlicher Not, grenzenloser Traurigkeit begegnet ist, leichter als denen, die sich um literarische Interpretation bemühen.

Das Abend-Motiv: Eine Zeit, in der die Klarheit des Tages verschwimmt, Zwielficht, ambivalente Zeit; denn der Tag geht zu Ende. Abend-Zeit ist Grenz-Zeit. Was geschehen ist, ist geschehen. Der Tag, das Leben, beide kommen an die Grenze. Nicht zufällig sprechen wir vom Lebens-Abend. Es ist die Zeit des Rückblicks, der Erinnerung, Zeit, um zur Ruhe zu kommen. Gerade die Ruhe des Abends aber kann sehr bedrohlich und bedrückend werden – nicht erst am Lebens-Abend. Menschen, die krank sind, erleben den Abend intensiv, als Zwielficht-Zeit: Was liegt hinter mir, was befürchte ich, was steht mir bevor als Nacht? Beschaulichkeit und Befürchtung liegen hier in der Grenzzeit besonders nah beieinander. Der Abend aber ist nicht Nacht, ist nicht die Grenze, sondern die Wegstrecke unmittelbar an der Schwelle zur Grenze des Tages, des Lebens. Der Abend atmet

erste Absatz
angereichen
(a, h. o)
oslovit,
pozdat
zamlouvat se
považovat

noch den Geist des Tages, gehört ihm noch ganz zu. Noch sind die Konturen dessen zu erkennen, was uns umgibt – bevor sie sich auflösen in Dunkelheit. Abschluß-Empfindungen haben hier ihren Raum. Aber auch Befürchtungen, die nicht mit dem vergangenen Tag direkt, nicht mit dem vergehenden Leben direkt, sondern mit dem zusammenhängen, was danach kommt. So ist Abend-Zeit unmittelbar Übergangs-Zeit. Und sie beherbergt beides: zur Ruhe kommen und hinübergehen. Genau dort geht unsere Geschichte aus dem Markus-Evangelium weiter.

Sprach er zu ihnen: Laßt uns hinüberfahren. Das ist eine Entscheidung: nicht bleiben, betrachten, bedenken, sondern der Blick zum anderen Ufer. Kein anderes Bild hat so zentral die Todesvorstellungen der verschiedensten Kulturen geprägt wie das Motiv vom »anderen Ufer«. Denn zwischen dem Leben hier und dem anderen Ufer liegen Abgründe, Tiefen. Der Übergang selber ist ein ungewisser Weg, ein Wagnis über tiefen Abgründen.

Beides gehört zur Perspektive des anderen Ufers: die Entscheidung »Laßt uns hinüberfahren« und das Zurücklassen. Hier sind es Menschen, die zurückbleiben, anonyme Menschen, »das Volk«, keine ganz persönlichen Weggefährten. Aber es bleibt das Zurücklassen. Hier ist unsere Geschichte nüchtern, ohne Abschiedsempfindungen, feststellend. Diejenigen, die zurückbleiben, werden entlassen, gehen ihre eigenen Wege – und bleiben an dieser Seite des Ufers.

Das Boot. Es ist die vorläufige, vorübergehende Behausung der Grenzüberquerer. Es ist fester Boden auf unsicherem Grund, Halt über den Tiefen des Abgrunds, ein ungewisser Halt jedoch, der auf die Regungen und Bewegungen aus abgründigen Tiefen reagiert, schwankend. Es ist ein Gefährt, eine Behausung, die Bewegungen aus der Tiefe aufnimmt, die sich in ihrer Lage verändert, keinen absoluten Halt gewährleistet. Die Chancen des Bootes liegen darin, daß es flexibel ist, beweglich, balancierend – sein Risiko: schwächer zu sein als die Kräfte der Tiefe. Das Boot ist Schutz vor dem Untergang – gleichzeitig aber setzt es sich selber der Gefahr des Untergangs aus. Das Boot ist keine Dauerbehausung, sondern eine Übergangsbehausung. Eigenartig, haben nicht auch unsere Särge die Gestalt einer solchen Übergangsbehausung? Und die Arche Noah, die Kiste aus Holz und Gottvertrauen, diese Übergangsbehausung vom alten zum neuen Bund des Regenbogens! Das Boot ist eine Behausung aus Vertrauen und Sorge. Es beherbergt die Hoffnung, zu neuen Ufern zu gelangen. Aber ihm haftet beides an: Verheißung des neuen Ufers und Unter-

gang in den abgründigen Tiefen. Das Boot kann nicht entscheiden, kann keine Gewähr für die Gefahren bieten, die auf dem Übergang warten.

Wellen schlagen in das Boot: Es gibt kaum ein treffenderes Motiv dafür, was Menschen in bedrohlichen Übergängen erleben. Die vorläufige Beheimatung, die Übergangs-Behausung wird von der Abgründigkeit überwältigt. Die Wellen sind die Kraft der Tiefe, des Abgrunds, der Haltlosigkeit. Sie sind eine ungeheure Kraft. Wie kann man diesen Kräften standhalten? Das Boot versucht es durch Balance und Bewegung. Sich den Kräften aussetzen, selber in Bewegung geraten, Bewegungen oberhalb des Abgrunds. Was kann man da noch »machen« – so fragt Drewermann prägnant. Machen kann man gar nichts mehr – alles geschieht. Genau das ist die bedrückende Erfahrung von Menschen in Lebenskrisen: Da kann man eben wirklich gar nichts mehr »machen«. Ohnmacht, Verzweiflung, Lebensangst lassen sich nicht weg-machen. Viele haben es versucht – und sind gerade damit gescheitert. Wer der Abgründigkeit des Lebens gegenübersteht, spürt auch die Begrenzung jeden Handelns.

Wir begegnen der Hinfälligkeit, der Bodenlosigkeit, der Todesverfallenheit. So ist das Meer, so sind die Wellen ein Bild für das Chaos, für den Uranfang, für das Nichts. Darüber hinaus stellt gerade Wasser im katathymen Bilderleben das Moment von Empfindungen und Gefühlen dar. Da, wo die Wellen über dem Boot zusammenschlagen, da werden die Empfindungen der Hinfälligkeit, der Todesverfallenheit übermächtig und überschwemmen alles, was uns noch – vorläufigen – Halt gegeben hat. Wellen schlagen in das Boot – das ist die Erfahrung, die Menschen in der größten Lebensangst machen. Sie fühlen sich ausgeliefert, gutes Zureden ist wie ein Rufen vom sicheren Ufer zu jemandem, der sich untergehen fühlt, ist unerreichbar ferne Hilfe, schmerzhaft, weil sie nur den Unterschied verdeutlicht zwischen dem, der sich rettungslos verloren fühlt, und dem, der eben doch in ganz anderer Position ist, noch auf dem früheren Ufer, unerreichbar fern.

Der Schlaf Jesu: Es gibt zwei Möglichkeiten, den Schlaf Jesu zu verstehen. Ich habe ihn vornehmlich dargestellt als Abwesenheit Jesu, als Gottesferne. Derjenige, der vielleicht helfen könnte, schläft. Gott, dessen Hilfe wir so dringend erbitten, rührt sich nicht. Er schläft, wie es Markus so schön erzählt, auf einem Kissen. Und die Gottesferne, die Ferne jeder Hilfe ist es, was die Bedrohung so grenzenlos, so unerträglich macht. Zugespitzt: Auch Menschen, die fest

im Glauben verankert sind, geraten in solche Stürme, in denen sie von dieser Verankerung kaum noch etwas spüren. Lebensangst ist die Erfahrung der Gottferne. Und wie oft prägt solche Gottferne unser eigenes Erleben!

Der Schlaf ist jedoch mehr: Es ist der eigentliche Gegenpol gegen den Sturm, darauf macht Eugen Drewermann aufmerksam: »Es ist dann im Grunde ein letztes Mal wichtig, zur Ruhe zu finden gegen die Angst; es ist dann noch entscheidender, sich in Gott zu verankern und mitten im ›Sturm‹ das ›Schlafen‹ zu lernen. Auch der Tod ist nicht unser Feind, er ist der Bruder des Schlafes, der Anfang der Ewigkeit. Es gibt Formen der Rettung, die im Irdischen nicht mehr sichtbar sein können, die aber in der Ewigkeit gelten, und wir sind ihnen um so näher, als wir den Frieden unseres Herzens in Gott uns nicht rauben lassen. Es ist die wichtigste Kunst und das eigentliche Wunder unseres Daseins, mitten in der Angst diesen Frieden, diese Ruhe, mag es um uns her stürmen, wie es will, nicht zu verlieren... Im Ernstfall rettet uns nicht ein spektakulärer Eingriff von außen...; aber was uns rettet und uns leben läßt, ist Tag für Tag der stille Glaube an die ständige Gegenwart Gottes, der den Sturm beruhigt und unser Schiff dem anderen Ufer näherbringt« (ebd., 358f.).

Jesus ruht in Gott – so schläft er. Ich kenne keine schönere Beschreibung: ruhen in Gott. Wie gern schreiben wir das über Todesanzeigen, auf Grabsteine – »Hier ruht in Gott«, der Tod als Bruder des Schlafes.

Und sie weckten ihn auf: Wie schwer ist es, in einer Lebenskrise um Hilfe zu rufen! Und doch ist dieser Hilferuf unsere Rettung. Was da wachgerufen wird, was da für eine Kraft geweckt wird, das ist die eigentliche und einzige Kraft gegen die Abgründigkeit und Todesverfallenheit, die Kraft dessen, der »ruht in Gott«. Wenn diese Kraft wachgerufen wird, dann hört der Sturm auf. Denn diese Kraft ist stärker als der Sturm der Abgründigkeit. Aber es ist nicht unsere Kraft – es ist eine Kraft, die uns geschenkt wird.

Habt ihr keinen Glauben? Dieser Glaube verbindet die beiden Ufer miteinander – es ist Auferstehungsglaube. Aber solcher Glaube geht uns oft verloren. Vielleicht müssen wir erst laut rufen, schreien, um diese Kraft in uns wieder wachwerden zu lassen. Mehr noch: Wir müssen uns selber verankern in Gott, mitten in der Angst unser Vertrauen in Gott tiefer verankern.

7.4. DIESSEITS UND JENSEITS: VERKLÄRUNG JESU

Und nach sechs Tagen nahm Jesus mit sich Petrus, Jakobus und Johannes und führte sie auf einen hohen Berg, nur sie allein. Und er wurde von ihnen verklärt; und seine Kleider wurden hell und sehr weiß, wie sie kein Bleicher auf Erden so weiß machen kann. Und es erschien ihnen Elia mit Mose, und sie redeten mit Jesus. Und Petrus fing an und sprach zu Jesus: Rabbi, hier ist für uns gut sein. Wir wollen drei Hütten bauen, dir eine, Mose eine und Elia eine. Er wußte aber nicht, was er redete; denn sie waren ganz verstört. Und es kam eine Wolke, die überschattete sie. Und eine Stimme geschah aus der Wolke. Das ist mein lieber Sohn; den sollt ihr hören! Und auf einmal, als sie um sich blickten, sahen sie niemand mehr bei sich als Jesus allein. Als sie aber vom Berg hinabgingen, gebot ihnen Jesus, daß sie niemandem sagen sollten, was sie gesehen hatten, bis der Menschensohn auferstünde von den Toten. Und sie behielten das Wort und befragten sich untereinander: Was ist das, auferstehen von den Toten? Und sie fragten ihn und sprachen: Sagen nicht die Schriftgelehrten, daß zuvor Elia kommen muß? Er aber sprach zu ihnen: Elia soll ja zuvor kommen und alles wieder zurechtbringen. Und wie steht dann geschrieben von dem Menschensohn, daß er viel leiden und verachtet werden soll? Aber ich sage euch: Elia ist gekommen, und sie haben ihm angetan, was sie wollten, wie von ihm geschrieben steht.
Markus 9, 2–13

Die Ölgemälde, die ich in vielen Wohnzimmern älterer Menschen entdeckt habe, werden von jüngeren eher belächelt oder ignoriert. Auf vielen solcher Bilder aber habe ich in bildhafter Sprache die geheime Lebensüberzeugung von Menschen entdeckt. Vor allem in den Gebirgs-Gemälden. Von hoch oben geht der Blick über Täler und Anhöhen hinauf zu den Gipfeln der Berge.

Ob wir es verstehen, die Sprache der Wohnzimmer-Gemälde mit unserem eigenen Leben in Einklang zu bringen? Von Rainer Maria Rilke stammt das Gedicht:

Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens. Siehe, wie klein dort, siehe: die letzte Ortschaft der Worte, und höher, aber wie klein auch, noch ein letztes Gehöft von Gefühlen. Erkennst du's?

Trauerwege haben mit Sterbeschritten eine wichtige Gemeinsamkeit. Sie entfernen uns aus dem gewöhnlichen und vertrauten Alltag. Von den Trauerwegen, die uns hinausführen in die Wüste, haben wir schon gesprochen. Hier geht es um Höhe und Tiefe, um Wege zur Klarheit.

Auf dem Weg, auf dem ein Mensch Klarheit erhalten möchte über sein eigenes Leben, ist es gut, vertraute Begleiter zu haben. Aber diese müssen bereit sein, mitzugehen – auch in entlegene Höhen. Wer

Promēnēn
na hōrē

Einschlafung
→ Getsemane

senkete

Archetypen = retten aber nicht...
Es kann man in darin senkete
Im Tiefe ist die Wahrheit!

Mk 9 - Auferstehungsgeschichte
Christos als der Herr! (Vintor → See Genesareth)
128
verstommen (b.) UMLKNOUT, ZMLKNOUT x
Morgen-Frauen kommen vom Grab. Abend-die Auferstehung

verstümmeln (h) 129
= mrzact, zmzact, pēn. zkomolit

den Weg also gehen will, der muß sich entscheiden, wen er mitnehmen möchte. Viele andere wird er zurücklassen müssen. Und zur letzten Klarheit über sich selbst kommt nur, wer eigenständig diesen Weg geht – nicht die Begleiter. Es gibt einen Augenblick, da bleiben die Begleiter staunend zurück, da, wo sich das Leben verklärt, da, wo wir zur Klarheit geführt werden.

Klarheit über mein Leben kann ich nur durch Abstand gewinnen. Der Weg hinauf auf einen sehr hohen Berg ist ein solcher Weg hin zum Abstand. Erst, wenn ich die Enge des Alltags verlasse, wenn ich Abschied nehme und mich entferne, wächst die Möglichkeit zum Abstand, zum Überblick.

In der Sprache der Seele sind Höhe und Tiefe enge Verwandte. Wenn ich mich vertiefe, sehe ich mein eigenes Leben von oben an. Das mag sprachlich paradox klingen. In der Sprache der Seele ist es selbstverständlichste Logik.

Im Bilderleben geht der Weg zur Klarheit des eigenen Lebens die Pfade hinauf ins Gebirge. Je höher ich gehe, je weiter ich mich vom Alltag entferne, um so klarer wird der Überblick. Erst auf der Höhe des Gipfels lerne ich zu unterscheiden: Was war bedeutsam und wichtig – und was war belanglos!? Wo bin ich Wege gegangen, die Verheißung hatten, und wo bin ich im Kreis gegangen!?

Die Zusage Gottes zu unserem Leben, wir hören sie dort am klarsten, wo wir von uns selber Abstand gewonnen haben. So hat Jesus es erlebt und erfahren. An zwei Orten spricht Gott ihm seine Bestimmung zu: Am Ufer des Jordans im unwegsamen Gelände bei der Taufe und hier auf dem Gipfel des Berges: »Dies ist mein geliebter Sohn, den sollt ihr hören.«

Beides sind Augenblicke der Verwandlung. Verklärung geschieht dort, wo wir bei unserem Namen gerufen werden, und da, wo wir unserer Lebensbestimmung gewiß werden. Solche Augenblicke der letzten Klarheit sind Momente tiefsten Glücks.

Was aber hat das Glück der Verklärung mit dem Unglück von Trauernden zu tun? Welten scheinen sich zwischen beidem aufzutun. Und doch ist diese Verklärungsgeschichte auch eine Geschichte für Trauernde. Denn sie gehen – wie Petrus, Jakobus und Johannes – an der Seite eines Menschen, der sich vor ihren Augen verwandelt. In jeder Sterbebegleitung erleben wir das nahe Beieinanderrücken von Diesseits und Jenseits.

Es ist manchmal schmerzhaft für Menschen, die einen Sterbenden begleiten, wenn sie wahrnehmen, daß dieser schon weit von ihnen

entfernt ist. Wir möchten ihn festhalten, zurückrufen – und spüren doch zugleich, daß wir hier nicht mehr weitergehen dürfen.

Der Sterbende geht manchmal am Ende seines Lebens den Weg, den Jesus mitten in seinem Leben gegangen ist, hinauf auf einen sehr hohen Berg – mit seinen engsten Begleitern, nur sie allein. Diese Bergwanderung ist Wanderung vom Diesseits zum Jenseits. Wir können mitgehen, aber nicht mit hinübergehen.

Das Motiv vom Berg begegnet uns an vielen Stellen in der Bibel, schon im Alten Testament (Ex 24, 12–18), wo Mose und Josua auf Geheiß des Herrn den Berg besteigen, während sie die Ältesten zurücklassen. Auch hier wird die Wolke zum Zeichen der Nähe Gottes, auch hier wird ein Mensch – Mose – verklärt. Auch hier bleibt Mose in der Abgeschiedenheit vierzig Tage und vierzig Nächte wie Jesus in der Wüste. Und Jesus sucht (Mk 6, 46) die Einsamkeit des Berges, um zu beten, bevor er seinen Jüngern auf dem Meer als Überwinder des Todes begegnet. Auch in der Religionsgeschichte taucht das Motiv an vielen Stellen auf (Franziskus auf dem Monte Alverno; Petrarca's Besteigung des Mont Ventoux).

Wenn unser Leben an sein Ziel kommt, wenn wir uns unserer Lebensbestimmung bewußtwerden, dann verklärt sich unsere Existenz. Nicht, weil wir selbst uns vertieft hätten, sondern weil wir uns ansprechen lassen – um im Bild zu bleiben – aus der Höhe.

Von Eugen Drewermann, der die Verklärungsgeschichte in seinem Markus-Kommentar (I. Teil, 586–611) auslegt, stammt der Hinweis: »Man braucht die Bilder dieser Erzählung von der Verklärung Jesu nur der Reihe nach durchgehen, um ein Stück weit nachzuempfinden, wie es sich mit Gott und mit unserem Glück verhalten kann. Beschrieben wird ein Augenblick, in dem Jesus auf dem Berg die Welt zu Füßen zu liegen scheint; weit unter ihm liegt die Enge, die ihn sonst umgibt, die erstickende Präsenz der Menschen z.B. mit ihren Pflichten und Aufgaben, die ihn oft so einzuschnüren drohte, daß er kaum zu sich selbst zu finden vermochte (Mk 1, 35; 6, 31). ›Abseits allein‹ war Jesus in diesem Moment mit seinen drei Jüngern, sagt Markus ausdrücklich, und es ist offenbar eine äußerst wichtige Bedingung zum Erleben dieses Glücks der ›Verklärung‹, daß jemand in sich selber ruht, während (und weil!) seine Stirn den Himmel berührt... Dieser Augenblick seiner ›Verwandlung‹ indessen enthüllt den ganzen Kern seines Wesens; zum erstenmal zeigt sich jetzt deutlich, mit wem wir eigentlich, womöglich über Jahrzehnte hin, geredet und zusammengelebt haben, ohne daß wir auch nur entfernt ihn wirklich ge-

Wer Gott anschaut → wird sterben
Ps 21 = Sterbe-Psalme
Sterben - als verklärt werden - Ich

kannt hätten; erst jetzt bricht es aus ihm wie Licht hervor – daß sein Gesicht strahlt wie die Sonne« (ebd., 592f.). Elija und Mose sind die Personifizierungen der Geschichte, die Gott mit seinem Volk gegangen ist. Auch diese Geschichte kommt hier zu ihrem Ziel, Anfang und Erfüllung begegnen einander. »In Moses verdichtet sich die Vision einer Freiheit, die ein ganzes Volk aus Menschenknechtschaft und Despotie quer durch die Wüste in die Freiheit führt« (ebd., 603f.). Und Elijas Aufgabe beginnt mit der Entdeckung, wieviel Angst Menschen vor Göttern, Götzen und Dämonen haben können. Seine Aufgabe ist der Kampf gegen Baal.

Was das theologisch bedeutet, beschreibt prägnant Ulrich Bach (Boden unter den Füßen hat keiner, 195): »Baal ist der vom Menschen erdachte und erwünschte Gott der Stärke, der für stabile Verhältnisse zu sorgen verspricht. Leiden hat hier keinen Platz. Jahwe dagegen ist dunkel, er führt in die Wüste, führt ans Kreuz. Dieser Jahwe verspricht keine abgesicherten Positionen, sondern ist der Gott des Exodus, der wegruft von den »Fleischtöpfen Ägyptens« (Ex 16, 3), der wegruft von den Schätzen zur personalen Beziehung, der wegruft von der Sicherheit zur Gewißheit (ebd., 196). Oder in den Worten Karl Barths: »Das ist die Höhe Gottes, daß er so herniedersteigt.«

Das Hüttenbauen ist gern und häufig als Versuch interpretiert worden, Petrus wolle das Glück festhalten. Wenn wir aber die Verklärung als Überschneidung und Begegnung von Jenseits und Diesseits beschreiben, dann ist dieser Ort nicht an einer Stelle zu fixieren – so verständlich die Sehnsucht ist, gerade an dieser Stelle sein eigenes Zuhause zu finden.

Auch die Trauernden suchen ein neues Zuhause, suchen es oft an den Grabstätten und suchen es oft an den Orten, wo sie früher mit dem inzwischen Verstorbenen zusammen waren. Auch sie erleben: Es ist nicht möglich, an dieser Grenze wirkliche Hütten zu bauen. Es geht einfach nicht. Denn der Übergang von Diesseits und Jenseits ist kein Ort, sondern ein Prozeß, kein Zeitpunkt, sondern eine Entwicklung, eine Wandlung.

Die Verklärungsgeschichte steht im unmittelbaren Kontext der ersten Leidensankündigung Jesu und seiner Aufforderung zur Nachfolge (Mk 8, 31–38). Der innere Kontext der Verklärungs-Erfahrung ist die Leidenserfahrung. So führt der Weg Jesu vom Berg der Verklärung hin zur Kreuzigung auf Golgatha.

Der Trauernde ist mitgegangen bis an die Grenze dieser Erde. Dort hat er die Verwandlung erlebt und begreifen müssen, daß er selbst

zurückbleiben muß. Und er ist den Weg wieder hinabgegangen, zurück in den Alltag, der nun so ganz anders geworden ist.

Es ist schwer, sich dann wieder zurechtzufinden. Und das Schweigen überfällt den Trauernden von selbst. Da bedarf es keines Schweigegebotes. Was er erfahren hat, das findet erst einmal keine Worte. Jede Begegnung mit dem Tod ist eine Begegnung mit dem Ende aller Tage. Vielleicht haben wir wie Mose den Blick hinüberahnen können in das gelobte Land. Wer aber weiß, wann wir endlich am Ziel sind?

Und doch – wir haben das Leben aus einer anderen Perspektive gesehen. Das wird unser Leben verändern. Wir selbst werden uns auf solchen Trauerwegen verändern, wenn wir bereit sind, unserer eigentlichen Lebensaufgabe zu folgen. Nicht wir stellen uns diese Aufgaben. Wer wir sind, das wird uns gesagt – Gott hat sich zu uns bekannt, wie er sich zu seinem Sohn bekannt hat. Darum beginnt der Abstieg vom Berg der Verklärung mit dem Hören.

7.5. ZEICHENHANDLUNG: SALBUNG JESU UND FUSSWASCHUNG

Sechs Tage vor dem Passahfest kam Jesus nach Betanien, wo Lazarus war, den Jesus auferweckt hatte von den Toten. Dort machten sie ihm ein Mahl, und Marta diente ihm; Lazarus aber war einer von denen, die mit ihm zu Tische saßen. Da nahm Maria ein Pfund Salböl von unverfälschter, kostbarer Narde und salbte die Füße Jesu und trocknete mit ihrem Haar seine Füße; das Haus aber wurde erfüllt vom Duft des Öls. Da sprach einer seiner Jünger, Judas Iskariot, der ihn hernach verriet: Warum ist dieses Öl nicht für dreihundert Silbergroschen verkauft worden und den Armen gegeben? Das sagte er aber nicht, weil er nach den Armen fragte, sondern er war ein Dieb, denn er hatte den Geldbeutel und nahm an sich, was gegeben war. Da sprach Jesus: Laß sie in Frieden! Es soll gelten für den Tag meines Begräbnisses. Denn Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit.

Und beim Abendessen, als schon der Teufel dem Judas, Simons Sohn, dem Iskariot, ins Herz gegeben hatte, ihn zu verraten – Jesus aber wußte, daß ihm der Vater alles in seine Hände gegeben hatte und daß er von Gott gekommen war und zu Gott ging, da stand er vom Mahl auf, legte sein Obergewand ab und nahm einen Schurz und umgürte sich. Danach goß er Wasser in ein Becken, fing an, den Jüngern die Füße zu waschen, und trocknete sie mit dem Schurz, mit dem er umgürtet war. Da kam Simon Petrus; der sprach zu ihm: Herr, solltest du mir die Füße waschen? Jesus antwortete und sprach zu ihm: Was ich tue, das verstehst du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren.

Johannes 12, 2–8; 13, 2–7

2 Zeichenhandlungen

1) an Jesus 133 die Salbung Jesu von der Frau
2) an uns

Antizipatorisches Trauern – so nannten wir die Trauer eines Menschen um sich selbst, die Trauer des Menschen, der um sein Ende weiß. Zwei Zeichenhandlungen stehen an der Stelle, wo Jesus seinem Tod entgegensieht – das eine Zeichen wird an ihm vollzogen, das andere Zeichen vollzieht Jesus selbst an seinen Jüngern.

Die Salbung Jesu – eine hinreißende Geschichte! Daß sie in der Verkündigung der jungen Christenheit aufbewahrt und nicht verschwiegen worden ist (in der Markus-Fassung murrte nicht allein der bei Johannes stark stilisierte Judas), das ist schon ein kleines Wunder. Denn Peinlichkeiten werden gern verschwiegen. Da sitzt Jesus in einem Haus in Betanien im Kreis seiner Jünger. Da kommt diese Frau (Markus nennt im Unterschied zu Johannes keinen Namen, sie bleibt namenlos bei ihm), zerbricht ein Glas mit kostbarstem Öl – ein Vermögen wert! – und salbt Jesus.

Wer als Jude aufgewachsen ist, der weiß:

- Gesalbt wurden Könige. Salbung war der festliche Augenblick, in dem ein Mensch zum Auserwählten Gottes wird;
- gesalbt wurden aber auch Verstorbene. Oft haben das die Frauen getan. Auch die trauernden Frauen tragen Öl bei sich, als sie am dritten Tag nach der Hinrichtung Jesu kamen, um seinen Leichnam zu salben.

Gesalbt wurden Auserwählte – und Verstorbene. Um so dramatischer ist dieses Zeichen der Maria (oder der namenlosen Frau bei Markus). Sie verschwendet ein Vermögen, um Jesus zu salben. Und Jesus läßt das geschehen, nimmt dieses Zeichen verschwenderischer Liebe an, wehrt sich nicht. Er ist der Gesalbte.

Kein Wort verliert die Frau. Wer liebt, der handelt. Da braucht es keiner Worte mehr. Jesus läßt das geschehen. Er weiß, was dieses Zeichen bedeutet. Er ist der Gesalbte. Dieses Zeichen verändert ihn. Es macht ihn zum Auserwählten und kündigt seinen Tod. Beides gehört von jetzt an zusammen. Es ist Karfreitag und Ostern, konzentriert in diesem spürbaren Zeichen. Der ganze Raum erfüllt sich mit dem Duft des kostbaren Öls. Es ist ein Vermögen wert – der helle Wahnsinn. Ein Zeichen grenzenloser Liebe.

Wer liebt, kann nicht kleinlich sein. Wer liebt, verausgibt sich, fragt nie, ob sich das auch lohnt, ob es das wert ist. Wer liebt, öffnet Hände, Herz und Seele – und wird auch dann nicht arm, wenn er sich in Liebe vollständig verausgibt. Und ich bin sicher: Jesus umarmt jetzt diese Frau, die so mutig und so unerhört großzügig war. Er hat das Zeichen verstanden und nimmt dieses Zeichen an.

Am schönsten wäre es, würde die Geschichte hier aufhören. Aber leider geht sie noch weiter. Andere Gefühle werden jetzt wach bei den Jüngern (Johannes personifiziert es auf den stark stilisierten Judas: »er war nämlich ein Dieb«). Was hätte man mit diesem Reichtum nicht alles Gutes tun können! War es Neid? War es Berechnung? Jedenfalls fallen sie mit ihren klugen und berechnenden Worten über diese liebende, handelnde und schweigende Frau her. Nicht ein Wort wird von der Frau berichtet. Aber viele Beschimpfungen der Jünger. Spricht hier das soziale Gewissen – oder die Heuchelei?

Jesus stellt sich an die Seite der Frau: Laßt diese Frau in Frieden! Was betrübt ihr sie! Sie hat ein gutes Werk an mir getan! – Wer liebt, der kann auch annehmen, kann sich beschenken lassen, ohne rot zu werden.

Jesus ist der Gesalbte und sagt: Arme habt ihr allezeit bei euch, Mich aber habt ihr nicht allezeit bei euch. (Und bei Markus stiftet er selbst das Gedächtnis an diese mutige, liebende Frau.)

Verstanden haben das die Jünger erst viel später – als die Frauen am Morgen des dritten Tages vom Grabe Jesu zurückkommen, mit ihrem Öl, das sie nun nicht mehr brauchen. Der Gesalbte ist der Auferstandene.

Ich möchte Jesus so grenzenlos lieben können, wie es diese Frau getan hat. Sich für Jesus verausgaben, nicht, weil es sich lohnt, sondern eben aus Liebe. Im Kern ist unser Glaube Liebe – kein Weltverbesserungsprogramm, sondern verschwenderische und hemmungslose Liebe. Genau das brauchen wir: eine Liebe, die nicht berechnend ist. Wer liebt, der öffnet Hände, Herz und Seele – und wird nicht arm, auch wenn er alles verschenkt. Ob sich unser Glaube lohnt? Ob unsere Kirche eine Zukunft hat? Ob wir der berechnenden und unsolidarischen Welt widerstehen können?

Wenn unser Glaube Liebe zu Jesus Christus ist, dann werden wir dienende Gemeinde sein, nicht herrschende Kirche. Liebe findet Wege auch in der größten Ausweglosigkeit. Die Frau aus Betanien war empfindsam genug, um ihre Liebe zu zeigen und aus Liebe zu handeln. Aus Liebe hat sie ihn gesalbt. Was unsere Kirche heute braucht? Nicht so viele schlaue Kirchenväter, sondern so viele herzlich liebende Kirchenmütter – wie diese Frau aus Betanien, die nicht kalkulierte, nicht berechnete, sondern aus Liebe handelte. Denn wer liebt, der kann sich selbst überwinden. Der kann über seine eigenen Grenzen hinausgehen. Der kann sich verausgaben – und wird Lebendigkeit geschenkt bekommen. Als Gesalbter und Geliebter geht Jesus

Fluß-Waschung
Fuß-Salbung

Petrus - falsche Demut (beim Fußwaschen)
Wasch mir auch das Haupt.

in den Garten Gethsemane, an das Kreuz von Golgatha. Als Gesalbter und Geliebter ist er der Auferstandene. Wenn wir ihn lieben, dann ergibt sich die Nächstenliebe ganz von selber. Dann brauchen wir nicht mehr reden und berechnen, dann können wir großzügig handeln.

Die Geschichte von der Salbung Jesu ist eine der mutigsten Antworten auf die Frage nach dem Leid und der Zerstörung in der Welt: die Tat der Liebe gegen das berechnende Wort.

So entspricht das Zeichen, das Jesus an sich geschehen läßt, so wunderbar dem anderen Zeichen, das er an seinen Jüngern vollzieht: Er, der Herr, wäscht ihnen die Füße. Er redet nicht nur davon, was dienen heißt, er zeigt es, er macht es ihnen – uns – vor. Und dieses Dienen ist ein Zeichen, das sich an unseren Körper wendet. In Israel versteht jeder dieses Zeichen. Uns ist es kulturell fremd und ungewohnt. Und doch: ein unendlich schönes Zeichen. Es hat etwas mit unserem Lebens-Weg zu tun. Jesus wäscht, kühlt und säubert unsere Füße, die so vieles hinter sich gebracht haben. Im Abdruck unserer Füße konzentriert sich unsere ganze Lebens-Weg-Geschichte. Unsere Füße sind staubig und müde geworden. Das spüren wir erst in diesem Augenblick, da er unseren Fuß in seine Hand nimmt, sie nimmt, so verdeckt, wie sie sind, so müde sie nun einmal geworden sind. Und wäscht sie mit frischem, klarem Wasser – welch ein Zeichen, welch ein Erleben!

Erst jetzt werde ich mir meiner Füße bewußt. Sie teilen mit meinem Körper das gleiche Geschick: Solange sie mir ihren Dienst tun, frage ich nicht nach ihnen, sind sie mir fraglos selbstverständlich, ein Lebens-Mittel, um meine Lebenswege gehen zu können. Erst, wenn sie erschöpft, müde oder gar verletzt sind, spüre ich, was ich ihnen verdanke. Daß ich meiner Wege gehen kann, aber auch, daß ich nachfolgen kann. Mehr noch: Die Füße tragen mich. Ich kann mich bewegen und Gleichgewicht halten. Meine Füße geben mir Halt, Bodenhaftung. Ich spüre den Boden unter mir, das, was mich trägt – oder was mich unsicher gehen läßt.

Jesus nimmt meine Füße in die Hand – er nimmt damit meine Lebenswege in die Hand, und er dient, er bestimmt nicht, wohin ich jetzt gehen muß, zwingt mich nicht, sondern läßt meine angestregten und müden Füße zur Ruhe kommen. Er wäscht meine Füße. Das ist in Israel ein niedriger Dienst, keine vornehme Kulthandlung. Bei uns ist es fast eine intime, sehr persönliche Handlung. Wir lassen uns nicht gern an die Ferse, an den Fuß fassen. Wir sind das nicht gewohnt. Und

doch ist es ein so schönes Zeichen. Daß er meinen Fuß in seine Hand nimmt. Daß er meine Füße wäscht und erfrischt – daß er es mir ermöglicht, erholt und erfrischt weitergehen zu können.

Das ist mein Wunsch für trauernde Menschen. Daß ihre müde gewordenen Füße erfrischt werden, daß der Staub der Wege, die uns schwer geworden sind, abgewaschen werden kann. Daß wir unsere Füße spüren, spüren, daß wir weiter (!) gehen können.

Fußwaschung ist der Dienst Jesu an Trauernden. Die Füße sind das Zeichen unserer Lebenswege. Mit ihnen sind wir all die Wege gegangen: die guten und unbeschwernten Wege, die schweren und belasteten Wege, die Wege in die Ausweglosigkeit. Und jetzt, wo wir am Ende sind, da nimmt Jesus unsere Füße, nimmt Wasser, reinigt und erfrischt uns. Dienen heißt, den anderen wieder weiter gehen lassen. »Was ich jetzt tue, das verstehst du nicht. Du wirst es aber hernach erfahren.« Du wirst es verstehen, wenn du Jesus verstehst: Er wäscht unser Leben, er gibt uns neues Leben und läßt uns Wege gehen, die uns vorher verschlossen schienen. Fußwaschung ist Reinigung und Fürsorge für unsere Lebenswege.

Zum Abschluß eines Bibliodrama-Seminars mit StudentInnen zu biblischen Texten zu Tod und Sterben haben wir als Abschied die Fußwaschung erlebt. Der Gruppenraum ist umgestaltet – Stühle im Kreis, in der Mitte des Kreises Blumen, eine Kerze, zwei Behälter mit warmem Wasser, Handtücher über die Gefäße ausgebreitet, ruhige Klaviermusik. Wir sind einen weiten Weg miteinander gegangen in diesen Tagen. Abschiedlich leben, das geschieht in der Bibel in der Geschichte von der Fußwaschung. Wir wollen uns nach diesem langen Weg zum Abschied die Füße waschen lassen. – Drei TeilnehmerInnen möchten lieber anderen die Füße waschen, als sich selber waschen zu lassen. Sie übernehmen die Aufgabe. Die anderen sitzen im Kreis, schließen die Augen und gehen ihren Füßen nach. Sehr behutsam werden nacheinander allen die Füße gewaschen – eine bewegende Erfahrung. Schließlich möchten auch die drei sich gern die Füße waschen lassen und setzen sich mit in den Kreis. In einem ruhigen, langen Gespräch – alle noch mit warmen Handtüchern um die gewaschenen Füße – erzählen wir uns, was in uns vorgegangen ist. Kindheitserfahrungen wurden wach: der Fuß als Kindheits-Ich, das im warmen Wasser schwimmt, gestreichelt wird, in die Hand genommen wird. Was meine Füße alles für mich getan haben, ohne daß ich sie jemals wirklich geachtet habe; alle fühlen sich unerhört erfrischt und gestärkt. Abschiedlich leben eröffnet uns Kräfte zum Weitergehen, die wir vorher nicht einmal geahnt haben.

Daß jemand anders meine Füße wirklich annimmt, das habe ich mir nicht vorstellen können. Und die FußwäscherInnen: Wieviel Ausdruck in den Füßen liegt, und wie unterschiedlich sie sind! (Zur praktischen Seite: Für alle TeilnehmerInnen lagen Handtücher bereit, die ihnen nach der Waschung um die Füße gewickelt wurden. Das Wasser erkaltete während dieser – über eine Stunde dauernden – Übung. Es war schön, daß die FußwäscherInnen warmes Wasser nachfüllten; es war schließlich tiefer Winter. Im Sommer mag das anders sein.) So haben wir Abschied genommen – sind neue Wege gegangen, sind durch abschiedliches Leben stark geworden.

7.6. GETHSEMANE: DIE INNERE STERBE-ERFAHRUNG

Und sie kamen zu einem Garten mit Namen Gethsemane. Und er sprach zu seinen Jüngern: Setzt euch hierher, bis ich gebetet habe. Und er nahm mit sich Petrus und Jakobus und Johannes und fing an, zu zittern und zu zagen, und sprach zu ihnen: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod; bleibt hier und wachet!

Und er ging ein wenig weiter, warf sich auf die Erde und betete, daß, wenn es möglich wäre, die Stunde an ihm vorüberginge, und sprach:

Abba, mein Vater, alles ist dir möglich; nimm diesen Kelch von mir; doch nicht, was ich will, sondern was du willst. Und er kam und fand sie schlafend und sprach zu Petrus: Simon, schläfst du? Vermöchtest du nicht, eine Stunde zu wachen? Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallt! Der Geist ist willig; aber das Fleisch ist schwach. Und er ging wieder hin und betete und sprach dieselben Worte und kam zurück und fand sie abermals schlafend; denn ihre Augen waren voller Schlaf, und sie wußten nicht, was sie ihm antworten sollten. Und er kam zum dritten Mal und sprach zu ihnen: Ach, wollt ihr weiter schlafen und ruhen? Es ist genug; die Stunde ist gekommen. Sieh, der Menschensohn wird überantwortet in die Hände der Sünder.

Steht auf, laßt uns gehen! Siehe, der mich verrät, ist nahe. Markus 14, 32–42

Die innere Auseinandersetzung mit dem eigenen Sterben braucht einen besonderen Ort oder Raum. Nicht die alltäglichen Räume sind es, in denen diese Auseinandersetzung geschehen kann, sondern die außergewöhnlichen Räume. Es ist der Raum, der nicht nach Zweckmäßigkeiten gestaltet ist, sondern nach Gesichtspunkten der Schönheit. Es ist der harmonische Raum, der bewußt gestaltete Raum. Es ist der Raum, der an der Nahtstelle zwischen erster und zweiter Schöpfung liegt, also zwischen Natur und Kultur. Der Natur wird hier Raum gelassen, und doch wird gleichzeitig Kultur gestaltet. Solche Räume, die der Alltäglichkeit entzogen sind, Räume, in denen Störungen vermieden werden können, Räume, die uns angenehm berühren und unserer Erholung und Entspannung dienen können, sind eine wichtige

Voraussetzung für die innere Auseinandersetzung mit dem Lebens-Ende.

Achten wir in unserer Zivilisation darauf, daß Menschen in einer schweren Lebensphase solche ästhetisch gestalteten Räume der Abgeschiedenheit, der Schönheit und der Einsamkeit benötigen, um eine unabweisliche innere Entwicklung vollziehen zu können? Viele Menschen erleben ihre schwersten Lebens-Augenblicke in Krankenhäusern. Dort ist für alles gesorgt – aber offenbar nicht alles möglich. Zum Beispiel ist ein Garten nicht immer erreichbar. Es gibt noch immer Krankenhäuser, die eine Kapelle für einen entbehrlichen Raum halten – und das ist nach allen fachlichen Ansichten einer ganzheitlichen Medizin fahrlässig. Ein Raum der Stille, eine Kapelle, ein Gethsemane-Raum – das wäre nicht ein Zugeständnis an klerikale Interessen, sondern es wäre die Ermöglichung innerer Auseinandersetzungen. Gethsemane, das wäre nicht der Raum, in dem ein Mensch zur Einsicht kommt, daß er sterben muß. Es wäre zuerst einmal der Raum, in den ein Mensch sich gern zurückzieht, ein Ort, an dem es einfach schön ist. Ich könnte mir einen Gethsemane-Raum eines modernen Krankenhauses auch als Wintergarten vorstellen. In jedem Fall ist es ein Gebot der Humanität, daß in einem Krankenhaus Gethsemane-Räume entstehen. Und sie müssen zugänglich, mehr noch: erfahrbar sein (auch mit dem Krankenbett und dem Rollstuhl).

Zur Begegnung mit einer Gethsemane-Erfahrung gehört die Nähe von Menschen, die mir vertraut sind. Das müssen nicht unbedingt Angehörige oder Verwandte sein. Es können nahestehende Freunde sein oder Begleiter, die zu Vertrauten geworden sind. Es müssen aber Menschen sein, die mir nahe sein können und die mich gleichzeitig gehen lassen. Es müssen Menschen sein, die aus Zuneigung zu mir auch meine Einsamkeit zulassen können.

Zur Begegnung mit einer Gethsemane-Erfahrung gehört die Nacht, der richtige Augenblick. Die Nacht ist aus der Perspektive des Alltags ein Bereich der Jenseits-Zeit. Die Zeit der Nacht unterscheidet sich wesensmäßig vom Tag. Der Tag lebt seinen eigenen Rhythmus: der Morgen, in Selbstwahrnehmung und literarischer Verdichtung Inbegriff des Neuanfangs, des Erwachens, der Unbeschwertheit, der Morgen als Zeit erwachender Lebendigkeit. Der Mittag dagegen, Ausklingen des eher ungestümen Morgenempfindens, auch im Biorhythmus eher ein ruhigerer Abschnitt (jedenfalls der spätere Mittag); dann der Nachmittag, an dem der Tag Früchte trägt. Die Zeit der entspannten Betrachtung, die Zeit, in der auch der Tag selber zur Reife gekommen

Schuld der Götter

Redemptor

Schuld verteilte

- Alle an mich nehme vor

Zeichen von Freiheit.
Zeichen von meiner Vergebenheit

Schuld macht Unfrei

Antizipation – Akte der Freiheit der zugleich mit etwas geht.
Antizipation der Freiheit die selber

Lk 7

Garten = Raum

Weg gehen → über Tod

ist – das ist gleichzeitig die Zeit, in der das Leben des Tages in weiches, eher barmherziges Licht gehüllt wird, gutmütig und leicht melancholisch. Denn es ist auch die Übergangszeit zum Abend, also Vor-Abend-Zeit. In der Dynamik des Tages bildet der Abend den Abschluß, zur Ruhe kommen, abschließen, was gewesen ist, beenden, was geschehen ist, aus-ruhen. Dieser Dynamik des Tages, die eng verbunden ist mit der Dynamik des Lichtes, findet im Abend ihr Ende. Erst danach beginnt die Nacht – Jenseits-Zeit aus der Perspektive des Alltags. Die wache Nacht, die Nacht-Wache ist die Begleitzeit des Schlafs, im tieferen Sinn die Begleitzeit des Todes. In dieser Jenseits-Zeit, eine Insel mitten in der Diesseits-Zeit, haben innere Wahrheiten ihr Zuhause. Die äußeren Bilder verdichten sich zu inneren Bildern und stehen schattenlos im inneren Raum. Die Nacht ist zeitlose Zeit und deshalb die Freundin der Jenseits-Gedanken.

Zur Gethsemane-Erfahrung gehören also in Aufnahme und Vertiefung der neutestamentlichen Darstellung:

– *Gethsemane-Räume*: Sich inneren Raum schaffen oder sich in äußere Räume zurückziehen können, die der Alltäglichkeit und Zweckmäßigkeit entzogen sind;

– *Gethsemane-Menschen*: Vertraute Begleiter, die mitgehen, aber mich auch allein weitergehen lassen können; Menschen, die um den Ernst der Lage wissen, aber nicht in der gleichen Situation sind wie ich;

– *Gethsemane-Zeit*: Die Nacht, die Jenseits-Zeit; gleichzeitig aber auch die Vor-Zeit, in der ich innerlich vorwegereise, was in Wahrheit und unabweislich auf mich zukommt – aber noch nicht da ist.

Die innere Struktur dieser Gethsemane-Erfahrung lebt vom Wechsel zwischen Nähe und Distanz und von der Wiederholung. Das sind die beiden Haltepfähle, zwischen denen sich das Netzwerk der inneren Entwicklung aufbauen kann. Der Anfang einer Gethsemane-Erfahrung gehört der Besorgung des Raumes: sich in einen Jenseits-Raum begeben, sich innerlich Raum verschaffen – dort ankommen, wo ich Raum habe. Und dort bekommt jeder seinen Platz. Diejenigen, die zwar dazugehören, aber nicht in diesem Augenblick unmittelbare Begleiter sein sollen, bekommen ihren Platz, verbunden mit einer Aufgabe: warten können. Dann beginnt das Weitergehen. Jemanden mitnehmen, nicht nur einen Begleiter, sondern drei – Welch ein Reichtum.

Im Gethsemane-Raum, abseits der alltäglichen Begleiter, aber in Gegenwart der engsten Vertrauten ist es möglich, dem Gefühl nahe-zukommen. Somatische und verbale Ausdrucksmöglichkeiten haben hier nebeneinander ihr Recht: Er fing an, zu zittern und zu zagen, und

sprach zu ihnen: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod. Der Ausgangspunkt der inneren Auseinandersetzung liegt dort, wo bedrückende Gefühle ausgedrückt werden können, mit dem Körper, mit Worten zu Vertrauten – ein Moment besonderer persönlicher Nähe. Solche belastenden Empfindungen waren der innere Beweg-Grund, sich auf diesen Gethsemane-Weg zu machen. Sie können aber erst gelebt und ausgesprochen werden, wenn dieser Weg bereits begonnen hat. Der persönlichen Öffnung von bedrückenden Gefühlen folgen nicht Trost und Umarmung, sondern der Wunsch, allein weiterzugehen, der Wunsch nach Klärung. Und dazu gehört der Abstand – jemanden zurückzulassen und weiterzugehen.

Zum Zurücklassen gehört aber auch die Vergewisserung: Bleibet hier und wachet mit mir! Gethsemane-Menschen müssen es ertragen können, in wichtigen Augenblicken der inneren Reifung zurückbleiben zu können. Wachen können – in der Jenseits-Zeit aushalten. Wachen können – eine Begleitungsweise der Vertrautheit, die Distanz ertragen kann. Wachen können – geschehen lassen, was sich jetzt beim anderen entwickeln will; Aufmerksamkeit ohne Neugier; Konzentration ohne Eilfertigkeit; Geduld ohne Gleichmütigkeit. Jemanden weitergehen lassen, weil er sich dazu entschieden hat, allein weitergehen zu wollen. Das Weitergehen ist eine andere Art der Annäherung, Annäherung an den Gethsemane-Kern: Er warf sich auf die Erde und betete. Das ist gelebte Körpersprache. Sich auf die Erde werfen – das ist unserem Kulturempfinden fremd und doch ganz nah bei der Todeserfahrung: In die Erde gelegt zu werden, der Erde zuzugehören; von Erde bist du genommen – zu Erde wirst du werden.

In solcher Einsamkeit erst geschieht es, daß Jesus sich ganz ausliefert – und betet. Eigentlich ist beides gleich – körperlich sich ausliefern, sich auf die Erde werfen; dialogisch sich ausliefern: beten. Beten ist Dialog mit Gott. Wer sich auf diesen Dialog einläßt, beharrt nicht auf seinem Weg, sondern erwartet einen Weg, läßt sich einen Weg zeigen – auch wenn es nicht der Weg ist, der dem eigenen Wünschen am nächsten liegt. Beten ist Dialog und ist deshalb auch: mit Gott verhandeln, einen Wunsch äußern. Zum Kern der Gethsemane-Erfahrung gehört der Wunsch, ausweichen zu wollen: daß, wenn es möglich ist, die Stunde an ihm vorübergeht.

Schwanken und Verhandeln gehören hierhin, das Werben: Abba, mein Vater! Das überredende Verhandeln mit Gott: Alles ist dir möglich. Das ist die ausformulierte Ambivalenz der Gethsemane-Erfahrung: Du kannst so und so entscheiden. Der Wunsch behält hier sei-

nen Raum: Nimm diesen Kelch von mir. Aber dieser Wunsch bleibt in der dialogischen Ambivalenz der Gethsemane-Erfahrung: Doch nicht, was ich will, sondern, was du willst. Der eigene Wille hat hier seinen Raum – doch er bleibt begrenzt. Im Dialog steht ihm der Wille Gottes gegenüber. Die Entscheidung bleibt offen. Nur, wenn die Entscheidung als wirklich offen erfahren und ausgedrückt werden kann, ist Raum genug, eine Entscheidung anzunehmen – gerade auch, wenn es nicht mein Wunsch-Weg ist. In der Offenheit endet dieser erste Verhandlungsdialog mit Gott.

Der Weg weiter ist zunächst einmal der Weg zurück. Zurückgehen, ohne gleich im ersten Zu-Gang eine Entscheidung gefunden zu haben, dieses Zurückgehen-können, sich vergewissern dessen, was ich zurückgelassen habe, das gehört mit zur Ambivalenzerfahrung von Gethsemane. Und die Enttäuschung: daß das Vertrauen nicht durchgehalten worden ist, daß das Wachen sehr viel Geduld erfordert – und die bittere Enttäuschung, daß meine Begleiter es nicht aushalten in der Wachheit dieser, Jenseits-Zeit; daß ich einsamer bin, als ich gehofft habe.

Sie schlafend finden – die Geduld ist ihnen ausgegangen, die Aufmerksamkeit hat auch mich verlassen, Gleichmütigkeit berührt mich als Fremdheit. Schlafen – sich der Jenseits-Zeit, in der langsam meine ganz persönliche Entscheidung zu reifen beginnt, entziehen; schlafen, also nicht mitempfinden, mitwachen, mitkämpfen, sondern der Ohnmächtigkeit erlegen sein, keine tapferen und verlässlichen Begleiter mehr hinter sich wissen – und der mühsam mahnende Versuch, sie in meine Auseinandersetzung hineinzuholen. Ratlos, beinahe fassungslos: Simon, schläfst du?! Und die dringende Bitte aussprechen: Wachtet und betet – eine Stunde mit mir wachen – wachtet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallt! Es ist die Zeit der inneren Auseinandersetzung.

Nähe und Distanz auf der einen Seite und die Wiederholung auf der anderen Seite, das sind die Säulen dieses Erfahrungsgebäudes. Beides ist schmerzhaft und anstrengend, in sich offen und drängt zu einer Entscheidung. Es ist eine Fiktion, daß ich in meinem Leben wichtige Entscheidungen in einem Augenblick treffe – immer erlebe ich diesen langen Weg zwischen verschiedenen Möglichkeiten, zwischen verschiedenen Empfindungen. In solchem wechsellvollen Prozeß hat auch die Enttäuschung ihren Platz. Ich bin mitten in der anstrengendsten Entscheidung meines Lebens. Andere spüren das. Sie zeigen mir ihre Zuneigung, wärmen mich mit ihrer Nähe. Aber – ach, sie sind nicht in meiner Lage. Das ist die bedrückende Erkenntnis, der sich

kein Mensch entziehen kann, wenn es um seine eigene Gethsemane-Erfahrung geht. Da ringt ein Mensch mit Leben und Tod. Andere sind ihm nah, sind bedrückt, empfinden mit, sind auch mit ihren eigenen Befürchtungen beschäftigt: Wie schwer das wird, ohne ihn weiterzuleben! Aber der Mensch, der selbst dem Tod begegnet, ist in viel radikalerer Weise der Situation ausgesetzt: Nicht der Verlust eines Menschen, sondern der Verlust aller Menschen steht für ihn bevor. Nicht eine absehbare Zeit großer Traurigkeit, sondern die Absehbarkeit der eigenen Zeit steht ihm vor Augen. Da verwandelt sich zwangsläufig jede Nähe in Distanz: Ihr lebt ja noch – auch dann, wenn ich schon gestorben bin. Das ist ein unüberbrückbarer Unterschied! Dann ist es gut und wahrhaftig, ärgerlich zu werden: Kannst Du nicht einmal eine Stunde für mich wachen?! Da hat die Enttäuschung ihren Platz. Und sie ist unvermeidlich. Aber es ist wichtig, daß sie ausgesprochen werden kann, daß diese traurig-wütenden Gefühle ihren Ausdruck finden können.

Wachtet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallt! Was für eine Anforderung, was für ein Wunsch, was für eine Zumutung! Wachtet: Halte die Jenseits-Zeit mit mir aus. Ich bin der Jenseits-Zeit schon sehr nah, sie bedrückt auch mich, ja, sie droht, auch mich zu überwältigen. Bleib wenigstens du in dieser kleinen Spanne Jenseits-Zeit in meiner Nähe. Laß dich von der Jenseits-Zeit nicht überwältigen. Und bete: Liefere dich aus. Ich muß mich auch ausliefern. Und da ist es gut, nicht allein zu sein. Liefere dich aus – auch, wenn du dich noch zurückziehen kannst, dich noch entziehen kannst, noch beharren kannst, dich noch behaupten kannst (also nicht beten). Wer dem Sterben begegnet, begegnet in extremer Weise der Notwendigkeit, sich ausliefern, sich aus der Hand geben zu müssen. Das kann auch anders geschehen: sich einfach verlieren – wenn es Zeit ist. Sich solange festhalten, wie noch Zeit ist – und dann kann ich es eben nicht mehr ändern, Ohn-Macht. Beten ist beides: sich selbst mitbringen und gleichzeitig sich selbst ausliefern. Zweifel ist die Form, in der wir am intensivsten beten. Es wird nur so verzweifelt, weil wir uns dem Gegenüber nicht aussetzen: Gott. Beten ist zweifelndes Fragen und Angst vor der Klarheit der Antwort, weil mich diese Antwort überfordern könnte, überwältigen könnte, mich enttäuscht.

Das ist es im Kern, was Jesus von Simon Petrus hier verlangt: sich mit seiner Nähe, seiner Liebe zu Jesus so einzubringen, daß er mit ihm leidet. Leiden heißt hier beides: in der Jenseits-Zeit wach bleiben, aushalten. Und: sich ausliefern, dem Willen Gottes zu begegnen. Das

hätte für Simon Petrus ein Lebens-Ereignis werden können. Aber er hat geschlafen. Er hat nicht gebetet, hat sich nicht Gottes Willen ausgesetzt, hat sich noch entzogen – und so vieles versäumt. Sterbebegleitung geschieht nicht nur mit dem Verstand, sie muß mit dem Herzen geschehen. In der Bibel steht das genauer, nämlich in einer Ambivalenz, der ein trauriger Zug abzuspüren ist: »Aber! Vom Verstand her hast du dich immer so mutig geäußert, aber dein Herz, dein Gemüt ist hier nicht bei der Sache. Enttäuschung ist auf diesem Gethsemane-Weg wohl unvermeidlich. Und zugleich verletzend und bedrückend.

Und er ging wieder hin – und sprach dieselben Worte. Die Wiederholung. Wir sind einfach damit noch nicht fertig. Wie schrecklich sind die Begleiter, die immer darauf warten, daß sich ein sterbender Mensch verändert, seine Verbitterung verliert, seinen Trotz, seinen Zorn, seine Enttäuschung. Es ist sicherlich schwer auszuhalten, wenn sich das immer wiederholt. Und viele Begleiter wenden sich gerade in diesem Augenblick ab. Sie halten das nicht aus.

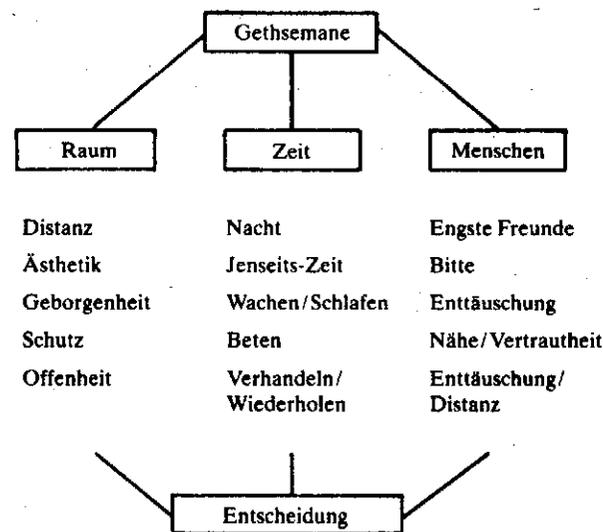
Es sind ja nicht die bewegenden Augenblicke, die uns Mühe machen, die Augenblicke, in denen wir hindurchgeführt werden zu einer neuen Einsicht, sondern die ständigen Wiederholungen – sich nicht abfinden können. Wenn der Widerstand bleibt, der Kampf, die Empörung, die Wut, dann bleiben viele, die uns Nähe versprochen haben, ratlos, erschöpft, unzufrieden an unserer Seite. Und das ist für den Menschen, der um sein Leben ringt, quälend. Daß auch diejenigen, die ihn immer so gut verstanden haben, nun an ihm verzweifeln. Ob Gott an uns verzweifelt, wenn wir mit unserer Bitte immer wieder zu ihm kommen? Gott läßt solche Wiederholung zu, er empört sich nicht. Nur – die Begleiter, sie schlafen wieder.

Die wichtigsten inneren Erfahrungen lassen sich nicht in Worte fassen. Gott gibt uns keine wörtliche Antwort. Wir spüren nur, wohin der Weg jetzt geht, unausweichlich. Und wenn diese Unausweichlichkeit uns vor Augen steht, dann macht sich Sprachlosigkeit breit, Sprachlosigkeit bis in diese Gethsemane-Erfahrung hinein: »... und kam zurück und fand sie abermals schlafend; denn ihre Augen waren voll Schlaf, und sie wußten nicht, was sie ihm antworten sollten.«

Solche Sprachlosigkeit ist der Kern der Erfahrung, die Sterbebegleiter – und eben das waren Petrus, Jakobus und Johannes für Jesus, von ihm selbst ausgewählte Sterbebegleiter – so belastet und der sie im Kern nicht entgehen können. Mehr noch: Schrecklich sind die Begleiter, die immer reden müssen, ihr eigenes Versagen wegreden wollen und so das Unvermeidliche zerreden. Das ist wenig tröstlich. Aber

auch die Sprachlosigkeit ist bedrückend. Wenn ich nichts mehr sagen kann! Wenn mir die Worte fehlen, wenn es keine Anknüpfungspunkte mehr gibt. Ohnmacht – im Gethsemane-Drama der Schlaf der drei Jünger, sie ist der ständige Begleiter der Sterbebegleiter. Das macht die euphorischen Sterbebegleiter, die Idealisierer so unglaublich unwahrscheinlich, so unwahrhaftig – daß man ihnen ihre Sprachlosigkeit nie, an nicht einer Stelle anmerkt. Daß sie immer noch etwas zu sagen haben. Da fühle ich mich dem Petrus und dem Johannes und dem Jakobus näher. Sprachlos.

Gerade jetzt ist die innere Entscheidung gereift. Nichts steht davon in der ganzen Gethsemane-Geschichte. Nichts davon erzählen die Menschen, die ihrem Tod unausweichlich bevorstehen. Wie eigentlich diese Entscheidung gereift ist, das bleibt verborgen – nur dem Sterbenden vertraut. Und es bleibt das Gefühl der Distanz: Ach, wollt ihr weiter schlafen und ruhen? Nein, das ist nicht bedauernd, das ist von unabweisbarer Endgültigkeit. Dieser Auseinandersetzung habt ihr euch entzogen. Ohne Begleiter ist dann die Entscheidung gefallen, in der Wiederholung ist die Bejahung gewachsen. Aber die Bejahung des Sterbens vergrößert ja nur noch um so mehr die Distanz zu denen, die sich aufgemacht haben (die ich ausgesucht habe), mich zu begleiten. Es ist genug! Die Stunde ist gekommen. So stehen am Ende der Gethsemane-Erfahrung die Klarheit und gleichzeitig die



Ohnmacht. Wir müssen genau lesen. Da steht nicht: Nach Gottes unendlichem Ratschluß überantworte ich mich jetzt dem Sterben. Sondern: Der Menschensohn wird überantwortet in die Hände der Sünder. Den Tod beschließen wir nicht selbst, wir gehen nicht auf den Tod zu. Sondern: Der Tod macht uns passiv, und das schon im Sterben. Wir werden überantwortet. Unsere eigene Verantwortung hat eine letzte endgültige Grenze gefunden.

Hier endet die Gethsemane-Erfahrung – hier, am Ende, da geschieht etwas Einzigartiges, was eben nur mit Jesu Kreuz und Auferstehung zu verstehen ist. Jesus sagt: Steht auf, laßt uns gehen! Siehe, der mich verrät, ist nah. Sein Tod hat nicht nur mit Gottes Willen zu tun, sondern mit der Schuld des Menschen. Der Verrat des Menschen, das ist die eigentliche Todesursache Jesu, des Menschensohnes. Diese Wahrheit bleibt eine Wahrheit des Glaubens. Und sie bezieht meinen Verrat mit ein. Verrat, das ist das Bündnis, das der Mensch mit sich selber schließt, gegen Gott. Solcher Verrat ist die eigentliche Todesursache Jesu.

In der Gethsemane-Erfahrung erschließt sich uns der Weg der inneren Sterbeerfahrung. Darin wird Jesus unverwechselbar und zugleich beispielhaft Mensch, daß er die innere Sterbeerfahrung durchlitten hat in einer Klarheit und unabweislich konsequent – wie wir selbst es kaum jemals durchzustehen vermögen. Mehr noch, er zeigt uns gerade darin, daß er auch in unserer eigenen Gethsemane-Erfahrung anwesend ist. Er ist uns darin näher, als die Begleiter ihm damals sein konnten. Nur, wer selbst konsequent seine Gethsemane-Erfahrung durchlitten hat, ist ein wachsamer Begleiter meiner eigenen Gethsemane-Nächte. Und die bleiben niemandem erspart.

Gethsemane – bibliodramatisch:

Der Morgen beginnt mit dem Taizé-Lied: »Bleibet hier und wachet mit mir – wachet und betet«. Das zuerst unbekannte Lied kann sehr bald mehrstimmig gesungen werden. Zwei TeilnehmerInnen hatten bereits beim Auswertungsgespräch am Vortag deutlich gesagt, daß sie gern auch eine Trauergeschichte durcharbeiten möchten.

Die beiden TeilnehmerInnen werden gemeinsam und parallel die Gethsemane-Geschichte gestalten. Diese wird langsam vorgelesen. Die beiden werden gebeten, sich jeweils zwei BegleiterInnen auszusuchen. Die anderen TeilnehmerInnen werden jetzt Bäume im Garten Gethsemane und verteilen sich im Raum. Unter diesen Bäumen sitzen beide Gruppen mit dem Leiter zusammen. Die beiden erzählen, was sie bewegt. Dann gehen beide Gruppen auseinander in ver-

schiedene Bereiche des Gartens und lassen sich dort nieder. Der Leiter fügt eine Baum-Meditation ein: Die uralten Ölbäume im Garten Gethsemane – fest verwurzelt, die rauhe Rinde, das unsichtbare Wurzelwerk unseres Lebens in uns und unter unseren Füßen – Standfestigkeit – die vielen Jahre, die hinter uns liegen – die Jahresringe, die hellen und die dunklen, die niemand sehen kann, erst, wenn der Baum nicht mehr steht, werden andere in diesen Jahresringen unsere Lebensgeschichte nachlesen können – gute Jahre und schwere Jahre, helle Jahresringe und dunkle Jahresringe.

Die beiden Gruppen sind an unterschiedlichen Stellen im Garten Gethsemane. Dort sprechen sie mit ihren Begleitern, was ihnen jetzt bevorsteht. Dann verlassen sie ihre Begleiter und suchen sich einen Platz abseits der Begleiter allein. Der Leiter setzt das Gespräch mit beiden nacheinander fort. Die Kernfrage: Was ist dein Kelch, der an dir vorübergehen soll? Dieses Bild konzentriert die jetzt bedeutsamen Gefühle, die genauer betrachtet werden. Nach diesem Gespräch gehen die beiden zurück zu ihren BegleiterInnen und reden mit ihnen. Dann machen sie sich erneut auf den Weg, jetzt ganz allein. Niemand redet mit ihnen, sie begegnen jetzt allein ihrem Kelch, suchen den eigenen Namen dieses Kelches. Und kommen, nach schwerer Zeit, schließlich zurück.

Die Bäume erzählen, wie es ihnen ergangen ist. Und die beiden TeilnehmerInnen erzählen, welche Wege sie gegangen, welche Erfahrungen ihnen begegnet sind. Einzelne TeilnehmerInnen arbeiten die in ihnen wachgewordenen Empfindungen genauer durch. Die Gethsemane-Erfahrung geht zu Ende.

7.7. EMMAUS: GEHEN UND BLEIBEN

Und siehe, zwei von ihnen gingen an demselben Tage in ein Dorf, das war von Jerusalem etwa zwei Wegstunden entfernt, dessen Name ist Emmaus. Und sie redeten miteinander von allen diesen Geschichten. Und es geschah, als sie so redeten und sich miteinander besprachen, da nahte sich Jesus selbst und ging mit ihnen. Aber ihre Augen wurde gehalten, daß sie ihn nicht erkannten. Er sprach aber zu ihnen: Was sind das für Dinge, die ihr miteinander verhandelt unterwegs? Da blieben sie traurig stehen. Und der eine, mit Namen Kleopas, antwortete und sprach zu ihm: Bist du der einzige unter den Fremden in Jerusalem, der nicht weiß, was in diesen Tagen dort geschehen ist? Und er sprach zu ihnen: Was denn? Sie aber sprachen zu ihm: Das mit Jesus von Nazareth, der ein Prophet war, mächtig in Taten und Worten vor Gott und

allem Volk; wie ihn unsre Hohenpriester und Oberen zur Todesstrafe überantwortet und gekreuzigt haben. Wir aber hofften, er sei es, der Israel erlösen werde. Und über das alles ist heute der dritte Tag, daß dies geschehen ist. Auch haben uns erschreckt einige Frauen aus unserer Mitte, die sind früh bei dem Grab gewesen, haben seinen Leib nicht gefunden, kommen und sagen, sie haben eine Erscheinung von Engeln gesehen, die sagen, er lebe. Und einige von uns gingen hin zum Grab und fanden's so, wie die Frauen sagten; aber ihn sahen sie nicht. Und er sprach zu ihnen: O ihr Toren, zu trägen Herzens, all dem zu glauben, was die Propheten geredet haben! Mußte nicht Christus dies erleiden und in seine Herrlichkeit eingehen? Und er fing an bei Mose und allen Propheten und legte ihnen aus, was in der gesamten Schrift von ihm gesagt war. Und sie kamen nahe an das Dorf, wo sie hingingen. Und er stellte sich, als wollte er weitergehen. Und sie nötigten ihn und sprachen: Bleibe bei uns; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt. Und er ging hinein, bei ihnen zu bleiben. Und es geschah, als er mit ihnen zu Tisch saß, nahm er das Brot, dankte, brach's und gab's ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten ihn. Und er verschwand vor ihnen. Und sie sprachen untereinander: Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete auf dem Wege und uns die Schrift öffnete? Und sie standen auf zu derselben Stunde, kehrten zurück nach Jerusalem und fanden die elf versammelt und die bei ihnen waren; die sprachen: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und Simon erschienen. Und sie erzählten ihnen, was auf dem Wege geschehen war und wie er von ihnen erkannt wurde, als er das Brot brach.

Lukas 24, 13–39

Der Emmaus-Weg ist der Trauer-Weg par excellence, ein Weg, der die Trauernden weg vom Ort des Todes führt. Aber sie tragen die Trauer mit sich fort.

Wer Trauer-Begleitung erfahren will, der muß bei Jesus selber in die Schule gehen. In der Emmaus-Geschichte erleben wir, wie Jesus mit Trauernden umgeht. Die Erzählung ist deshalb für mich der Inbegriff von Trauerbegleitung. Der Schluß dieser Geschichte erschließt sich aus dem Glauben. Er eröffnet – ganz am Ende eines langen Weges – einen neuen Horizont. Aber bis zu diesem Ziel muß ein weiter Weg zurückgelegt werden, eben der Trauerweg von Gethsemane bis Emmaus. Auch für diejenigen, die sich nicht auf die Auferstehungsgewißheit des christlichen Glaubens einlassen wollen oder können, stellt diese Geschichte geradezu ein Kleinod wirklicher Trauer-Begleitung dar. Und für alle Trauernden, die unsicher geworden sind, was sie denn noch glauben, hoffen, erwarten können, ist diese Geschichte ein Begleiter in der schwersten Zeit unseres Lebens.

»Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden« – das ist die Grunderfahrung, die alle Trauernden nachsprechen können. Diese Worte drücken dicht, wie kaum ein anderer Satz, das Lebensgefühl von traurigen Menschen aus. Es ist das geheime Grundmotiv, der tiefste Wunsch aller Trauernden: »Herr, bleibe bei uns, denn es will

Abend werden.« Den Tod erleben wir als Nacht unseres Lebens, und unsere Trauer führt uns mitten hinein in den nicht enden wollenden Abend unseres eigenen Lebens. »Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt« – das ist der Wunsch von Trauernden, in der Nacht der Trauerwege nicht in Einsamkeit zu versinken. Dieser Wunsch wird in unserer Emmaus-Geschichte von zwei Menschen geäußert, die bereits einen langen Weg neben dem auferstandenen Christus gegangen sind – ohne es zu ahnen oder zu erkennen. Trauer braucht seine Zeit – den langen Weg von Gethsemane bis Emmaus. Diesen Weg wollen wir – als Abschluß biblisch orientierter Trauer-Begleitung – jetzt nachgehen.

Der Tod und die Beerdigung liegen hinter den beiden Menschen, die wohl nicht zum Kreis der »elf« Jünger gehören, aber doch mitten hinein in den Kreis derer, die tief um den toten Jesus trauern. Der Gang nach Emmaus ist – übertragen auf die Bilder der Trauerbegleitung, wie sie in diesem Buch entfaltet werden – der Weg der Trauernden, nachdem der Verstorbene begraben ist, nachdem die engsten Angehörigen abgereist und die Trauernden mit sich und ihrer Trauer allein sind. Nunmehr fangen die schweren Wege der Trauer erst an. Denn alle Ritual-Begleitung hat an dieser Stelle bereits aufgehört. Es gibt nichts mehr zu erwarten, nichts mehr zu besorgen, nichts mehr vorzubereiten. Es ist alles passiert. Da fängt die Einsamkeit erst richtig an, die Einsamkeit der Trauerwege, die Einsamkeit des Weges von Golgatha nach Emmaus.

Weggehen wollen – das ist der stärkste Grundimpuls, den Trauernde in solchen Augenblicken spüren. Alles hinter sich lassen – was habe ich denn jetzt noch zu erwarten? Und so gehen auch diese beiden Trauernden ihre ersten Schritte auf den Trauerwegen, die Schritte von Jerusalem nach Emmaus. Sie wollen Abstand gewinnen – ohne eine zwingendes Ziel vor Augen zu haben. Sie gehen die ersten Schritte auf den Trauerwegen – aber sie nehmen ihre Traurigkeit mit.

Hier haben sich zwei Trauernde zusammengeschlossen. Sie gehen gemeinsam. Sie teilen die Traurigkeit miteinander. Sie tun das, was für alle Trauernden in dieser Zeit so unendlich wichtig wäre: Sie reden miteinander. Das ist eigentlich das Schwerste in der Trauerbewältigung – wenn wir niemanden haben, der jetzt mit uns redet, wenn wir niemanden haben, der jetzt mit uns empfindet. Die beiden Trauernden gehen zusammen und »redeten miteinander von allen diesen Geschichten«.

Gleich dreimal taucht in den Sätzen das Reden, das Erzählen auf. Nur Verstockte merken noch immer nicht, wie lebenswichtig, wie wichtig für die Trauer solches Reden ist: »redeten miteinander«, »als

sie so redeten« und »sich einander besprachen«. Hier werden Sterbegeschichten und Lebensgeschichten erzählt.

Die Trauerbegleitung Jesu ist so, wie sie jeder Mensch üben sollte, der Trauernde begleiten will. Und das, obgleich hier doch alles ganz anders hätte sein können: Er hätte ja auch kommen können und sagen können: »Ich bin auferstanden – Schluß mit der Traurigkeit!« Aber Jesus beginnt ganz anders, als behutsamer und mitgehender Trauerbegleiter: Er nähert sich – und er geht mit.

Wie oft erleben Trauernde in den ersten Wochen und Monaten ihrer Trauer, daß ihnen so ganz anders begegnet wird: »Das Leben muß weitergehen.« Oder: »Jetzt können wir auch nichts mehr ändern.« Oder: »Die Zeit heilt alle Wunden.« – Das mag ja stimmen – aber zu Trauernden gesagt ist dieser Satz erst einmal Ausdruck grober Lieblosigkeit, Ausdruck mangelnder Bereitschaft zur Wegbegleitung. Jesus dagegen stellt Nähe her und praktiziert wortwörtlich Begleitung: »nahte sich Jesus selbst und ging mit ihnen«. Wer Trauernde begleiten will, der muß bereit sein, sich auf Nähe einzulassen. Nähe ist nur möglich, wenn wir bereit sind, traurige Gefühle zu ertragen, bei uns selbst traurige Gefühle zuzulassen. Nähe ereignet sich, wo wir bereit sind, zuzuhören. Und Trauerbegleitung ist keine Moment-Aufgabe, sondern ein Weggeschehen.

Beinahe im Nebensatz steht etwas Entscheidendes: »es geschah« – da nahte sich Jesus. Nähe läßt sich nicht machen, sie ereignet sich. Das bedeutet für alle, die sich auf Trauerbegleitung einlassen wollen: Wir haben es nicht in der Hand, ob Nähe wirklich möglich ist, ob wir die richtigen Begleiter sind. »Es geschieht.«

»Aber ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht erkannten.« Schöner und treffender läßt sich kaum beschreiben, wie Trauernden zumute ist, was sie sehen und was sie nicht sehen können oder wollen. Wie oft erleben Trauernde, daß sie von gutmeinenden Begleitern abgelenkt werden wollen, daß ihnen harmonische und versöhnliche Bilder vor Augen geführt werden – die Schönheit, die doch immer noch um sie herum da ist. Trauernde aber sehen anders als Nicht-Trauernde. Ihre Augen werden von der Trauer gehalten, festgehalten durch die Bilder von Tod und Sterben. Alle Versuche, »ihnen die Augen zu öffnen« oder ihnen mal etwas Schönes zu zeigen, können nur ins Leere gehen. Trauernde sehen anders. Sie sind näher an ihren inneren Bildern, an den Bildern der unmittelbaren Vergangenheit als an den Erscheinungen der Gegenwart. Und erst recht ist jegliche Zukunftsperspektive ihren Augen verschlossen.

Jesus fragt die Trauernden: »Was sind das für Dinge, die ihr da miteinander verhandelt unterwegs?« Er lädt ein zum Erzählen – und gleichzeitig taucht hier ein erster Bruch auf. Die Trauernden bleiben stehen – realisieren, was Trauernden oft erschrocken bewußt wird: eine Diskrepanz-Erfahrung. Sie sind so ganz mitten in ihrer Trauer. In ihren Augen und in ihren Gefühlen trauert die ganze Welt, alles ist traurig, dunkel, ausweglos. Und da begegnen uns Menschen wie aus einer anderen Welt.

Mit ihrer Rückfrage beziehen sie Jesus ein in ihr Empfinden. Nicht die unbeschwerte, alltägliche Welt wird zum Maßstab, an dem sich die Trauernden nun – mehr schlecht als recht – orientieren, sondern der Fremde wird zum Mitgehenden, indem sie ihm erzählen, wie ihre Welt-sicht jetzt ist. Und sie erzählen nicht nur eine Sterbegeschichte, sie erzählen eine ganze Lebensgeschichte. Sie erzählen von Jesus von Nazareth, den sie geliebt haben, den sie betrauern, mit dem sie alle Lebenshoffnung verknüpft haben. Sie erzählen nicht gleichmütig Fakten und Ereignisse, sondern teilen ihre Gemütsbewegung mit: »Wir aber hofften, er sei es, der Israel erlösen werde.« Enttäuschte Hoffnungen bilden den geheimen Kern aller Trauergeschichten, gerade wenn sie in den Zusammenhang mit der Lebensgeschichte gebracht werden.

Da, wo Jesus die beiden Trauernden fragt, da, wo die Trauernden diese Diskrepanzerfahrung realisieren, Diskrepanz zwischen ihrer Trauerwelt und der Lebenswelt, da wird in der Erzählung am klarsten ihr Gemütszustand beschrieben: Sie bleiben traurig stehen.

Jesus läßt sie erzählen – er, der das alles ja doch viel besser wissen kann als sie. Er läßt sie erzählen und unterbricht oder verbessert sie nicht. Er läßt sich die Sterbegeschichte erzählen und die Lebensgeschichte. Läßt sie auch erzählen, wo die beiden jetzt stehen: »Und über alles ist heute der dritte Tag.« Er läßt sie auch ihre Ungewißheit erzählen, die Geschichte von den Frauen.

Erst an dieser Stelle vollzieht sich Trauer-Begleitung, anders als in unserer Trauer-Begleitung, der eigentliche Bruch. Jesus geht mit, hört zu – und geht auf Distanz: »O ihr Toren, zu trägen Herzens, all dem zu glauben, was die Propheten geredet haben.« Jesus mischt sich ein in ihre Trauergeschichte. Er mischt sich ein in ihre Sinn-Konstitution. Und nun erzählt er selbst, als Hauptbetroffener. Er fängt an »bei Mose und den Propheten« und legt ihnen die gesamte Schrift aus.

Nur einmal wird im Lukas-Evangelium davon berichtet, daß Jesus sich verstellt, an dieser Stelle: »Er stellt sich, als wollte er weitergehen.«

Hier, wo die Trauerbegleitung an ihr vorläufiges Ende gekommen

zu sein scheint, da kommt der Grundwunsch der Trauernden zur Sprache: »Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget.« Jesus bleibt – trotz aller Distanz-Äußerung seiner Trauer-Begleitung treu, er bleibt und geht mit ihnen hinein.

»Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget.« Immer wieder begegnen Trauernde dieser Grenze. Und die Nächte sind so bedrückend, weil nun die Jenseits-Zeit in uns wach wird, weil die Erinnerungen und Träume vor der Tür stehen, unabweisbar wie die Nacht, die jetzt hereinbricht. Der Abend – da möchten wir nach Hause kommen, da möchten wir geborgen sein, da möchten wir nicht einsam sein, da brauchen wir Schutz. Nicht nur der Tag hat sich geneiget – die Trauernden haben ja gerade erlebt, daß das Leben selber sich geneiget hat – »neigte sein Haupt und verschied«. An jedem Abend, zu Beginn jeder Nacht wird das Sterben für Trauernde wieder ganz lebendig. Denn an der Grenze zum Schlaf fühlen wir selbst uns der Grenze des Todes ausgeliefert. Was hält dieser Nacht stand?

»Und er ging hinein, bei ihnen zu bleiben.« Und wieder: »Es geschah!« Hier aktualisiert Jesus Christus selbst die Auferstehung, er läßt sie erfahrbar werden in der Mahlgemeinschaft: »Er nahm das Brot, dankte, brach's und gab's ihnen.« Im Abendmahl, in der Mahlgemeinschaft mit Christus verwandelt sich Trauererfahrung in Auferstehungs-Gewißheit. Und das, was bei diesen beiden Trauernden in scheinbar nur einem kurzen Augenblick geschieht, das braucht bei uns Trauernden viel Zeit – eben den langen Weg von Jerusalem nach Emmaus.

Jetzt ist Jesu Trauerbegleitung zu Ende – sie ist zum Ziel gekommen. Den Trauernden sind die Augen geöffnet. Gleichzeitig verschwindet Jesus vor ihren geöffneten Augen. Und jetzt erst erschließen die Trauernden ihren Lebenssinn – deuten Trauer um in Leben: »Brannte nicht unser Herz in uns?«

Wenn Trauerwege zu ihrem Ziel kommen, dann eröffnen sich neue Wege. Dann eröffnet sich eine neue Lebensperspektive: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden. Und solche Lebenserfahrung behalten die eben noch Trauernden nicht für sich: Nun haben sie ihren Weg gefunden, hin zu den anderen Menschen – um ihnen vom Leben zu erzählen, das Jesus eröffnet hat.

Die Ostererfahrung steht nicht am Anfang unserer Trauerwege. Selbst Jesus – der doch mit ganz anderer Vollmacht und Kompetenz hier hätte reden und begleiten können –, selbst Jesus geht auf diesen Trauerwegen mit, geht den weiten, traurigen Weg mit, bis der an sein Ziel kommt. Dieses Ziel ist die Gemeinschaft des Abendmahls. Hier

erschließt er sich selbst, hier geschieht Auferstehungserfahrung, hier eröffnet sich neues Leben. Abschiednehmen – und das Leben entdecken, das ist ein langer Weg. Der Abschied Jesu begann im Garten Gethsemane, unter den uralten Ölbäumen im Garten Gethsemane. Als seine Jünger schliefen und Jesus um sein Leben betete. Alles, was Menschen in einem solchen Augenblick, in dem es um Leben und Tod geht, empfinden, das hat auch er empfunden – und Gott anvertraut: seine Verzweiflung, seine Bestürzung, seine Hoffnung, doch noch etwas ändern zu können. Und dann das Wort, das uns ein Leben lang begleiten kann: Dein Wille geschehe.

Alles hat er in diesen Stunden der Nacht von Gethsemane erlitten – und doch: Wie viele Schritte des Abschieds ist Jesus dann noch gegangen. Die Verurteilung und die Verleugnung, der Spott und die Vereinsamung, die körperlichen Schmerzen, das Schreien und das Sterben. Und auch hier, wie damals im Garten das gleiche Ziel, das gleiche Ende: In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist. Dein Wille geschehe.

Dann geschieht der Wille Gottes – und die Jünger haben's nicht begriffen. Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden. Der Wille Gottes geschieht wirklich – und unsere Augen sind blind für das, was Gott an uns getan hat.

So kam die nächste Abschiedsgeschichte: Jesus und die beiden Trauernden auf dem Weg nach Emmaus. Noch einmal ein gemeinsamer Weg – und die Trauernden sind wie blind. Erst am Ziel sagen sie, was wir nie vergessen können: »Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget.« Und er bricht ihnen das Brot, gibt sein Leben.

Schließlich der ungläubige Thomas – er hat unsere Fragen, er hat unsere Zweifel: Wenn ich meine Hand nicht in seine Wundmale lege, so will ich's nicht glauben. Und noch einmal ein Abschied: Jesus offenbart sich – und ist schon wieder fort.

Vierzig Tage und Nächte brauchen seine Jünger, vierzig Tage und Nächte brauchen wir alle, um Abschied zu begreifen und zu verstehen. Erst dann ahnen wir langsam, welch einen Sinn das alles gehabt hat.

Eigentlich ist die Himmelfahrts-Geschichte die Fortsetzung der Ostergeschichte. Nur: Von Stufe zu Stufe wird uns deutlicher, welchen Weg Jesus gegangen ist.

Wir machen es uns heute besonders dann schwer, wenn wir alles auf einmal verstehen und begreifen wollen. Wenn wir uns nicht die Zeit nehmen, die notwendig ist, um alles wirklich zu verstehen, um mit dem Herzen begreifen zu können.

untergehen = mit einander
umgehen müssen 152

unterreden (sich) = rozgovat, rozpravit

Das ist ein H/B!

153

[chorus]
Wiederholungs - Gestus - Brot brechen...
→ Erinnerung, daß das möglich ist

So ist unsere neuzeitliche Skepsis gegen das wuchtige und drastische Bild der Himmelfahrt nicht gerade ein Ruhmesblatt unseres Glaubenslebens. Die Jünger haben – im Lauf einer langen Zeit – schließlich doch verstanden, was die Frauen ihnen am Ostermorgen verkündet haben: Der Herr ist auferstanden. Weil wir den Himmel, das Reich Gottes enleert haben, fällt es uns so schwer, den Abschied Jesu und seine Wiederkunft zu begreifen. Jesus wird unsichtbar – und gleichzeitig sein Versprechen: Ich komme wieder. Himmelfahrt ist totale Grenzüberschreitung. Gott entzieht sich unserer Wahrnehmung, unseren Festschreibungen und Festlegungen. Und gleichzeitig werden damit unsere eigenen Festlegungen und Festschreibungen aufgelöst und überwunden.

Ein Bild, mit dem Albrecht Dürer Himmelfahrt darstellt, macht das schlicht und eindringlich deutlich: Mit Himmelfahrt sprengt Jesus den Rahmen, in dem wir leben. Jesus fällt in diesem Bild im wahrsten Sinn des Wortes aus dem Rahmen, Himmelfahrt sprengt den Rahmen auch unseres Lebens.

Wie sollten anfangen, wieder die Sprache der Seele nachzubuchstabieren, die Sprache der Bilder, die Sprache der Erfahrungen, die unseren Horizont überschreiten und sprengen. Das Unsichtbare ist es, was uns in unserem Leben anrührt, bewegt und erfüllt.

Natürlich sind das menschliche Bilder, die uns unser Glaube da zur Verfügung stellt. Bilder und Wahrheiten, damit wir sie verstehen, uns daran stoßen können. Stolpersteine in der Selbstverständlichkeit und scheinbaren Unabänderlichkeit unserer Lebensregeln.

Himmelfahrt, das paßt scheinbar nicht in unsere Weltanschauung. Aber wie eigentlich wollen wir unsere Welt anschauen, wenn nicht mit den Augen des Glaubens! Eines Glaubens, der Tiefe kennt, der Belastungen kennt, der Traurigkeit kennt; aber auch ein Glaube, der uns spüren läßt, wie wir getragen worden sind, wie wir zuverlässig begleitet worden sind – wie damals die Jünger auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus.

Schließlich von Himmelfahrt, von dieser herrlichen Fortsetzungsgeschichte des Osterereignisses her die Welt begreifen, das gibt uns Weisheit, unser Leben mit anderen Augen zu sehen. Der Tiefe Raum geben, die Größe Gottes ahnen, unseren Ursprung bekennen, unser Ziel erkennen.

Wenn wir abschiedlich leben, dann erübrigt es sich, festzuhalten, krampfhaft festzuhalten aus Angst, uns würde alles aus den Händen gleiten. Wenn wir selbst beginnen, abschiedlich zu leben, dann eröff-

net sich uns eine neuer Horizont: Die Erfahrung, daß Jesus auf allen Wegen neben uns geht, nicht nur von Jerusalem nach Emmaus. Im Loslassen entsteht neue Kraft. Das haben die Jünger in den Tagen zwischen Himmelfahrt und Pfingsten erfahren. Das ist das Zeitzeichen unserer Zeit. Wir leben zwischen Himmelfahrt und Pfingsten. Im Loslassen all der Festlegungen und Zwänge entsteht im Glauben eine unendliche Freiheit. Denn wir verlieren ja nichts – wir werden vielmehr zu neuen Horizonten geführt.

→ er entfernt sich um überall zu sein.

Horizont ist nicht fest, aber 154
geht immer mit.

Mk-16,9 - Die Jünger →

8. TRAUERN ALS BERUF

2. Kap. 10

Wochenzeitung

Der Pfarrer ist anders. Er lebt im Leben-Tod-Übergangsfeld, an der Grenze zwischen den Lebenden und den Toten. Die Existenz an der Grenze zwischen Leben und Tod ist gefährlich. Wer in diesem Bereich seine Arbeit verrichtet, ist in die Spannungen verstrickt, die hier auf vielfache Weise herrschen. Er ist isoliert gegenüber denen, die ihr Leben verbringen, ohne sich von der Tatsache ihrer Sterblichkeit stören zu lassen. Er ist von der Macht, die ein Leben an der Todesgrenze bedeutet, teils fasziniert, teils verwirrt und fühlt sich oft überfordert; denn von innen und außen, theoretisch und praktisch ist er in das Widerspiel von Todesgewißheit und Unsterblichkeitswahn, Todesfurcht und Todessehnsucht hineingerissen. Und er ahnt, daß er den sterbenden und trauernden Menschen in seiner Umgebung nur zu helfen vermag, wenn er sich mit seiner ganzen Person gegenüber der Macht des Todes zu bewähren hat, an dessen Grenze er seinen Beruf versieht. Aber der Pfarrer, der anders sein soll, ist ein moderner Mensch wie die anderen, und er teilt mit ihnen die neuzeitliche Angst vor dem Tod.

Manfred Josuttis

8.1. »IN MEINEN TRÄUMEN WIRD NICHT GEREDET«

Das Handlungs-panorama könnte aus der Idylle früherer Pfarrhaus-Generationen stammen. Ich war mit Gartenarbeiten beschäftigt, nicht gerade beim Rosenzüchten, sondern beim Beschneiden des Knötchens, der zu üppig wucherte und sich in meine geliebten Kiefern und Lärchen verfranzte hatte. Da kommt einer meiner Konfirmanden, nennen wir ihn Dieter, am Zaun vorbei, steht da eher gelangweilt als angespannt herum, schaut herüber. Wir kommen ins Gespräch, nicht sehr ausführlich, ich schneide weiter an dem wuchernden Knötchens herum.

Dieters Beschäftigung

Im Unterricht sagt Dieter eigentlich nie etwas, schon gar nicht un-angefordert. Er ist still, eher schüchtern und zurückhaltend, aber nie wirkt er mir fremd. Ich weiß, daß Dieters Mutter gestorben ist, vor vier Jahren etwa. Und daß sein Vater wiedergeheiratet hat. Mit seiner Stiefmutter versteht er sich nicht und wohnt bei seiner wesentlich älteren Schwester, die verheiratet ist und selbst mehrere Kinder hat. In der Kirche sehe ich Dieter nie. Denn sonntags arbeitet er als Zei-

tungs-junge für BILD am SONNTAG; sie fahren über 150 Kilometer in ihren Bezirk, um da die Zeitungen loszuwerfen. Von seinem Geld, das er sich dabei verdient hat, hat sich Dieter eine Stereo-Anlage und einen kleinen Fernseher gekauft. Ansonsten lebt Dieter in finanziell knappen Verhältnissen. Aber was sein muß, muß sein.

Und als wir da so stehen zwischen Gartenzaun, Kiefern und Knötchens, da sagt er plötzlich: »Ich sehe im Traum öfter meine Mutter.« Dann eine lange Pause. »Sie sitzt irgendwie auf einem großen Felsen. Ich bin da in so einem Boot. Und dann sehe ich, wie sie meine Stiefmutter auffrisst. Ich fahre dann mit dem Boot näher heran an den Felsen. Aber wenn das Boot dann an den Felsen stößt, geht das Boot kaputt. Ich ertrinke dann.«

Er erzählt das so, als habe er mir den Stundenplan in der Schule oder andere Langweiligkeiten aufgesagt. Ich fragte ihn: »Ruft deine Mutter dir irgend etwas zu?« Dieter kurz: »In meinen Träumen wird nicht geredet.« Das Gespräch ist für Dieter erledigt, nicht, daß er auf eine Erklärung wartet. Er hat es eben einfach nur so gesagt. Und geht weiter, als wäre nichts gewesen.

Trauern ereignet sich im Gemeindepfarramt regelmäßig, aber fast immer unvorhersehbar. Trauer bestimmt das Gesicht vieler Arbeitstage, aber eben nicht ausschließlich, sondern umgeben von ganz anderen, völlig gegensätzlichen Eindrücken. Dieser Wechsel mit anderen Ereignissen erschwert es manchmal, sich wirklich auf das Trauern einlassen und einstellen zu können. Aber der Wechsel erleichtert es auch, Abstand zu gewinnen.

Nur selten sprechen mich Angehörige an, um sie und einen schwerkranken Angehörigen im Sterben zu begleiten. An alles wird gedacht, wenn es auch auf längere Sicht unabweisbar dem Tod entgegengeht – an den Pfarrer jedoch wendet man sich kaum. Es wäre eine Überforderung für den Patienten, wird manchmal von den Angehörigen gesagt, wenn plötzlich der Pfarrer käme. Dann denkt er, wir hätten ihn aufgegeben.

Sterbebegleitung ist weitgehend aus dem Alltag der Gemeinde und des Gemeindepfarrers ausgewandert. Wohl auch, weil nur selten noch Gemeindegewestern häusliche Krankenpflege leisten und ihrerseits den Pfarrer ansprechen könnten.

Sterben geschieht in den meisten Fällen im Krankenhaus. Die Krankenhaus-Seelsorgerinnen und Seelsorger sind es, die Sterben nahezu alltäglich erleben und begleiten. Sie gehen zu allen Patienten, auch natürlich zu denen, die auf dem Weg der Besserung sind. Und

Gespräche - Kontingenz sind 157

daher ist ihr Besuch gleichsam eine Alltäglichkeit des Krankenhaus-Aufenthaltes, kein Alarmsignal. Auf die Erfahrungen der Sterbebegleitung im Krankenhaus muß daher gesondert eingegangen werden. Wie es für mich als Gemeindepastor überhaupt wichtig geworden ist, zu verstehen, wie viele Menschen schon längst vor mir mit den Betroffenen gesprochen, ihnen beigestanden oder sie auch alleingelassen haben mit ihren Sorgen und Befürchtungen.

8.2. ERFAHRUNGEN PROFESSIONELLER BEGLEITER

Für den Gemeindepastor, für die Gemeindepastorin ist es sehr wichtig, diese anderen Gesprächsperspektiven zu kennen und im Blick zu haben. Wir würden unsere Arbeit verabsolutieren und ihr ein unrealistisches Gewicht geben! Und ahnen wir denn, was da schon alles an Bewältigung oder an Enttäuschung, an gelungenen Gesprächen und an menschlicher Nähe sich ereignet hat?

Um die verschiedenen Gesprächsperspektiven genauer in den Blick zu bekommen, habe ich zusammen mit meiner Frau, die Krankenhaus-Pfarrerin ist, ein Block-Seminar mit Theologie-Studentinnen und Studenten durchgeführt, an dem eben diese anderen professionellen Begleiter unsere Gesprächspartner wurden. Davon werde ich später ausführlicher erzählen.

8.3. TRAUERARBEIT IM GEMEINDEPFARRAMT

Trauerarbeit vollzieht sich oft außerhalb des unmittelbaren Kontextes von Beerdigungen. Gerade bei älteren Gemeindegliedern, denen man bei Gemeindeveranstaltungen oder Hausbesuchen begegnet, ist häufig die Vorstellung anzutreffen: Dieser Mann, diese Frau wird dich also beerdigen. Dieser Gedanke wird jedoch nur selten offen ausgesprochen. Nur manchmal gibt es Augenblicke, in denen ältere Gemeindeglieder sich auf diesen Aspekt beziehen und auch bestimmte Wünsche äußern.

Trauerarbeit im Gemeindepfarramt kann potentiell in nahezu allen Handlungsbereichen stattfinden, etwa im Konfirmandenunterricht, wenn der Pfarrer den Mut hat, das Thema konkret im Unterricht zu behandeln (und da es im gesamten Sozialisationsprozeß in Schule und

Familie weitgehend ausgespart ist, bietet es sich geradezu zwingend an). Sie findet statt in allen Gruppen, in denen Gespräche möglich sind, sie kann sich ereignen bei verschiedenartigsten Besuchen – und oft genug sind Aspekte der Trauerarbeit auch in sonntäglichen Predigten am Platz, ohne daß es konkret die Predigt am Ewigkeitssonntag oder am Karfreitag betrifft. Trauerarbeit von Fall zu Fall, nicht beschränkt auf den Trauerfall, sondern auf die jeweilige Kommunikationssituation, das ist ein wesentliches Kennzeichen von Trauerarbeit im Gemeindepfarramt.

Die Regelmäßigkeit, mit der Trauerarbeit – durch Amtshandlungen bedingt – im Pfarrer-Alltag auftaucht, ist jedoch noch kein Garant dafür, daß der jeweilige Pfarrer in der Lage ist, eigene Trauerarbeit in gewisser Kontinuität zu betreiben. Dabei sind zwei Aspekte voneinander zu unterscheiden: Trauerarbeit der Angehörigen, die der Pfarrer begleitet einerseits – und notwendigerweise die Trauerarbeit des Pfarrers selber – und nicht allein dann, wenn eine eigene Person familiär betroffen ist. Der Beruf des Pfarrers ist auf Dauer nicht durchzuhalten, wenn Trauerarbeit nicht auch persönlich geleistet werden kann. Sonst verkommt das Gespräch, die Amtshandlung zur gefährlichen, d. h. schlechten Routine. Der Pfarrer selbst braucht Raum und Zeit, seine Trauererfahrungen zu verarbeiten. Das kann in persönlichen Gesprächen, in Seelsorgegruppen oder Pastoralkollegs geschehen, muß sich aber immer auch im Bearbeiten von Literatur und vor allem im Gespräch mit der Bibel vollziehen.

Die Regelmäßigkeit, mit der Beerdigungen den Pfarrer zur Trauerarbeit mit anderen nötigen, beinhaltet natürlich auch den Aspekt von Wiederholung. Ich persönlich habe das etwa so erlebt:

Gerade in der Anfangszeit meines Berufes hatte ich vor jedem Trauerbesuch große Scheu, jeder Besuch war mit unbenennbaren Befürchtungen verbunden. Inzwischen sind mir diese Befürchtungen leichter benennbar:

Mit welchen Personen habe ich es gleich zu tun?

Wie viele Gesprächspartner warten auf mich?

Was erwarten sie von mir, kann ich den Erwartungen entsprechen?

In welcher seelischen Verfassung befinden sich die Menschen jetzt gerade?

Kann ich überhaupt ein Gespräch in Gang setzen?

In welchem Verhältnis steht meine eigene Betroffenheit (durch Amt und Beruf, aber auch durch Anteilnahme und persönliches Mitfühlen) zur Betroffenheit der Angehörigen?

Unter welchen Umständen ist der Angehörige gestorben?

Läßt sich die Fremdheit zwischen den Angehörigen und mir in diesem begrenzten Gespräch überwinden?

Werden sie mir vielleicht sogar Vorwürfe machen, daß ich erst jetzt auf der Bildfläche erscheine? Welche Vorbehalte gegen Kirche und gegenüber dem Pfarrer bestimmen als Ressentiments den Hintergrund des Gesprächs?

Kann ich unmittelbare Betroffenheit aushalten, mich angemessen und hoffentlich sogar hilfreich verhalten? Wie verhalte ich mich in Situationen, die ich bisher einfach noch nie erlebt habe: bei Gefühlsausbrüchen, bei Zusammenbrüchen, bei offen geäußerten Aggressionen, bei sprachloser Apathie?

Werde ich überhaupt als Gesprächspartner, mehr noch, als seelsorgerlicher Begleiter akzeptiert?

Es gab im Grunde keine Möglichkeiten, solche Unsicherheiten vor dem konkreten Besuch einzugrenzen. Ein Weg war mir dabei jedoch in der Anfangszeit – eigentlich bis heute – besonders hilfreich: das Gespräch mit dem Beerdigungsunternehmer, der ja selbst bereits im Gespräch die Angehörigen kennengelernt hatte. Dabei habe ich dieses Gespräch nicht geführt, wenn mich der erste Anruf erreichte (weil oft in dem Augenblick die Angehörigen noch im Hintergrund dabei sind), sondern durch einen späteren Rückruf. Ich habe wenigstens einzelne Anhaltspunkte über die Art des Sterbefalls und über mögliche Betroffenheiten bei den Angehörigen erfahren können. Das gab mir etwas mehr Sicherheit.

Dabei hat sich jedoch manchmal herausgestellt, daß die Gespräche beim Bestatter wesentlich anders verlaufen als beim Pfarrer. Und es könnte geradezu verhängnisvoll sein, sich von den Ersteindrücken eines anderen Gesprächspartners festlegen zu lassen. Ich habe etwa erfahren: »Da trauert eigentlich niemand«; war dann auf ein eher routinemäßiges Gespräch eingestellt, das die Angehörigen aus Anstand und Pflicht über sich ergehen lassen – und bin dann in Situationen hineingeraten, die von erheblicher Dramatik und Betroffenheit geprägt waren.

Dennoch, die Hinweise des Bestatters waren hilfreich – und es gibt keinen Grund, solche Gesprächsmöglichkeiten nicht gelegentlich in Anspruch zu nehmen. Dabei kam mir sehr zustatten, daß einer der örtlichen Beerdigungsunternehmer mich gleich in den ersten Wochen zu einem Gespräch zu sich eingeladen hatte. So entstand ein vertrauensvolles und offenes Gesprächsklima, das sich bewährt hat.

Gerade für einen Berufsanfänger mag es ein wenig belastend sein zu erfahren, daß er keineswegs erster oder wichtigster Gesprächspartner der Angehörigen ist. Erst viel später habe ich mir deutlich gemacht, daß ich in einer langen Kette von Gesprächen fast der letzte bin, der ins Gespräch gezogen wird. Das Gespräch mit dem Arzt, den Schwestern, den Mitpatienten, den Angehörigen, den Nachbarn – all diese Gespräche sind ja in den meisten Fällen schon geführt worden, bevor es zum Trauergespräch mit dem Pfarrer kommt. Und es ist gut, sich das klarzumachen, denn keineswegs ist es so, als gäbe es jetzt nur noch die Dinge zu besprechen, die ausschließlich mit der Kirche, dem Gottesdienst bzw. der Trauerfeier oder dem Pfarrer zusammenhängen. Vielmehr brauchen gerade die Angehörigen die Gelegenheit, den Schock zu verkraften. Auch dazu kann ein Trauergespräch eine Gelegenheit bieten.

Mehr noch: Durch solche vorherliegenden Gespräche sind die Angehörigen oft deutlicher in die Lage versetzt, eigenes Erleben jetzt auch in Worte zu fassen – denn schließlich haben sie sehr unterschiedliche und einschneidende Erfahrungen gemacht.

Regelmäßigkeit und Wiederholung von Trauersituationen führen nach meinen Erfahrungen dazu, erst einmal die Befürchtungen des Pfarrers selber zu relativieren. Nach mehreren hundert Trauerbesuchen habe ich weit weniger Sorgen und Befürchtungen – wenngleich eine gewisse Spannung bei mir bis heute bleibt (und ich denke, das ist richtig so). Mit Hilfe der Systematisierung der gemachten Erfahrungen ist es vielmehr möglich, aufgrund weniger Vorinformationen und erster Eindrücke eine gewisse Situationsangemessenheit herzustellen. Dabei kann es nicht um absolute Verhaltenssicherheit gehen, wohl aber um die Chance, sich aufgrund von Erfahrungen hilfreicher und zugewandter verhalten zu können, als das am Anfang der Fall ist. Denn: Je mehr die Befürchtungen des Pfarrers selber noch im Vordergrund stehen und sein Handeln und Reden bestimmen, desto weniger ist er in der Lage, die Angehörigen in ihrer eigenen Trauerarbeit sinnvoll zu begleiten und weiterzubringen.

Außerdem weiß ich inzwischen: Natürlich machen sich auch oft genug die Angehörigen selbst Gedanken darüber, wie sie das Gespräch mit dem Pfarrer »überstehen« werden.

Ihre Befürchtungen sind völlig anders:

Wird er uns Vorwürfe machen, weil wir nicht jeden Sonntag in die Kirche kommen?

Wird er nach dem Glauben des Verstorbenen fragen und uns damit in Verlegenheit stürzen?

Wie kann man sich überhaupt mit einem Pfarrer unterhalten? Man hat ja so selten Gelegenheit zu einem solchen Gespräch.

Und was wird er fragen? Wie können wir die Dinge, die er nicht unbedingt wissen soll, vor ihm verbergen, ohne unaufrichtig zu sein?

Wie sieht er eigentlich aus? Und was für ein Pfarrer ist das eigentlich? So ein frommer, der uns mit Bibelsprüchen kommen wird, oder so ein ganz moderner, der womöglich in Jeans kommt? Und was will der eigentlich von uns?

Was sagen wir, wenn er uns nach der Trauerfeier fragt – wir kennen uns da doch gar nicht aus. Und Bibelsprüche oder Gebete kennen wir auch nicht. Wir waren ja so selten bei einer Beerdigung.

All diese Fragen spielen häufig im Hintergrund eine Rolle – zumindest in anonymen Großstadt-Gemeinden, oder wenn der Pfarrer als Person nicht sonderlich bekannt ist. Natürlich findet in den ersten Augenblicken eines Trauergesprächs ein gegenseitiges Abschätzen statt. Ich erinnere mich an die Situationen, in denen die betroffene Ehefrau etwa erst einmal in der Küche verschwand, weil sie uns einen Kaffee kochen wollte. Und ich bin sicher, sie brauchte die Zeit, um die ersten Eindrücke über die fremde Person zu verarbeiten.

Die Wiederholung von Situationen führt jedenfalls erst einmal beim Pfarrer selbst zu einer gewissen Handlungs- und Gesprächssicherheit. Dadurch aber ist die zweite Frage noch keineswegs gelöst: Wie stehen eigentlich Mittrauern und Begleiten im richtigen Verhältnis zueinander? Die Trauer des Pfarrers ist zwangsläufig eine andere als die Trauer der Angehörigen. Ich sage das mit Absicht: Denn bisweilen habe ich in Gesprächen mit Pfarrern den Eindruck gehabt, sie haben intensiver getrauert als die Angehörigen. Schlimmer noch: Wahrscheinlich haben sie deshalb der Trauer der Angehörigen nicht den notwendigen Raum gelassen. So hat sich das Mittrauern schnell in Vortrauern verwandelt – und das kann nicht gutgehen.

Begleiten ist gut, kann jedoch auch ziemlich distanziert erscheinen. Der allwissende und erfahrene Pfarrer zeigt den trauernden Schafen den richtigen Weg zum Heil – so könnte man sarkastisch formulieren.

Begleiten und Mittrauern müssen in einem angemessenen Verhältnis zueinander stehen: Jede Trauerarbeit braucht auch Distanz. Nicht der Trauerbesuch, bei dem sich Pfarrer und Gemeindeglieder in jeweiliger Betroffenheit überboten haben, ist angemessen und hilfreich, sondern die Trauerarbeit, in der die unmittelbar Betroffenen selbst die Möglichkeit hatten, Schritte auf ihrem Weg des Trauerns zu

tun – auch in ein Gelände hinein, das ihnen vorher unheimlich und beängstigend erschienen war.

Die eigentliche Trauerarbeit des Pfarrers muß weitergehen. Er muß in der Lage sein, zentrale Sorgen und Bedrückungen auf den Begriff zu bringen und dadurch einen Schritt weiterzugehen. Dazu hat er etwa im Rahmen der Verkündigung vielfältige Gelegenheit (wobei ich im Nebensatz wenigstens davor warnen möchte, Predigtarbeit und Trauerarbeit in einen zu engen Zusammenhang zu rücken).

Natürlich erlebt der Pfarrer Trauer häufiger als seine jeweiligen Gemeindeglieder. Aber es kann unerträglich werden, wenn in jeder dritten Predigt Erfahrungen von Trauerarbeit verarbeitet werden. (Daß Gottesdienst »ohnehin eine traurige Angelegenheit ist« und daß »Pfarrer ohnehin sehr ernste und traurige Menschen sind«, das sind ja nicht ganz unberechtigte Vorurteile, die weitverbreitet sind.) Dennoch: In der Verkündigung wird gleichsam das Fundament der Trauerarbeit gelegt: Lebensarbeit müßte man es genauer nennen, also das Fundament für die Frage, wie ich mit meiner Trauer wirklich leben kann; wie kann ich durch den Tod hindurch zu befreitem Leben wiederfinden?

Gleichzeitig aber kann Predigtarbeit – besser gesagt: das Gespräch mit den Inhalten des Evangeliums – selber immer wieder neue Impulse für die eigene Trauerarbeit des Pfarrers geben. Das Leben – und natürlich auch sein Ende, die Lebensfreude – und natürlich auch die Trauer unter anderen Aspekten betrachten als unter Haben und Abgeben müssen.

Trauerarbeit im Pfarramt ist wohl ein lebenslanger Prozeß. Zu warnen ist vor der Hoffnung, Routine gewinnen und mit der Angst vor Tod und Trauer ein für allemal fertig werden zu können. Es wäre schrecklich für eine Gemeinde, träte eine solche Situation ein. Und auch der Pfarrer selbst wäre sehr zu bedauern.

8.4. TRAUERN IST SCHWERER GEWORDEN

Trauern ist schwerer geworden. Auch, weil es seltener geworden ist. In meinem Gemeindebezirk in einer Ruhrgebietsstadt ist es üblich, daß neben den engsten Angehörigen vielleicht noch einige Bekannte und Nachbarn zur Beerdigung gehen. Der Kreis der Trauernden ist fast immer überschaubar, etwa dreißig bis vierzig Menschen, manchmal aber auch nur acht oder zwölf. Ob das wirklich alle waren, die

dem Verstorbenen in seinem Leben wichtig waren? Das soziale Gefüge, in dem der Einzelne lebt, ist kleiner geworden. Und mit zunehmendem Alter nimmt oft auch die Einsamkeit zu. Der Lebenskreis verkleinert sich. Beerdigungen werden zunehmend als innerfamiliäres Ereignis, weniger als öffentliche Begebenheit wahrgenommen. Und das bedeutet: Viel seltener erfahren erwachsene Menschen, was es bedeutet, am Sarg eines Menschen Abschied zu nehmen. Und wenn sie dann unmittelbar und persönlich betroffen sind, dann tritt zur Trauer die ganze Hilflosigkeit und Angst dazu, sich nicht auszukennen mit dem, was da auf einen zukommt.

Sterben macht uns Grenzen deutlich. Eine unüberwindliche Grenze, unvermeidlich. Aber unser Umgang mit Grenzen hat sich geändert. Die meisten Grenzen unseres sozialen und kulturellen Gefüges sind in der jüngsten Vergangenheit relativiert worden. Grenzen der Entfernungen, Grenzen der Kommunikation, Grenzen des Alters, Generationsgrenzen, Grenzen der Geschlechter, Grenzen der Leistungsfähigkeit. Grenzen scheinen zuerst einmal eine Herausforderung zu sein. Sie werden also uminterpretiert: als Widerstand, der sich unserer Gestaltungsmöglichkeit entgegenstellt. Grenzen werden zur Vorläufigkeit verurteilt. Darin unterscheiden wir uns wohl am stärksten von früheren Generationen. Grenzen hatten ihre eigene Würde, ihr eigenes Gewicht, ihre nicht-relativierbare Bedeutung, einen Tabu-Charakter. Und wer sich der Grenze des Lebens näherte, hatte ein deutlicheres Gespür dafür.

Die meisten Sterbengeschichten, die ich gehört habe, sind medizinische Verlaufsgeschichten. Auch ohne die medizinische Fachsprache zu beherrschen, werden medizinische Sachverhalte benannt, wenn es um Sterbeprozesse geht. Der ganze übrige Bereich, der dem Wesen nach zum Sterben hinzugehören würde, gerät in den übermächtigen Schatten der medizinischen Fragestellungen, organische Befunde werden wichtiger als soziale oder kommunikative Prozesse und Ereignisse. Daraus mache ich den Betroffenen keinen Vorwurf. Es spiegelt nur wider, daß wir der Grenze des Sterbens mit allen medizinischen Mitteln zuleibe rücken. Die Grenze selber, das Sterben also, wird als medizinische Ohnmacht erfahren und dargestellt. Wo aber bleiben da die anderen Erfahrungen, die zum Sterben dazugehören könnten: zurückblicken, loslassen, Unabgeschlossenes zum Abschluß bringen, sich innerlich vorbereiten auf eine lange Reise, danken, Widersprüchlichkeiten, die bleiben, auch beklagen, Entwicklungen zur Ruhe kommen lassen, Zorn ausdrücken, Verzweiflung nicht allein durchle-

ben müssen. Manchmal erfahre ich diese andere Seite – und zumeist sind die Angehörigen überrascht und betroffen: Da hat ein älterer Mann vor seinem letzten Gang ins Krankenhaus alles geordnet, was an Unterlagen und Dokumenten wichtig war, aber heimlich, nicht einmal die Ehefrau hat es gemerkt. Und doch hatte niemand jemals vom Sterben gesprochen. Oder eine sterbenskranke Frau wünschte sich von ihrem Mann, noch einmal an den Ort zu reisen, wo sie am liebsten ihren Urlaub verbracht hatten. Allen medizinischen Ratschlägen zum Trotz sind die beiden gefahren, erlebten bewegende und schöne Tage – wenige Tage nach der Rückkehr starb die Frau. Sie wußte mehr als viele Mediziner davon, daß Sterben eine Reise ist, dahin zurück, woher wir kommen.

Sterben und Trauern werden in unserer Zeit nicht mehr geübt, treten deshalb als Schock, als Katastrophe auf. Weil wir uns dem langen Prozeß des Sterbens und Trauerns entzogen haben, werden wir innerlich unvorbereitet durch solche Katastrophen überrascht und überwältigt. Das macht das Trauern, das macht das Sterben heute so schwer. Und als Pastorinnen und Pastoren haben wir nur wenige Gesprächspartner, die sich solchen Erfahrungen mit aussetzen. In den Familien der Betroffenen werden wir, wenn Vertrauen gewachsen ist, unmittelbar in die familiäre Trauer einbezogen. Aber in der Öffentlichkeit gibt es kaum Anwälte für menschenwürdiges Sterben und Trauern.

Die hier genannten Erfahrungen haben jedoch in letzter Zeit auch zu Veränderungen geführt. Es wächst ein öffentliches Interesse an den Erfahrungen, die wir alle im Sterben und in der Trauer machen. Es wächst die Einsicht, daß Sterben weit über die medizinischen Sachverhalte hinaus zentrale Lebenserfahrungen beherbergt. Und entweder wir lernen wieder, menschlich zu sterben und zu trauern, oder Sterben und Trauern wird unmenschlich, anonym, kalt und unerträglich.

Solcher Einstellungswechsel kann sich manchmal in Gesprächen entwickeln. Ich habe das so erlebt: Für das genannte Blockseminar mit professionellen Begleitern von Tod und Sterben hatte ich einen jungen Mann angerufen, den ich in einem Gespräch zur Vorbereitung einer Hochzeit kennengelernt hatte. Er ist Feuerwehrmann und erzählte damals, welche Belastungen in diesem Beruf manchmal auf ihn zukommen. Ihn rief ich also an und fragte ihn, ob er zu dem Seminar kommen würde. Erschrocken lehnte er ab. Nein, das könnte er nicht. Er wäre froh, daß er in seinem Beruf mit solchen Situationen inzwischen gelernt habe, einigermaßen klarzukommen. Aber mit Fremden jetzt darüber reden, nein, soweit wäre er nicht. Wir haben dann ver-

abredet, daß ich einen offiziellen Brief an seine Dienststelle schreibe und um einen Gesprächsteilnehmer bitte. Und das war gut so, denn der Leiter der Feuerwehr selbst hatte an diesem Thema Interesse, und erst später wurde mir deutlich, daß ich wohl etwas ungeschickt diesen Mann übergangen hätte, hätte der junge Mann nicht von sich aus abgelehnt. Zufällig kam dann noch ein zweites Telefongespräch mit dem jungen Mann zustande – und inzwischen hatte er sich alles noch einmal überlegt. Ja, es würde ihn jetzt beinahe reizen, sich einem solchen Gespräch einmal zu stellen. Dabei ist es jetzt geblieben. Aber ich habe mir vorgenommen, in Zukunft zusammen mit den Leitern von Polizei und Feuerwehr über solche Gespräche über Sterbebegleitung mit jungen Feuerwehrmännern und Polizisten nachzudenken.

Damit sind wir beim Blockseminar angelangt, von dem ich erzählen möchte. Es fand nicht in den sterilen Seminarräumen der Beton-Ruhr-Universität Bochum statt, sondern in unserem gemütlichen, renovierten Gemeindehaus, in Räumlichkeiten, wo wir den ganzen Tag ungestört miteinander leben konnten. Es war ein strahlend frischer Sommer-Samstag, die Studentinnen und Studenten gespannt, aber auch etwas unsicher, wie dieser Tag wohl verlaufen würde – ein anstrengendes Programm stand vor uns. Ich begann mit einer biblischen Besinnung und einer Geschichte.

8.5. DER NOTARZT

Unser erster Gesprächspartner, Dr. med. Christian Dimski, ist Anästhesist, Chefarzt an einem unserer Krankenhäuser und Begründer des örtlichen Notarzt-Systems. Er hatte keinen Vortrag mitgebracht, wollte eigentlich nur eine kurze Einführung geben und sich dann mit uns unterhalten. Diese Einführung hat dann über eine Stunde gedauert und war so beeindruckend, daß niemand von uns danach die richtigen Worte finden konnte. Denn alles, was für ihn selbstverständlicher beruflicher Alltag ist, seit Jahren, war für uns neu.

Das örtliche Notarzt-System funktioniert als Rendezvous-Verfahren: Ständig steht am Krankenhaus ein einsatzbereiter Notarztwagen, der den diensthabenden Notarzt direkt an die Unfallstelle bzw. den Einsatzort fährt. Gleichzeitig fährt von der Feuerwache der umfassend ausgerüstete Notarztwagen mit allen erforderlichen Instrumenten der ärztlichen Notversorgung zum Einsatzort. So ist gewährlei-

stet, daß zwischen Notruf und Einsatz am Unfallort oft weniger als zwei Minuten liegen.

25 Prozent der Einsätze geschehen in der Nacht und werden vom jeweils diensthabenden Anästhesisten mitwahr genommen. Dabei unterschied der Arzt drei Einsatzformen: den Verkehrsunfall, den häuslichen Notfall (plötzlich auftretende Verschlechterungen, akute Erkrankungen, häusliche Unglücksfälle, Vergiftungen und auch Suicid-Versuche) und schließlich die Feststellung des Todes, was erfahrungsgemäß in lediglich acht Prozent aller Einsatzfälle notwendig ist. In jedem Fall liegt immer eine akute Notsituation vor. An erster Stelle steht die unmittelbare medizinische Versorgung.

Ziel des Notarzt-Systems ist es, die klinische Intensiv-Behandlung, die im Krankenhaus jeweils in der Ambulanz oder auf der Intensiv-Station geschieht, gleichsam an den Unfallort vorzuverlegen und damit wichtige Zeit zu gewinnen.

Das erste Ziel dieser medizinischen Versorgung besteht in der Wiederherstellung der lebenswichtigen Funktionen, auch ohne die ursächliche Krankheit zu kennen oder behandeln. Es geht um drei organische Bereiche: die Atmung wieder in Gang setzen, die Herzaktivität oder den Kreislauf wiederherstellen. »In erster Linie hat der Notarzt die Medizin im Kopf – erst dann kommt die Konfrontation mit den Angehörigen.«

Die Handlungsmöglichkeiten des Arztes sind somit sehr klar umrissen, mit Hilfe der zur Verfügung stehenden medizinischen Mittel ist eine solche Erstversorgung ausgesprochen erfolgreich. Auf dem Weg zum Einsatzort besteht über Funk oft die Möglichkeit, allererste Informationen zu erhalten, um sich auf die bevorstehende Aufgabe genauer einzustellen. Dabei handelt es sich durchweg um völlig fremde Patienten.

Natürlich kann dadurch der Eindruck entstehen, daß man zuerst am medizinischen Objekt arbeitet, nicht genügend das menschliche und soziale Umfeld berücksichtigen kann. Nur wird gerade in dieser Notsituation erst einmal nichts anderes vom Arzt erwartet, als daß er die bestmögliche medizinische Erstversorgung leistet. Das gibt dem Arbeitsbereich des Arztes und seiner Person einen erheblichen Schutz, ihm wird Vertrauen, aber auch eine große Erwartung entgegengebracht. Und je schneller dieser ärztliche Einsatz möglich ist, um so deutlicher haben die Angehörigen das Bewußtsein, daß wirklich alles Menschenmögliche getan wird. Natürlich gibt es Situationen, in denen der Arzt schon beim Eintreffen auf verstörte oder hysterisch reagie-

rende Angehörige trifft, die eine sofortige Behandlung des Patienten zu verzögern drohen oder die medizinische Arbeit erschweren.

Unweigerlich sieht sich aber auch der Notarzt gelegentlich vor der Aufgabe, den Angehörigen die Todesmitteilung überbringen zu müssen. Für diese Aufgabe ist er in seinem Studium und in seiner medizinischen Ausbildung am wenigsten vorbereitet worden. Und im Gespräch wird deutlich, daß auch unter Kollegen diese Frage nur selten diskutiert wird. So hat sich im Lauf der Zeit jeder Arzt, jede Ärztin ihr eigenes Muster angewöhnt. Unser Gesprächspartner sagte: »Für die Todesmitteilung an die Angehörigen gibt es kein Patentrezept. Ich habe mir angewöhnt, die Todesmitteilung unmittelbar zu Beginn des Gesprächs, praktisch im zweiten Satz, zu formulieren, möglichst klar, unmißverständlich und nüchtern, sofort. Es ist dann meine Aufgabe auch als Arzt, darüber zu wachen und Sorge dafür zu tragen, daß bei den Angehörigen keine gefährlichen Fehlreaktionen entstehen. Denn es ist durchaus möglich, daß einer der Angehörigen im Affekt und unter der Schock-Wirkung der Todesmitteilung zu einem Suicid-Versuch greift. Ich habe also zu warten, bis die Betroffenen in der Obhut anderer Angehöriger sind, die der Situation erkennbar gewachsen sind. Natürlich kommt es vor, daß die Angehörigen selbst nach diesem Schock medizinisch behandlungsbedürftig sind. Zur Not ist etwa ein Beruhigungsmittel wie Valium zu verabreichen.«

Sehr häufig kommt seitens der Angehörigen als erstes die Frage: »Hat der Verstorbene noch etwas gespürt? Hat er noch etwas gesagt?« Für einen Arzt ist das eine erhebliche Belastung – zumal nur selten eine vollständig zutreffende Antwort möglich ist. Unser Gesprächspartner ist an dieser Stelle auch bereit, sich am Rand der Wahrheit zu bewegen – zumal sich eine vollständig zuverlässige Beantwortung der Fragen unseren Entscheidungsmöglichkeiten entzieht. Im Grunde verbirgt sich dahinter die Frage: Was erleben oder erleiden wir im Tod? Ist der Tod mit Schmerzen, mit Qualen verbunden? Und natürlich haben alle Angehörigen die Hoffnung, daß dieser Tod ohne Schmerzen und Kampf durchgestanden wurde.

Ein Notarzt wird zwangsläufig mit nahezu allen Suicid-Versuchen konfrontiert, die sich in einer Stadt ereignen. Überraschend ist für unseren Gesprächspartner der hohe Anteil älterer Menschen, die versuchen, aus dem Leben zu scheiden. Die am häufigsten angewendete Methode ist Strangulieren – manchmal in der Badewanne, um den Angehörigen »keinen Dreck zu bescheren«. Natürlich ist die

häufigste Reaktion bei Angehörigen, sich Schuldgefühle zu machen. Diese treten unmittelbar, spontan, also sofort nach der Todesmitteilung auf. Auch Verteidigungsmaßnahmen und Selbstrechtfertigungen werden häufig im ersten Augenblick genannt. In zahlreichen Fällen ist jedoch die Suicid-Neigung bereits chronisch gewesen, so daß bei den Angehörigen kaum ein Schock eintritt: Sie waren darauf gefaßt, weil es bei weitem nicht der erste Suicid-Versuch war. Es wundert die Angehörigen also nicht, daß irgendwann einmal dieser Versuch auch zum »Erfolg« führen mußte. Gerade in solchen Fällen wird häufig signalisiert, daß man den Angehörigen einfach nicht habe abbringen können von dieser Absicht und man ihn schließlich nicht Tag und Nacht bewachen könne.

In unserer Stadt, etwa 100 000 Einwohner, geschieht es etwa vier- bis fünfmal im Jahr, daß Kleinstkinder den sogenannten Kindstod erleiden, also Atemanfälle, die zum Tod führen (im Vergleich dazu: jährlich etwa 1400 Geburten). Auch hier führt der Notarzt in jedem Fall Wiederbelebungsversuche durch, selbst wenn auf den ersten Blick für ihn erkennbar ist, daß das Kind schon längere Zeit tot ist. In jedem Fall wird das verstorbene Kind im Notarztwagen mitgenommen – vor allem, um die Angehörigen zu beruhigen und den Eindruck zu vermitteln, daß alles medizinisch Mögliche unternommen worden ist. Fehlende medizinische Geschäftigkeit würde die Angehörigen in Panik versetzen und zu erheblichen Schuldvorwürfen gegenüber dem Arzt führen, selbst wenn nachzuweisen wäre, daß der Tod schon vor erheblich längerer Zeit eingetreten ist.

Für jeden Arzt steht nach der Todesmitteilung an die Angehörigen noch eine weitere problematische Situation bevor: In allen Notfällen existiert ein erhebliches medizinisches Interesse am Einverständnis der Angehörigen für eine Obduktion. Ziel dieser Obduktion ist es, die Qualität der eigenen Arbeit überprüfen und zu kontrollieren und therapeutische Konsequenzen für andere Notfall-Einsätze ziehen zu können. So muß der Arzt nach der schrecklichen Todesmitteilung auch noch versuchen, die Zustimmung der Angehörigen zur Obduktion zu erzielen. Es ist verständlich, daß im ersten Zugang diese Bitte in der Regel abgeschlagen wird. Tatsächlich jedoch zeigt die Erfahrung, daß die Einwilligung nach einiger Zeit in etwa 95 Prozent aller Fälle zu erhalten ist. So besteht auch für das Ärzte-Team der Notärzte die Möglichkeit, ihre medizinische Aufgabenstellung zu überwachen und weiterzuentwickeln.

Ich möchte einige persönliche Eindrücke hinzufügen: Der Notarzt

ist neben Polizei bzw. Feuerwehr in Krisensituationen der erste Gesprächspartner, der den Angehörigen begegnet. Er ist mit hohem Vertrauen und erheblichen Erwartungen besetzt, gleichsam der institutionalisierte Lebensretter. Zumal bei medizinischen Laien wird sein berufliches Können Bewunderung hervorrufen, und ihm wird erhebliches Vertrauen entgegengebracht. Natürlich stellt ihn das unter einen erheblichen Erfolgszwang. Aber gerade in Krisensituationen, selbst wenn seine Bemühungen nicht zum Erfolg führen, werden ihm nur selten Vorhaltungen gemacht. »Er hat sein Bestes getan«, das ist die Reaktion, die am häufigsten bei Angehörigen zu hören ist. Das Handlungsfeld des Arztes ist begrenzt auf die unmittelbare medizinische Zuständigkeit – weit stärker etwa, als das beim traditionellen Hausarzt der Fall ist, der ja auch des öfteren in Notsituationen gerufen wird, von dem jedoch ein umfassenderes Verständnis für die Situation der Angehörigen erwartet wird. Es ist deshalb vom Notarzt auch nicht erwartet, daß er sich im sozialen Umfeld der Angehörigen auskennt. Allerdings wird mit erheblicher Sensibilität registriert, wie er sich den Angehörigen gegenüber verhält. Manchmal wird dieses Verhalten direkt übertragen auf seine medizinische Tätigkeit bzw. Kompetenz. Selbst wenn der Notarzt den Angehörigen die Todesmitteilung überbringen muß, wird ihm kaum angelastet, was geschehen ist. Er bleibt die unumstritten positive Figur in einem Drama, das er ja nicht verursacht hat, ist also auch Legitimationsproblemen kaum ausgesetzt. Überzeugend finde ich den Hinweis, die Todesmitteilung nicht unter langen medizinischen Verklausulierungen zu verstecken, sondern »praktisch im zweiten Satz«, unmittelbar, nüchtern und unmißverständlich zu formulieren.

Dabei muß der Arzt wissen, daß seine Mitteilung einen Schock auslösen wird. Nur, dieser Schock ist nicht zu umgehen – und jeder andere Weg würde zu unberechtigten Hoffnungen und Erwartungen führen. Dabei hat der Notarzt Ausnahmen signalisiert, etwa die genannten Fälle von Kindstod. Hier ist in so hohem Maß die beschützende Aufgabe der Eltern im Spiel, daß eine unmittelbar erfolgende Todesmitteilung zu erheblichen psychischen Katastrophen führen könnte. Der Weg der Eltern ins Krankenhaus, die Mitteilung an die Eltern im Sprechzimmer des Arztes scheint da durchaus der richtigere Weg zu sein. Um so wichtiger ist es aber dann, auch im Krankenhaus die Eltern in einer solchen Situation nicht sich selbst zu überlassen. Gerade weil der Arzt das Geschehen der Todesmitteilung an einen

anderen als den familiären Ort verlegt, muß an diesem für die Betroffenen erst einmal anonymen Ort Begleitung hergestellt und gewährleistet werden.

8.6. DER BESTATTER *Pohlfele*

Diese und andere Gesichtspunkte hätten in dem gerade entstehenden Gespräch vielleicht noch ausdiskutiert werden können – wenn sich nicht die Tür geöffnet hätte, ein neuer Gast eingetreten wäre und bei den Studentinnen und Studenten erhebliches Schmunzeln hervorgerufen hätte. Nach einer kurzen Pause haben wir dann das Gespräch mit dem neuen Gast fortgesetzt, dem Bestatter, Heinz-Josef Wormland.

Er war geschickt genug, gleich zu Beginn zu fragen, was denn die Gesprächsteilnehmer zum Schmunzeln gebracht habe. Die Antwort kam freimütig von einem gutmütigen und ehrlichen Studenten: »Sie sahen genau so aus, wie ich mir einen Beerdigungsunternehmer vorgestellt habe.« Und seine Rückfrage: »Wie denn?« – »Na, seriöser Herr, ernstes Auftreten, korrekt und förmlich.« Mit einem herzlichen Gelächter war dieser Gast stärker integriert, als er es sich vorher hätte vorstellen können.

Wir hatten uns auf dieses Gespräch mit dem Bestatter gesondert vorbereitet. Eine Gruppe von zwei Studentinnen und einem Studenten hatten sich einen konkreten Fall ausgedacht, mit dem sie – in der Rolle der Angehörigen – den Bestatter aufsuchen. Und mit dem Bestatter war vereinbart worden, daß er ein ganz normales Beratungsgespräch mit ihnen durchführen würde – so, wie er es in seinem Beruf täglich mehrfach zu leisten hat. Die gedachten Vorgaben des Rollenspiels wurden schnell deutlich: Es handelte sich um die Nichten und einen Neffen einer älteren Dame, die ansonsten alleinstehend lebte, einen gewissen Kontakt zur Kirche und zur Frauenhilfe der Gemeinde pflegte und im übrigen eine bescheidene und zurückhaltende ältere Person war. Zudem hatten sich die »Angehörigen« unterschiedliche Rollen vorgenommen, die eine etwas fürsorglicher und ängstlicher, die andere auf äußere Formen bedacht, der Neffe dagegen pragmatisch nüchtern, ohne allzu menschliche Berührtheit. Da sie die »Tante« nicht sehr häufig sahen, ihr also persönlich nicht so nah standen wie etwa den eigenen Eltern oder Geschwistern, besaßen sie genügend Distanz, sich auf dieses Vorhaben einzulassen. Erst sehr viel

später wurde deutlich, wie viel unmittelbare Betroffenheit – ausgelöst durch eigene persönliche Erfahrungen in nicht allzu weit zurückliegender Vergangenheit – in diesem Gespräch aktualisiert worden und wieder ins Bewußtsein zurückgekehrt war.

Natürlich gab es Projektionen und Vorerwartungen: daß da der Beerdigungsunternehmer kommt, ihnen einen möglichst teuren Sarg »andrehen« und ein sattes Geschäft machen will, koste es, was es wolle.

Um so überraschender war dann das tatsächliche Beratungsgespräch, das mir so beispielhaft erscheint, daß es in ein Lehr- und Ausbildungsprogramm für Bestatter hineinpassen würde.

So begann der Bestatter das Gespräch zu Beginn ausgesprochen nüchtern und förmlich – ohne jede Anbiederung oder ungerechtfertigte Vertraulichkeit; denn tatsächlich waren sich die Gesprächsteilnehmer zuerst einmal so fremd, wie das in den meisten solcher Situationen in größeren Städten etwa ist. Daß der Bestatter gleichsam vertrauter Nachbar ist, der auch sonst am Schicksal der Familie Anteil nimmt, mag in dörflichen Strukturen noch der Fall sein, in größeren Städten, ja selbst in kleineren Gemeinden ist das die Ausnahme. So begann das Gespräch damit, daß – nach einer kurzen gegenseitigen Vorstellung – der Bestatter erst einmal ein Formular ausfüllte mit dem Namen der Verstorbenen und den notwendigen Personalien, sich erkundigte, wo und wann die Frau verstorben war.

Bereits an dieser Stelle war deutlich eine Nahtstelle des Gesprächs zu spüren: ob die Angehörigen bereit waren, ihr eigenes Erleben des Todes der Tante einzubringen, oder sich mit nüchternen Faktenantworten begnügten. Der Bestatter gab durch schlichte Rückfragen zu erkennen, daß er an dieser Stelle auch zu einem ausführlicheren Gesprächsgang bereit war. So könnten denn die »Angehörigen« auch ausführlich berichten, wie sie selbst zur Tante gestanden hatten, wie sie den Tod erfahren und erlebt haben. Schon in dieser Gesprächsphase war das Persönlichkeitsprofil der Angehörigen deutlich herauszuspüren, die Fürsorglichkeit und Betroffenheit der einen Nichte, die Außerlichkeit und Korrektheit der anderen, die sich natürlich nichts hatte »zuschulden« kommen lassen, und der nüchterne Neffe, der sich der notwendigen Pflichten entledigt hatte und ansonsten eher mißtrauisch im Hintergrund blieb, darauf wachend, dem Unternehmer kein »sattes Geschäft« gelingen zu lassen.

Stärker, als sich die »Angehörigen« das im ersten Augenblick gegenwärtigen konnten, hat diese entscheidende Gesprächsphase das Eis gebrochen – und auch den Angehörigen ermöglicht, die Person

des Bestatters deutlicher wahrzunehmen mit seiner Bereitschaft zum Gespräch, mit seinem Einfühlungsvermögen und seinem Erfahrungshintergrund.

Überraschend war die Wendung, die nach Abschluß der ersten Gesprächsphase eintrat: Denn der Bestatter wandte sich nun wieder dem Formular zu und erfragte rechtliche und versicherungstechnische Einzelheiten – also der Wechsel in eine wiederum eher distanzierte Form der Gesprächsführung. So wurde gefragt, wo die Dame versichert war, ob eine Lebensversicherung bestehe, welcher Kostenträger die Krankenhaus-Kosten übernimmt, ob das Familienbuch zur Verfügung stehe, wie es sich mit anderen Unterlagen verhalte: Sparguthaben, Rentenzahlungen, Einkommens-Verhältnisse.

Dadurch gelang es bereits im ersten Teil des Trauergesprächs – und nichts anderes ist es ja –, eine Balance herzustellen zwischen unmittelbar persönlicher Betroffenheit und formalen Regelungsnotwendigkeiten. Im übrigen erhielt der Bestatter dadurch auch ein gewisses Bild über die Lebensverhältnisse der Verstorbenen und (nicht zuletzt) über die finanziellen Gegebenheiten. Das alles trug er nüchtern in ein Formular ein, machte die Angehörigen darauf aufmerksam, wer verständigt werden müsse, wie das mit den Meldungen an die Behörden vor sich gehe, welche Versicherungen zu verständigen seien. Und auch die Frage, wen er als Auftraggeber ansprechen solle, wurde in dieser Gesprächsphase abgeklärt – womit wieder ein sehr persönlicher Impuls gesetzt war: Wer ist eigentlich der Hauptbetroffene, oder wer übernimmt Verantwortung an dieser Stelle? Kaum verwunderlich, daß nach einigen Rückfragen der Neffe ausgeguckt wurde, diese Pflichten zu übernehmen. Auch hier traten nun wieder die unterschiedlichen Persönlichkeitsprofile deutlich in den Vordergrund.

In dem gerade genannten Gesprächsgang kalkulierte der Bestatter, ohne es sonderlich zu betonen, aber auch ohne es raffiniert zu verstecken, die finanziellen Mittel, die aufgrund von Versicherungen und anderen Leistungen zur Ausrichtung der Bestattung zur Verfügung stehen.

Nachdem bereits in der Eingangsphase des Gesprächs festgelegt worden war, auf welchem Friedhof die Beerdigung stattfinden sollte und ob eine Gruft oder ein Reihengrab gewählt würde, kam nach solch nüchtern-pragmatischen Fragen, an denen der Neffe zwar waches Interesse zeigte, aber leider keinerlei sonderliche Kenntnisse einbringen konnte (über die versicherungstechnischen, behördlichen und rechtlichen Fragen war er offensichtlich überrascht), kam nun ein

Thema zur Sprache, das wieder ausgesprochen persönliche Implikationen beinhaltet, nämlich die Gestaltung des Trauerbriefes.

Dabei stellte der Bestatter zwar einige Beispiele zur Verfügung, gab aber ausreichend Zeit, sich über die Inhalte in Ruhe verständigen zu können. Das begann etwa mit der Frage, ob über der Anzeige ein Bibelwort stehen solle oder ein anderes Wort. Da die religiösen Hintergründe der Frau bereits angedeutet waren, wünschten die Angehörigen einen Bibelspruch – jedoch ohne gleich ein Wort zur Verfügung zu haben. Schon vor Jahren hatte ich, weil mich die schrecklichen Sinnsprüche über zahlreichen Traueranzeigen im Lokalteil geärgert hatten, allen Bestattern ein Verzeichnis möglicher Bibelworte zugeschickt – und tatsächlich kam eben dieses Verzeichnis auch in diesem Beratungsgespräch zur Geltung. (Ich veröffentliche es im Anhang dieses Bandes.)

Wie aber nun die Tante in dieser ja öffentlichen Anzeige bezeichnet werden sollte, das brachte erhebliche persönliche Tiefe in das Gespräch: ob nun »treusorgend« oder »geliebte«, »herzensgute« oder »fürsorgliche« Tante geschrieben werden sollte – und vor allen Dingen, wie nun öffentlich vom Sterben gesprochen werden soll: ob Gott der Herr sie »zu sich gerufen hat«, oder ob sie einfach »gestorben« oder »eingeschlafen« ist oder »ihren Frieden gefunden« hat, ob religiöse Formulierungen oder weltliche Ausdrucksformen verwendet werden sollten – wer hat sich denn darüber sonst schon Gedanken gemacht!

Und auch Theologiestudentinnen und -studenten, selbst im Rollenspiel, standen hier vor erheblichen Verlegenheiten. Das Geschick des Bestatters bestand nun darin, aufgrund des bisherigen Gesprächsindrucks Formulierungen anzubieten, an denen deutlich wurde: Er hatte auf die persönliche Einstellung der Angehörigen durchaus sensibel reagiert und ein überraschend klares Bild von der Verstorbenen aus dem Eingangsteil des Gesprächs.

So kam es nicht zu Peinlichkeiten und Verlegenheiten, sondern zu einem sehr persönlichen Gespräch, in dem die »Angehörigen« sehr wohl ihr Verhältnis zur Verstorbenen auszusprechen wußten. Natürlich mußte nun auch entschieden werden, wann die Beerdigung stattfinden sollte. Da sind wir in unserer Gemeinde glücklicherweise von den meisten Bestattern »verwöhnt«: Sie rufen beim Pfarrer an, bevor die Beerdigungszeit festgelegt wird, und sprechen auch weitere Termine mit den Pastorinnen und Pastoren ab, etwa den Besuchstermin bei den Angehörigen. So geschah es auch in diesem Rollenspiel.

Selbst die Frage, in welcher Auflage denn nun der Trauerbrief gedruckt werden und ob und in welcher Zeitung die Anzeige erscheinen solle, wurde angesprochen und geklärt. Auch dabei mußte noch einmal expliziert werden, wer denn nun eigentlich durch den konkreten Tod betroffen ist, wer ein Recht auf Information hat, wer sich übergangen fühlen könnte – bei aller Sparsamkeit des Neffen, der natürlich auch hier die Auflage niedrighalten wollte.

Damit war das Gespräch im Grunde bei der Trauerfeier selber angelangt – also auch bei den äußeren Fragen der Ausstattung. Nach der Blumendekoration wurde gefragt, nach Kränzen, die bestellt werden sollten, nach dem Aufdruck auf den Schleifen – und für alles gab es Musterbilder, die den Angehörigen zur Verfügung gestellt wurden. Nachdem die unterschiedlichen Persönlichkeitsprofile zwar schon an verschiedenen Stellen sichtbar geworden waren, prallten sie hier doch ziemlich hart aufeinander: »Die Tante hat ein ordentliches Begräbnis verdient, es soll an nichts fehlen, es soll schön ausgestaltet werden«, so die eine »Nichte«, und die andere, wiederum auf den äußeren Ruf bedacht: »Wir wollen uns nichts nachsagen lassen, es soll zwar nicht protzig sein, aber was sein muß, muß sein.« Dagegen in protestantischer Nüchternheit und rollenbedingtem Geiz der Neffe: »Davon hat die Tante doch auch nichts, und das Geld kann man schließlich besser für einen guten Zweck verwenden.«

Bemerkenswert war, wie stark sich gerade an dieser empfindlichen Stelle der Bestatter zurückhielt, keinerlei Vorschläge machte, nicht einmal grobe Anhaltspunkte gab, was denn nun »knausrig«, in Blumen, in Mark und Pfennig und in weiterer Dekoration ausgedrückt, heißen würde. Im Gegenteil, er entschuldigte sich kurz, er müsse gerade noch ein Telefongespräch mit dem Friedhofsamt führen – und verschwand in einen Nebenraum.

Kaum hatte er den Raum verlassen, kam das Gespräch erst richtig in Schwung, kamen die Einstellungs- und Mentalitätsunterschiede deutlich zum Tragen, man war schließlich »unter sich«. »Du denkst immer nur ans Geld!« hieß jetzt der Vorwurf der einen Nichte. »Das sind doch lächerliche Äußerlichkeiten, schon nach drei Tagen sind alle Blumen verdorben und das Geld zum Fenster herausgeworfen«, rechtfertigte sich der Neffe. »Ich will mir nicht nachsagen lassen, wir hätten an der Beerdigung geizt – um eine möglichst große Erbschaft zu machen. Die Leute achten nun mal auf solche Äußerlichkeiten!«

Und wieder die andere Nichte: »Das hat die Tante doch nun wirklich verdient – und es ist schließlich ihr Geld und nicht meines!« Nach

3000-
500007
für Beerdigung

einigen sehr heftigen Kontroversen beruhigte sich das Gespräch – und anhand der vorgeschlagenen Bilder und Möglichkeiten einigten sich die Angehörigen sehr schnell auf einen vertretbaren Weg. Kurze Augenblicke später kam der Bestatter wieder zurück, und sie teilten ihm ihre Entscheidungen mit.

Gleichsam als würde er das bisherige Gespräch mit seinen Festlegungen und Entscheidungen noch einmal rekapitulieren, ging er die einzelnen Positionen durch, nannte auch die damit verbundenen Kosten (allerdings ohne die Kosten für den Sarg und die Bekleidung für die Verstorbene) und stellte das rechnerische Ergebnis den finanziellen Mitteln gegenüber, die ohnehin von dritter Seite (Versicherungen...) dafür zur Verfügung gestellt wurden. Es blieb ein Differenzbetrag von knapp 2000 Mark Guthaben – was der Bestatter als Ausgangspunkt für den wohl schwierigsten Punkt nahm, die Auswahl des Sarges. Und nun wurde er ausgesprochen direktiv: »Im Rahmen der genannten Möglichkeiten würde ich Ihnen folgende Säрге vorschlagen können.« Alles Säрге zwischen 1800 und etwa 2200 Mark. »Sie können natürlich auch einen sehr viel teureren Sarg auswählen, aber ich würde ihnen einen dieser Säрге empfehlen.« In weniger als drei Minuten war die Entscheidung getroffen, wie immer: nicht zu aufwendig, nicht zu geizig. Außerdem sollte die Tante in ihrem Lieblingskleid aufgebahrt werden, befanden die Nichten und der Neffe.

Nachdem noch einige Vollmachten unterzeichnet und in einem Formular alle Entscheidungen festgehalten, alle Termine notiert und das Formular unterschrieben worden waren, ging das Gespräch dem Ende entgegen. Es wurden noch Briefumschläge für die Trauerbriefe ausgehändigt, die die Angehörigen selbst beschriften wollten, es wurde mitgeteilt, wann sie die Verstorbene auf dem Friedhof in der Leichenhalle besuchen könnten – dann waren die sogenannten Formalitäten »erledigt«.

Das Nachgespräch enthüllte manche Dramatik, die in diesem Gespräch verborgen war. »Ich hatte mich auf eine makabere Kaufhaus-Situation eingestellt, vor allem, daß wir zuerst einmal Säрге besichtigen und auswählen müßten«, sagte der Neffe ganz offen – und war angenehm überrascht, wie anders das Gespräch schließlich verlaufen war. Natürlich war die Gesprächsunterbrechung durch den Bestatter – das Telefonat mit dem Friedhofsamt – ein Vorwand gewesen. »In solchen Augenblicken müssen die Angehörigen auch einmal die Möglichkeit haben, ungeschützt und ohne meine Anwesenheit offen miteinander sprechen zu können. In der Regel hilft das wesentlich zur

Entspannung des Gesprächs«, so der Bestatter. »Ich habe gar nicht geahnt, wie viele praktische Fragen in einer solchen Situation auf mich zukommen würden. Und ich habe erst jetzt gemerkt, wie wenig ich eigentlich von meiner Tante gewußt habe!« Es kamen auch persönliche Einschätzungen zu Wort: »Ihre (gemeint war der Bestatter) distanzierte Art hat mir sehr gut getan, ich konnte mir wirklich selbst Gedanken machen, ohne mich überfordert zu fühlen. Sie haben sich nicht angebiedert oder Krokodilstränen vergossen – und doch hatte ich immer das Gefühl, daß man zu Ihnen Vertrauen haben kann. Mir war danach jedenfalls wesentlich wohler, weil ich wußte, was alles auf uns zukam. Und wir hatten wirklich Zeit für dieses Gespräch.«

Natürlich standen auch andere Fragen an: »Was verdient man eigentlich an so einer Beerdigung?« Oder: »Wie verträgt sich eigentlich die Aufgabe der Beratung mit dem Geschäftsinteresse – Sie müssen schließlich verkaufen, Gewinn machen. Ist Ihnen das nicht peinlich?« Dabei wurde deutlich, daß die berufliche Identität am stärksten mit einem gelungenen Beratungsgespräch verbunden ist: »Hier entscheidet sich, ob die Angehörigen wirklich Vertrauen zu mir finden, hier kann ich wirklich helfen und weiterführen. Und natürlich hat das auch eine wirtschaftliche Seite: eine solide und gründliche Beratung, der unmittelbar persönlich menschliche Eindruck, den die Angehörigen nach diesem Gespräch mitnehmen, das ist die wirkungsvollste Werbung.«

Zur Sprache kam auch, was geschieht, wenn keinerlei Mittel vorhanden sind, keine Angehörigen, und das Sozialamt für die Beerdigung aufzukommen hat. Ich selbst kenne zahlreiche solche Beerdigungen – und muß feststellen: Es kommt wesentlich stärker auf das Beerdigungs-Unternehmen an als auf die tatsächlichen Mittel, ob es ein »Armenbegräbnis« oder eben doch ein ganz normales Begräbnis wird. Überraschend gerade für junge Menschen war, daß manche ältere Menschen bereits mit dem Beerdigungs-Unternehmer fertige Vorverträge geschlossen haben, bereits sämtliche Kosten für die eigene Beerdigung bezahlt haben oder per Dauerauftrag monatlich einzahlen und eine Mitteilungskarte bei ihrem Personalausweis tragen, welches Beerdigungsunternehmen im Todesfall verständigt werden soll. Sicher gehören viel Mut und Gelassenheit dazu, auch diese Fragen zu Lebzeiten, in »rüstigem Alter« vorgeklärt und bearbeitet zu haben. Daß ältere Menschen nach solchen Gesprächen wesentlich erleichtert sind und dem Lebensabend ruhiger und gelassener entgegengehen, kann ich verstehen – nicht nur, wenn ich an den knausrigen

Neffen denke, der seine Rolle glänzend gespielt hat (und in Wahrheit sehr offenherzig ist!).

Auch wenn eine Gemeindepfarrerin oder ein Gemeindepfarrer nur selten selbst Erfahrungen mit solchen Gesprächen beim Bestatter machen, halte ich es für wichtig, zu wissen, welche Fragen in diesen Gesprächen behandelt worden sind. Es entlastet natürlich auch das Seelsorge-Gespräch, das sich mit den praktischen Fragen nicht mehr befassen muß. Aber wir sollten auch wissen, daß die Bestatter gleichsam als Eisbrecher Vorarbeit geleistet haben; sie sind der erste offizielle Kontakt mit der »Außenwelt«, der Öffentlichkeit (man kann auch sagen: der Gesellschaft); und wenn in diesem Gespräch Vertrauen möglich war, wird auch das Mißtrauen gegenüber dem Gespräch mit der Pfarrerin oder dem Pfarrer geringer sein. Noch einmal deshalb in Kurzfassung die praktischen Fragen, die im Gespräch mit dem Bestatter zu entscheiden waren: a) persönliche Daten (Name, Vorname, Geburts- und Sterbedaten, Wohnort und Straße, Beruf, Konfession, Familienstand), dazu die Angaben des Auftraggebers; b) Sterbeort, Friedhof, auf dem die Beisetzung stattfinden soll; c) Termine: der Beerdigung, (im römisch-katholischen Bereich: der Messe und des Sechswochenamtes), der Besuch des Geistlichen; d) Versicherungsträger, Sparguthaben und andere Rücklagen; e) Ausgestaltung des Begräbnisses: Sarg, Bekleidung, Deckengarnitur, Überführungskosten, Trägerkosten, Einbetten und Ankleiden, Erledigung von Formalitäten, Kosten der Träger, der Aufbahrung, Blumendekoration, Kränze, Grabdekoration, Trauerbriefe, Traueranzeige in der Tagespresse, Kosten für anschließendes Kaffeetrinken, Kosten des Reihengrabes, der Gruft, Benutzung der Trauerhalle, des Aufbahrungsraumes, der Orgel; Kosten für Totenschein und Urkunden, amtsärztliche Zeugnisse oder Bescheinigungen, gegebenenfalls Kirchengebühren, Porto- und Telegrammkosten. Vermutlich ist in manchen bundesrepublikanischen Großstädten das Service-Sortiment noch umfassender, die Versuchung zur Veräußerlichung des Trauerfalls noch stärker ausgeprägt – hier ging es lediglich um die Fakten, die bei einer normalen Beerdigung in einer ziemlich normalen Stadt zur Entscheidung anstehen. (Daß es hier um ein Kostenvolumen von mindestens 3000 DM, im durchgespielten Fall um knapp 5000 DM ging, in manchen Großstädten sich jedoch schnell bis zu 10000 DM hin bewegen kann, sei nur am Rande angemerkt.) Es mag ja mißgünstige und geschäftstüchtige Bestatter geben – man sollte das nicht überschätzen; im gleichen Maß, wie es auch in anderen Berufsgruppen eine große

Bandbreite an Persönlichkeitsprofilen gibt, wird sich das auch in diesem Beruf niederschlagen. Nur: Gerade Pfarrerinnen und Pfarrer sollten die Gesprächsfähigkeit und die Aufrichtigkeit von Bestattern nicht unnötig in Frage stellen – in vielem verfügen sie über weit höhere Einschätzungsmöglichkeiten und Fähigkeiten der konkreten Hilfestellung als mancher betulich bemühter Seelsorger. Ich habe bei mehreren hundert Beerdigungen nur einen Bestatter erlebt, vor dem mir graust, bei dem ich panische Gefühle bekomme, wenn eine Beerdigung bei ihm gelandet ist.

An dieser Stelle ist es auch für jüngere Theologinnen und Theologen aufschlußreich, die praktischen Aufgaben überblicken zu können, die mit einem Sterbefall verbunden sind. Ich fasse eine Veröffentlichung zusammen, die in der (mir ansonsten unbekannt) Zeitschrift »Auslese« – »Zeitschrift für Offerten auserlesener Firmen des kirchlichen Bedarfs« (September 1980, Krüger-Verlag, Herborn) zusammengefaßt worden sind. Sie sind Reflex und Ausdruck dessen, daß der Sterbefall nicht nur eine persönlich-biographische, eine psychologische Seite hat, sondern eben ein sozialer Vorgang ist – mit allen rechtlichen Einzelheiten und Notwendigkeiten. Bereits mit der erforderlichen Ausstellung des Totenscheins tritt ein Repräsentant der Öffentlichkeit in das Geschehen ein, der Arzt als Vertreter des gesellschaftlich organisierten Gesundheitswesens. Die Anzeigepflicht gegenüber dem Standesamt verdeutlicht, daß der Tod öffentlich nachvollzogen und urkundlich festzuhalten ist. »Anzeigepflichtig ist in erster Linie das Familienoberhaupt. Ist ein Familienoberhaupt nicht vorhanden oder an der Anzeige gehindert, so trifft die Anzeigeverpflichtung denjenigen, in dessen Wohnung sich der Sterbefall ereignet hat, oder diejenige Person, die bei dem Tod zugegen war oder von dem Sterbefall aus eigenem Wissen unterrichtet ist.« Natürlich sind auch dazu »Unterlagen« erforderlich, das Familienbuch oder zumindest die Heiratsurkunde des Verstorbenen bzw. die Geburtsurkunde und der eigene Personalausweis. Die Sterbeurkunde, die das Standesamt ausstellt, ist gleichsam der öffentliche Beweis für den Sterbefall, erforderlich gegenüber der Friedhofsverwaltung, dem Pfarramt, den Versicherungsträgern, Arbeitgebern, Vermietern und anderen Instanzen. Übrigens ist natürlich auch die Kostenseite rechtlich geregelt: »Die Kosten für die Bestattung werden aus dem Nachlaß bestritten. Zu den Kosten einer standesgemäßen Beerdigung gehören jedenfalls die Kosten für die Grabstätte und deren erstmalige Ausstattung, die Kosten für eine Überführung sowie die Kosten für Traueranzeige und Danksagungen. Aus dem Nachlaß ist auch die Anschaffung von Trauerkleidung für die nächsten Angehörigen zu bezahlen. Die Kosten der Anreise der Angehörigen zum Beerdigungsort müssen dagegen von diesen selber getragen werden.« Zu Konflikten kann es bei der Frage kommen, ob Erd- oder Feuerbestattung angeordnet werden soll. Hier entscheiden, soweit nicht notariell beurkundete Verfügungen des Verstorbenen vorliegen, die Angehörigen, wobei der jeweils nächste Angehörige entscheidungsbefugt ist. »Bei Meinungsverschiedenheiten zwischen Verwandten gleichen Grades trifft die letzte Entscheidung die zuständige Polizei- bzw. Ordnungsbehörde.« Und natürlich bedarf die Feuerbestattung der schriftlichen Genehmigung der Ordnungsbehörde.

Eine abschließende Bemerkung zum Beruf des Bestatters: Wenn gleich der soziale Tod in einem hohen Maß, wie wir gesehen haben, auch rechtlich geregelt ist, verfügt der Beruf des Bestatters über keine gesicherte berufliche Identität. Der Beruf des Bestatters ist kein gesetzlich geschützter Beruf, kein Lehrberuf, so daß etwa die Hälfte aller Bestatter keine qualifizierte Ausbildung besitzen; dementsprechend kann manchmal die Praxis sein. Diese eigentümliche Mischung zwischen Handwerks- und Dienstleistungsberuf bedarf der professionellen Klärung, gerade der betroffenen Angehörigen wegen. Und in der Öffentlichkeit ist das Berufs-Image problematisch. Der Bestatter, der uns im Gespräch so eindrucksvoll zur Verfügung stand, kannte natürlich diese Projektionen und Voreinschätzungen. Sein persönliches Berufsverständnis ist eindeutig: Der Bestatter ist ein eindeutiger Beratungs- und Dienstleistungsberuf. Und er selbst hatte ein hohes Interesse daran, die Ausbildungsmöglichkeiten und Qualifizierungschancen für Mitarbeiter in diesem Berufsfeld zu verbessern. Das ist keineswegs selbstverständlich.

Es ist deutlich geworden, in welchem Umfang ein Sterbefall mit sozialen Zwängen verbunden ist: der Zwang zur Öffentlichkeit (Anzeigepflicht gegenüber dem Standesamt und anderen Institutionen bis hin zu den Gewohnheiten, durch Trauerbriefe oder Anzeigen den Todesfall öffentlich anzuzeigen); der Zwang zum pragmatischen Handeln (Benachrichtigung des Arztes, des Bestatters, des Pfarrers, des Friedhofsamtes, Wahl des Friedhofs, der Art des Grabes, des Sarges und der Dekorationen); der Zwang zur Würde (Aufbahrung, Trauerfeier, Trauerkleidung, Nachfeier); der Zwang zu definitiven Abschlüssen (Kündigung der Wohnung bzw. Auflösung von Haushalten, Meldungen an Versicherungen, Auflösung von Guthaben usw.). Die Begegnung mit dem Pfarrer steht – das darf nicht übersehen werden – häufig in eben dieser Kette von Zwängen, die die Entscheidungsmöglichkeiten der Angehörigen erheblich tangiert. So kommt das Gespräch mit dem Pfarrer oder der Pfarrerin eben nicht voraussetzungslos zustande, sondern steht in einem größeren sozialen Kontext.

Wie keine andere Personengruppe, so repräsentieren Polizei und Feuerwehr den Staat als Institution und Ordnungsbehörde. Und in Krisenfällen sind sie in der Regel die ersten, denen die Betroffenen begegnen oder ausgesetzt sind.

8.7. POLIZEI UND FEUERWEHR

Aus diesem Grund haben wir auch zu unserem Blockseminar Vertreter der Feuerwehr und der Polizei eingeladen – ein Abenteuer eigener Art.

In schonungsloser Offenheit erzählte der Leiter der örtlichen Polizei nicht nur persönliche früheste Kindheitserlebnisse im Zusammenhang mit Sterben, sondern kam sehr bald auf die Erfahrungen von Polizisten im Zusammenhang mit Tod und Sterben zu sprechen. Bei allen unfallbedingten Todesfällen ist die Polizei als erste und entscheidende öffentliche Instanz eingeschaltet und zum Handeln gezwungen. In Zusammenarbeit mit den Rettungsmannschaften der Feuerwehr und der Notärzte hat sie alle Maßnahmen zur Vermeidung weiterer Schäden und zur unverzüglichen Hilfestellung und Rettung durchzuführen. Der gesetzliche Rahmen des Handelns ist eindeutig, ebenso die Kompetenzen und Befugnisse.

Entscheidender in unserem Gespräch war jedoch die persönliche Seite: Was erlebt ein Polizeibeamter, wenn er bei Unfällen mit Todesfolge eingeschaltet wird?

Je anonym der soziale Lebenszusammenhang geworden ist, desto stärker hat sich eingebürgert, daß bei Unfällen die Polizei die Aufgabe übernommen hat, den Angehörigen die Todesmitteilung zu überbringen. Nur in seltenen Fällen wird etwa der Gemeindepfarrer oder ein anderer Seelsorger hinzugezogen. So haben Polizeibeamte – ohne dafür gesondert ausgebildet zu sein – eine psychologisch geradezu dramatische Aufgabe wahrzunehmen. Solche Aufgaben werden im übrigen gern älteren und »gestandenen« Kollegen übertragen. Mit der persönlichen Verarbeitung dieser Erfahrungen ist der jeweilige Beamte auf die zufälligen Konstellationen in seinem Dienstbereich angewiesen: ob da Kollegen sind, mit denen man anschließend persönlich und offen darüber reden kann, was einen bewegt hat, vielleicht auch, was beim nächsten Mal besser anders zu machen wäre, wie man selbst diese Erfahrungen verkraftet.

Es kann an dieser Stelle nicht darum gehen, die Tätigkeiten der Polizeibeamten zu kritisieren, wohl aber mit dazu beizutragen, daß ihnen Gelegenheit gegeben wird, sich auf eine so schwierige Aufgabe genügend vorbereiten und die Folgen dieser Aufgaben verkraften zu können. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Und auch der Ethik-Unterricht an Polizeischulen ist nicht zwangsläufig mit diesen Fragen verbunden. Das bisweilen spannungsreiche und kritische Verhältnis

etwa zwischen jüngeren Pfarrerinnen und Pfarrern und der Ordnungsbehörde erschwert das direkte gemeinsame Gespräch über diese Fragen – die Seelsorge an den Polizisten und die »Seelsorge«, die sie selbst in solchen Fällen übernehmen.

Ein Beispiel soll an dieser Stelle eingefügt werden, sicherlich eines der seltenen Beispiele, in denen Polizeibeamte und ein Pfarrer gemeinsam die Aufgabe übernehmen, einer älteren Frau eine Todesnachricht zu überbringen. In diesem Fall war der Pfarrer evangelisch, die Familie jedoch katholisch (der katholische Pfarrer, der vorher von der Polizei um Mithilfe gebeten worden war, hatte erklärt, er kenne die Familie nicht, sie sei bestimmt evangelisch).

Abends gegen 22.30 Uhr ruft die Polizei den Pfarrer an und bittet ihn, einer 74jährigen Frau die Nachricht zu überbringen, daß ihr erwachsener Sohn, der mit ihr zusammenlebte, am Abend tödlich verunglückt ist. Der Pfarrer kennt die Frau nicht persönlich, auch nicht die Familienverhältnisse. Ein Polizist geht mit dem Pfarrer gemeinsam zur Wohnung, ein anderer Polizist bleibt im Streifenwagen.

P 1: Frau W.? (An der Wohnungstür)

W 1: Ja, was ist denn los? (Die Tür ist nur einen Spalt breit geöffnet)

P 2: Frau W., wir haben Ihnen eine traurige Nachricht zu überbringen. Dürfen wir hereinkommen?

W 2: Was ist denn los? Ist was passiert mit meinem Sohn? (Sie öffnet, alle gehen gemeinsam in ihr Wohnzimmer)

P 3: Frau W., ich habe Ihnen eine sehr schlimme Nachricht zu überbringen. Ihr Sohn ist heute abend sehr schwer verunglückt.

W 3: Ja und, was ist denn los? Wo ist er denn?

P 4: Frau W., Ihr Sohn ist ins Krankenhaus gebracht worden, aber es kam jede Hilfe zu spät. Ihr Sohn ist gestorben.

W 4: (Springt auf und läuft zum Fenster) Das kann doch nicht wahr sein. Der Hartmut... (fängt an zu weinen) (sieht aus dem Fenster) Wo ist denn sein Auto? Das kann doch nicht wahr sein. (Setzt sich wieder, weint heftig) Wie ist das denn passiert? Er ist doch heute abend erst weggefahren. Was soll ich denn jetzt machen?

P 5: Ihr Sohn hat in seinem Wagen einen Herzanfall bekommen. Die Ärzte haben alles versucht. Es gab keine Hilfe mehr.

W 5: (Läuft wieder zum Fenster) Ich hab doch die ganze Zeit gewartet, daß er kommt. – Der Hartmut. Der Hartmut! Das kann doch nicht wahr sein. Was soll ich denn jetzt machen! Ich

hab doch keinen mehr. (Weint sehr heftig und schreit:) Hartmut! Mein Hartmut! Wo ist er denn jetzt?

P 6: Er liegt im Krankenhaus. Es ist alles versucht worden.

W 6: Ich war doch nur gerade zur Kirche gegangen. Hab doch noch zur Mutter Maria Gottes gebetet und noch eine Kerze angesteckt für ihn.

(Der Polizist legt den Personalausweis auf den Tisch: »Ist das Ihr Sohn?«)

W 7: Der Hartmut! Er, er ist doch das einzige, was ich habe. Wie soll das denn jetzt weitergehen. Wir haben doch immer zusammengehalten. (Weint wieder sehr heftig)

(Der Polizist fragt: »Haben Sie sonst noch Angehörige?«)

W 8: (Verstört:) Ja, noch eine Tochter, in K.

(Nach einiger Mühe erfährt der Polizist die Anschrift, geht zum Streifenwagen und verständigt die dortige Polizei und bittet, die Angehörigen hierherzubringen.)

P 7: Frau W., ich weiß, daß das ganz schwer ist jetzt für Sie.

W 9: Was soll denn jetzt aus mir werden? Das ist aber wirklich nicht schön. Das ist doch wie mit'm Hammer vorm Kopp. – Wer sind Sie eigentlich?

P 8: Ich bin der Pastor. Die Polizei hat mich gebeten, mit zu Ihnen zu kommen.

W 10: Jetzt glaube ich gar nichts mehr. Das hat doch alles keinen Zweck mehr. Wo ist das denn passiert? Ich kann das überhaupt nicht verstehen.

P 9: Es war hier in der Nähe, am... Er hat am Steuer seines Wagens einen Herzschlag gekriegt.

W 11: Das kann doch nicht wahr sein. Ich hab ihm immer gesagt, er soll das blöde Auto da stehen lassen. Jetzt hab ich doch überhaupt keine Bleibe mehr. Was soll denn der ganze Plunder hier? Das kann ich mir doch gar nicht leisten. Zusammen wird ein Schuh draus, hat er immer gesagt. Was soll ich denn hier überhaupt noch? Das hat doch alles keinen Sinn mehr. (Weint wieder sehr heftig) Da kann ich doch gleich aus dem Fenster springen. Jetzt ist doch sowieso alles vorbei.

P 10: Das ist wirklich unbegreiflich.

W 12: Ach, was wissen Sie denn schon davon! Die ganze Wohnung, das war doch alles für meinen Hartmut. Was soll ich denn jetzt damit? Und diese große Wohnung. Da muß ich doch sowieso raus. Da kann ich ja gleich auf die Straße.

Ich fand
+ pflegend

- P11: Da werden sich schon Wege finden.
 W13: (Bricht unter Tränen zusammen) Die ganze Zeit hab ich auf ihn gewartet. Hartmut! Hartmut!
 P12: (Schweigt betroffen)
 W14: Ich war doch nur gerade zur Kirche. Aber das hat ja alles keinen Zweck. Jetzt glaub ich an gar nichts mehr. Ich hab doch gerade noch für ihn gebetet. Jetzt ist Schluß damit. (Ein Nachbar aus der benachbarten Wohnung kommt.)
 W15: Hast Du das schon gehört? Unser Hartmut! Das kann doch nicht wahr sein. (Weint wieder sehr heftig)

Nach einiger Zeit kommen die Angehörigen aus der Nachbarstadt. Frau W. weint sehr heftig. Die Angehörigen versuchen, sie zu beruhigen: »Du kommst jetzt erst mal mit zu uns. Du bleibst jetzt erstmal bei uns.« Gemeinsam verlassen alle die Wohnung.

Das Überbringen der Todesnachricht löst ein hohes Maß von Aggressionen aus, sogar gegen den Verstorbenen. In diesem Fall wird auch der Pfarrer von der Aggression zeitweise mitbetroffen. Die Aggressionen richten sich also: gegen den Überbringer (er wird – seelisch gesprochen – vom Überbringer zum Verursacher, und tatsächlich ist er in dieser Situation erst einmal der Verursacher des Schocks); gegen das Auto (»das blöde Auto«); gegen die »Mutter-Maria-Gottes« (»jetzt glaube ich an gar nichts mehr«); gegen sich selber (»da kann ich doch gleich aus dem Fenster springen«) und auch gegen den Verstorbenen (»Ich hab ihm doch immer gesagt«). Der Pfarrer verzichtet zu Beginn darauf, sich förmlich vorzustellen – er hätte gewiß andere Sorgen! So kommt auch die Frage nach seiner Identität erst relativ spät (»Wer sind Sie eigentlich«). Und im gleichen Augenblick entladen sich auch auf ihn die Aggressionen, die dieser Schock hervorruft, gleich zweimal: »Jetzt glaub ich an gar nichts mehr« und »Ach, was wissen Sie denn schon davon«. Der Pfarrer nennt die Todesnachricht nicht im ersten Satz – verständlich, weil zu dieser Zeit das Gespräch noch im Hausflur stattfindet, deutet aber bereits unmißverständlich an, um was es geht (»eine traurige Nachricht«). Dann hat er offensichtlich das Bedürfnis, die Nachricht gleichsam abzufedern, er spricht zuerst von einem schweren Unglück.

Auf die Todesnachricht folgt spontan die Bestreitung – in der Bestreitung vollzieht sich die erste Realisation. Und sofort damit verbunden folgen die Aggressionsausbrüche – ziemlich unmittelbar auf die eigentliche Todesnachricht. Das mag in anderen Situationen später einsetzen; dennoch, der Zusammenhang ist unbestreitbar.

Bestreitung an der Satz: Ich glaube nicht mehr.
 184
 → von vorne anfangen
 Mitteilung des Todes
 mitteilen-Tod, B. 14

Im gesamten Gespräch gibt es kein »geistliches Wort«. Der Polizist hatte das offenbar erwartet – und eben darum wohl auch den Pfarrer zur Hilfe gerufen, eben, eines tröstenden Wortes wegen. In solcher Situation, das machen schon die Andeutungen klar, hätte jedes »geistliche Wort« Aggressionen hervorrufen müssen. Es genügte ja schon die Nennung des Berufes. Ebenso ist deutlich davon abzuraten, etwa in dieser Schock-Situation ein Gebet anzubieten und zu sprechen. Die Betroffene könnte sich dazu nicht verhalten – und hätte vermutlich sehr viel später deshalb Schuldgefühle. Es geht in diesem Augenblick also um Krisen-Intervention: Die Nachricht muß unmißverständlich und klar überbracht werden. Der Pfarrer ist dafür zuständig, daß die Betroffenen »aus der Rolle fallen dürfen«. Er hat die Wiederholungen auszuhalten und sollte seinerseits bereit sein, die Nachricht und das Geschehen auch mehrmals zu wiederholen. Dabei sind Detail-Angaben nicht nur unangebracht, sie könnten auch nicht verarbeitet werden. Solche Rückfragen haben zu einem späteren Zeitpunkt ihren Gesprächsort. Und es ist die Aufgabe eines jeden, der eine solche Krisen-Intervention zu leisten hat, möglichst rasch möglichst vertraute Angehörige zu rufen. Je kürzer die Zeit, bis enge Angehörige herbeigeht werden können, desto besser – denn erst dann ist wirkliche emotionale Reaktion möglich: vom Erstarren bis zum hemmungslosen Weinen. Nicht von der Hand zu weisen ist die Sorge, einem drohenden Suicid-Versuch in dieser Situation zu wehren. Frau W. nennt selbst diese Absicht. Und in dieser Situation etwa allein zu bleiben, das würde mit ziemlicher Sicherheit zu den Reaktionen eines Suicid-Versuches aus dem Schock heraus führen können.

Sicher wird von einem Pfarrer in einer solchen Situation seelischer Beistand erwartet. Die Flucht in liturgische Formen, ja selbst ein sehr persönlich gemeintes Trostwort bleiben aus den genannten Gründen problematisch. So gelingt kein persönlicher Kontakt zwischen Pfarrer und Angehöriger. Die Gründe sind klar, sie liegen in der Aufgabe, die der Pfarrer an dieser Stelle und in diesem Augenblick wahrzunehmen hatte – und das löst eben Aggressionen und Wut und Verzweiflung aus, nicht aber Vertrauen.

Dabei ist von entscheidender Bedeutung, daß der Pfarrer dem Ausbruch deutlich standhält. Aggressionen, die jetzt kein konkretes Gegenüber finden würden, müßten sich noch stärker gegen die Betroffene selbst richten – und eben die Suicid-Neigung verstärken, die es gerade abzuwehren gilt. Dabei geht es in keinem Fall um Rechtfertigung oder Widerstand oder Bestreitung (etwa da, wo Frau W. konstatiert)

Jesus sprach 40, → die Wirklichkeit benannt wird
 185
 41, → oh Tod, wie bitter bist du...

Wort und Hörende – Distanz / Nähe – auch bei der Predigt
 → sind gleiche im Text – gleichzeitig

Polizei - 190m
 Schwafeln (h) = Flucht, Zyanit
 Schwadronieren (h) = klappen

tiert: Jetzt glaube ich gar nichts mehr). Vielmehr geht es darum, das auszuhalten, stehen lassen zu können. Auch umgekehrt wäre es natürlich verhängnisvoll, etwa ihr darin rechtzugeben. Es wäre der unmögliche Versuch, beides gleichzeitig sein zu wollen, Aggressions-Gegenüber und Vertrauter, und müßte zu erheblichem Gefühls-Chaos, gleichsam zur Schizophrenie führen. Zu fragen bleibt: Wer soll diese Aufgabe übernehmen? Denn sicher ist die Fortsetzung des Gesprächs später vor der Beerdigung von solchem Schock-Erlebnis mitgeprägt. Wenn der Pfarrer, der die Nachricht überbracht hat, auch die weitere Seelsorge leistet und die Beerdigung durchführt, muß ihm klar sein, daß das zweite Gespräch unter vollständig anderen Bedingungen verläuft. Vermutlich wird sich Frau W. an keinerlei Einzelheiten des ersten Gesprächs erinnern – und wohl auch keine Vorwürfe machen wegen der genannten Aggressionen, es sei denn, latent würde der Pfarrer dieses Kapitel unbearbeitet mit sich herum- und in dieses Gespräch hineinragen. Ebensogut kann also diese Nachricht von einem Polizeibeamten überbracht werden. Nur auch er sollte sich der hier geschilderten Zusammenhänge bewußt sein und die Situation aushalten. Richtig und hilfreich war die Intervention der hier geschilderten Beamten, die ja – deutlich im Unterschied zum Pfarrer – auf den Gedanken kamen, nach nächsten Angehörigen zu fragen und sie herbeiholen zu lassen. Es kann nicht darum gehen, in jeder Polizeiwache gleichsam einen Spezialisten für solche Aufgaben zur Verfügung zu haben – es geht um polizeiliches Grundwissen ebenso wie um pastorales Grundwissen.

8.8. VERSTEHEN, WAS STERBENDE UND TRAUERENDE SAGEN WOLLEN ^{ent w}

An dieser Stelle sind einige Hinweise notwendig, die Begleitern aus helfenden Berufen und Menschen, die dem Tod begegnen, helfen können: verstehen, was Sterbende sagen wollen. Das gleichnamige Buch von Elisabeth Kübler-Ross ist für deutsche Leser weniger geeignet als die kurzen Hinweise von Hans-Christoph Piper im Anhang seines Buches: Gespräche mit Sterbenden. Er weist darauf hin, daß es den Zurückbleibenden häufig schwerfällt, zu verstehen, was uns Menschen sagen wollen, deren Lebenserwartung schnell abnimmt.

»So klagte ein Patient der Sozialarbeiterin des Krankenhauses seine Sorgen. Er fürchtete, so sagte er, daß er mit seinem Kohlenvor-

rat nicht über den Winter käme, und er wisse nicht, wie er es bewerkstelligen solle, den Vorrat zu ergänzen. Er war darüber so beunruhigt, daß die Sozialarbeiterin die Ergänzung der Kohlenvorräte organisierte. Darauf ging sie wieder zu dem Patienten und überbrachte ihm die beruhigende Nachricht, sie habe sein Problem während seiner Abwesenheit erledigt. Doch zu ihrer Verwunderung mußte sie bemerken, daß dies den Patienten sehr wenig interessierte. Er nahm es kaum zur Kenntnis. Erst später verstand sie (die Sozialarbeiterin), was die eigentliche Sorge dieses Menschen gewesen war: Er hatte seine Befürchtung geäußert, daß er nicht mehr durch diesen Winter kommen würde. Und er sollte recht behalten« (Piper, 1977, 155).

Das Sprechen in Bildern ist uns in biblischen Texten vertraut und selbstverständlich – mitten im Alltag der Lebensbegleitung aber ist es uns fremd. Bilder tauchen überall dort auf, wo wir an Grenzen stoßen – auch an Grenzen der Kommunikation. Und um eine solche Grenze der Kommunikation handelt es sich grundsätzlich bei Gesprächen mit Sterbenden – und oft auch mit Trauernden.

Ich denke an Gespräche mit einer Frau, deren Mutter gestorben war. Diese Mutter hatte einen geradezu unheimlichen Einfluß ausgeübt. Und sie hatte schon zu Lebzeiten gedroht: »Wenn ich sterbe, dann hole ich deine Tochter« – (also das Enkelkind). So spannungsreich das Zusammenleben zwischen (erwachsener) Tochter und (alt gewordener) Mutter war, so spannungsreich blieb die Trauerarbeit um diese Mutter. Wenige Wochen nach der Beerdigung kam die Tochter ins Krankenhaus, mit (eigentlich eindeutig erkennbaren psychosomatischen) Beschwerden. Nach einigen Tagen im Krankenhaus bat sie eine Schwester: »Ich möchte gern mit dem Pfarrer sprechen.« Die Antwort der Krankenschwester: »Ach, so schlimm ist es wirklich noch nicht.« Die Krankenschwester hatte unterstellt, die Patientin fürchte um ihr Leben. Die einfachere Deutung wäre die richtigere gewesen. Sie wollte mit dem Pfarrer sprechen, mit dem, der die Trauergeschichte ja kannte und mit ihr schon einige Schritte auf den Trauerwegen gegangen war. So kam dieses Gespräch erst nach der Entlassung aus dem Krankenhaus zustande, als die Tochter selbst den Pfarrer anrufen konnte.

In diesen Gesprächen kamen die Drohungen der Mutter zur Sprache, die sich wie ein lähmender Druck auf die trauernde Tochter gelegt hatten. Und die Trauernde erzählte, was sie ihren Angehörigen nicht zu erzählen wagte: daß sie etwa an der Hausschwelle immer das Gefühl habe, dort stehe ihre Mutter, drohend, beherrschend, bedrohlich. Sie stand tatsächlich dort. Und wir sind oft gemeinsam diese Wege gegang-

einzelne Person ² Ende der Kirche
weiter → respekt & o. Ähnlich - Sanft-Beredsamkeit
Oratorien verb. = Kirche

187

gen, haben uns schrittweise gemeinsam die Räume angeeignet, die die verstorbene Mutter im wahrsten Sinn des Wortes »besetzt« hielt. Der Druck dieser Besetzung ließ zwar ein wenig nach, aber Befürchtungen blieben. Die Tochter kam schließlich auf die Idee, die Wohnung zu räumen und umzuziehen. Nach diesem Umzug verschwanden auch die Bedrohungen. Daß diese Bedrohungen der verstorbenen Mutter sich auch noch auf andere Lebensbereiche bezogen, bleibt hier nur anzudeuten. Auch an diesen Bedrohungen haben wir gearbeitet: Schritte auf den Trauerwegen.

Sterbende und Trauernde leben intensiver in Bildern, als wir es alltäglich gewohnt sind. Begleiter von Trauernden und Sterbenden müssen sich solchen Bildern stellen. Und finden manchmal zu erschreckenden Erkenntnissen. Ein Beispiel:

Die Mutter wohnt, wie es heißt, in »der Pampas«. Gemeint ist damit ein sozialer Brennpunkt. Das fünfjährige Kind dieser Frau ist aus dem obersten Stockwerk eines Wohnhauses gestürzt und an den Unfallfolgen gestorben.

Der Pfarrer besucht Familie H., Neonlicht in der Küche, eine Untertasse voll ausgedrückter Zigaretten, die Eltern in Schwarz. Die Mutter beginnt sofort und erzählt, wie das Unglück passiert ist. Das Kind war unbeobachtet zusammen mit seinem dreijährigen Geschwisterkind in das Schlafzimmer gegangen. Sie haben dort das Fenster geöffnet, gespielt. Dann soll nach Auskunft der Dreijährigen sich die fünfjährige J. auf das Bett gelegt haben. Dann hat sie gesagt: »Oma P. hat mich gerufen.« Ist zum Fenster gegangen und hat sich hinausgestürzt. Die Dreijährige ist zum Vater gelaufen und sagte: »Die J. hat Aua« (und zeigte auf die Magengegend). Der Vater sucht das Kind im Schlafzimmer, findet es nicht. Sieht aus dem Fenster und sieht das Kind 20 Meter tiefer auf den Hof gestürzt. Er rennt nach unten. Die Mutter ruft oben aus dem Fenster: »Bring mir mein Kind zurück!« Er ruft: »Es geht nicht mehr.« Er trägt das Kind ins Haus, wickelt es in eine Decke, der Notarzt, der Krankenwagen werden benachrichtigt, das Kind wird im Krankenhaus noch operiert, aber es stirbt an den Folgen des Unfalls.

Die Mutter erzählt, mitten in dieser Geschichte: »Die Oma P. hat sie geholt. Das werde ich ihr nie vergessen. Ich hasse sie. Wie ich nie einen Menschen gehaßt habe.«

Auf Nachfrage stellt sich heraus: Oma P., die Schwiegermutter der Frau, hatte ein sehr enges Verhältnis zur fünfjährigen J. »Bei ihr durfte die ja alles tun!« Oma P. ist zwei Tage zuvor in ihrer Wohnung

tot aufgefunden worden. Sie war 71 Jahre alt. In der Nacht vor dem Unglück, also wenige Stunden vorher, träumte die Mutter von J.: »Oma P. ist mir im Traum begegnet und sagte mir: ›Ich hole die J., und Du kannst nichts daran ändern!‹«

Zuerst hat sie nicht gewagt, diesen Traum zu erzählen, auch nicht ihrem Mann. Sie befürchtet, ausgelacht zu werden. Nachdem der Traum nun so grausam in Erfüllung gegangen ist, macht sie die verstorbene Oma P. für diesen Tod verantwortlich.

Sie hat der Polizei nichts von ihrem Traum erzählt, weil sie befürchtet: »Die stecken mich doch in die Klappsmühle.«

Die Polizei, die unmittelbar nach dem Unglück erschien, hat das dreijährige Geschwisterkind aufgefordert, nachzumachen, wie das Unglück geschah. Die Dreijährige ist die einzige Zeugin des Unglücks gewesen. Die Mutter verbietet der Kleinen, das Geschehene nachzuspielen, weil sie Angst hat, auch dieses Kind zu verlieren.

Die Mutter hatte übrigens schon häufig die fünfjährige J. gewarnt, an das Fenster zu gehen. Sie hatte ihr gesagt: »Wenn du da runterfällst, dann bist du tot. Dann kannst du nicht mehr spielen. Dann bist du tot.« Sie hatte der fünfjährigen J. am Vortag gesagt, daß Oma P. tot ist.

Es liegt nahe, zu vermuten, daß sich das Kind in seiner Fantasie sehr mit dem Tod der geliebten Oma beschäftigt hat, mehr, als auch die Eltern ahnten. Die Mutter: »Sie war sehr still in diesen Tagen.« Und von ihrer Mutter wußte sie: Wenn ich aus dem Fenster falle, bin ich tot – wie Oma P.

Die Bilder haben sich in dieser Trauergeschichte in Wirklichkeit verwandelt. Und das ging weiter so.

Einige Tage nach der Beerdigung der fünfjährigen J. kommt der Ehemann zum Pfarrer und erzählt: »Oma P. war wieder da!« Und er erzählt ihm seinen Traum: »Jetzt hatte ich einen Traum, den muß ich Ihnen erzählen. Da hat das bei uns Sturm geschellt, nachts. Da ist meine Frau an die Tür gegangen. Da stand die Oma P. Da hat meine Frau die Tür zugeschmissen und losgeschrien: ›Hau ab!‹ Dann hat Oma P. wieder geschellt und so gekloppt an der Tür mit ihrem Krückstock. Da bin ich dann hingegangen, hab die Tür losgemacht. Stand sie da, wie immer, mit ihrem Krückstock und mit ihrer Handtasche und Kopftuch um. Und hat 'se gesagt: ›Laßt mich doch rein!‹ Da bin ich gleich losgerannt zur Nachbarin, hab beim Pastor angerufen, also bei Ihnen. Und als ich von der Nachbarin zurückkam, waren sie schon da, hatten da die Frau getröstet. Und die Oma P. war weg. Jetzt geht

9. VON DER STERBEGESCHICHTE ZUR LEBENSGESCHICHTE: DAS TRAUERGESPRÄCH

A. Krankenbesuch

Unvergessen wird mir ~~einer meiner ersten Krankenbesuche~~ bleiben, den ich als Pastor bei meinem Gemeindeglied im Krankenhaus machte. Die krebserkrankte Patientin ließ mich gar nicht zu Worte kommen. Sie schimpfte maßlos auf die Kirche, auf das Krankenhaus, auf Gott und die Welt. Sie schleuderte mir ihre ganze Aggression ins Gesicht. Ich stoh aus dem Krankenzimmer. Ehe ich die Tür hinter mir zuzog, hörte ich noch, wie sie mit leiser Stimme sagte: »Kommen Sie doch einmal wieder.« Ich bin - ~~ratlos und verunsichert~~ - nicht wieder hingegangen. Wenig später war die Frau gestorben.

Hans-Christoph Piper

Schibitsch = Pfarrer + Begleiter

Praktikant

Zu diesem Trauerbesuch hatte ich einen Begleiter. Es war in den ~~ersten Jahren~~ meiner Arbeit als Gemeindepfarrer. Und seitdem Gemeindepraktika zu den Prüfungsvoraussetzungen des ersten theologischen Examens gehören, überschwemmen eben Praktikanten auch die Gemeinden. Ich kannte den Praktikanten gut und freute mich auf seine Begleitung und sein kritisches Gespräch.

Wir trafen uns vor dem Haus der Angehörigen, ich in schwarz gekleidet, nicht ganz, wie man sich den traditionellen Gemeindepfarrer vorstellt mit Schlips und Kragen, aber eben doch schwarz. Und der Praktikant wie immer in Jeans und buntem Pullover.

Ich hatte beim vorhergehenden Telefongespräch sogar ausdrücklich gefragt, ob ich einen Gast mitbringen dürfte - »selbstverständlich!«

Wir wurden in die gute Stube geführt - und da saßen wir nun. Um es kurz zu machen, die unausgesprochene Befürchtung, der Praktikant mit seinen Jeans würde das gute Sofa verdrecken, verdrängte alle weiteren Befürchtungen, die sonst mit dem Gespräch des Pfarrers wohl verbunden sein mögen.

Ausgesprochen wurde das natürlich nicht - nur diese merkwürdigen Blicke, immer, wenn wir ziemlich nah bei sehr persönlichen Fragen angekommen waren, dieser Blick unter dem Wohnzimmertisch her zu den Hosen- und Beinkleidern des Praktikanten, ein ungewisses Mißtrauen auf den höflichen Gesichtszügen der Angehörigen, ob das mit diesem merkwürdigen pastoralen Gespann denn nun alles seine

ungewiß = nejistý, nezajistý, pochybný
s Mißtrauen (so) nedůvěra
s Gespann (es) e) spřežení, potahování

Richtigkeit habe - ich konnte ja auch nicht ahnen, wie viel Äußerlichkeiten gerade in diesem Trauerfall eine Rolle spielten. Jedenfalls hat mich der auf den Sarg aufgenagelte Schützenhut bei der Beerdigung nicht weniger gestört als die Alltagskleidung des Praktikanten die Angehörigen beim Trauergespräch. Der junge Mann ist inzwischen seit etlichen Jahren Gemeindepfarrer - und ich vermute, er trägt bei Trauerbesuchen: schwarz.

ahnen = tuše
füllte
natürlich
mehr gestört

Warum ich das erwähne? Mit dem Trauerbesuch tritt der Pfarrer in die Situation und in die Atmosphäre der Angehörigen, die eben in deutlicher Diskrepanz zum sie umgebenden Alltag steht. Auf der Straße mögen sich die schwarz gekleideten Angehörigen eher als Besonderheit empfinden - hier im Trauerhaus ist es genau umgekehrt. (Bei vielleicht zwei Prozent aller Besuche habe ich Angehörige anders als in schwarz erlebt, einmal einen Hinterbliebenen in sommerlicher Hitze in Unterhemd und Hosenträgern, einmal eine sehr kirchliche Familie in ganz normaler Kleidung - weil der Verstorbene sich ausdrücklich gewünscht hatte, daß sie um ihn nicht »Trauer«, sprich: schwarz tragen. Es ist also weniger eine Frage der bürgerlichen Konventionen als vielmehr ein Signal für die Angehörigen: Der Pfarrer ist jetzt für uns da - gehört in unsere Situation hinein, teilt unsere Lage im Gespräch - auch, wenn er natürlich nicht im gleichen Maß betroffen und sprachlos ist wie die Angehörigen.)

schwarz gekleideten Angehörigen
20%

Unterschied zwischen zwei od. mehr Dingen

Über den Zeitpunkt des Besuches sollte man nicht allein den eigenen Terminkalender, oder den der Angehörigen entscheiden lassen. Ein Gespräch unmittelbar am Sterbetag ist ein anderes Gespräch als beim Besuch ein oder zwei Tage vor der Beerdigung. Es gibt Situationen, da gehe ich spontan, unmittelbar nach Erhalt der Nachricht, zu den Angehörigen - wenn ich selbst mitbetroffen bin, gleichsam gemeindlich vermittelter Angehöriger. Nur: Ein Beerdigungsgespräch ist zu diesem Zeitpunkt nicht führbar. Hier stimmen natürlich die Phasen von Yorick Spiegel, daß wir unmittelbar am Sterbetag die Angehörigen in der Schockphase erleben. Aber eben nur die nächsten Angehörigen, diejenigen, die einem wirklich nahestehen, kann man an diesem Tag wirklich in seiner Nähe ^{unser} ertragen. Solche Spontan-Besuche sind bei mir in der Regel relativ kurz - es sei denn, außergewöhnliche Gründe, die Notwendigkeit der unmittelbaren Krisenbegleitung mitten im Schock nötigten mich, länger zu bleiben. In jedem Fall verabrede ich aber in einer solchen Situation ein zweites Gespräch nach zwei oder drei Tagen.

Zeitpunkt des Besuchs
erhält = dostatečně
STERBETA

Spontan-Besuche
KURZ
unmittelbare Krisenbegleitung

Damit ist der Zeitpunkt des Beerdigungsgesprächs klar: Er sollte

2) Beerdigungsgespräch

neodpovídajíce pravidlům

nejistý

Rechenschaft (-10) odpowiedzialność ablegen składować być Termin Belastung (psych.) brüme Yorick Spiegel Abweichung odchylka ausüben wykonywać pisobit zumal zwłaszcza zejména

ein oder zwei Tage vor der Beerdigung liegen. Wenn ich entscheiden kann - und ich biete bei solchen Vereinbarungen immer von mir aus sofort Termine an, ohne darüber Rechenschaft abzulegen oder mit dem Terminkalender zu legitimieren, was ich aufgrund von Erfahrungen für sinnvoll halte, am besten einen späteren Vormittagstermin oder am späteren Nachmittag. Nur in Ausnahmefällen würde ich auf einen Abendtermin eingehen - denn solche Abend- oder Nachmittage haben eine besondere Dramaturgie: Sie enden nicht. Ein klarer zeitlicher Rahmen, jedenfalls als Vorsatz oder als Angebot, - ist eher hilfreich. »Was, um Himmels willen, soll ich einen ganzen Abend mit dem Pastor anfangen« heißt das, natürlich unausgesprochene, Schreckgespenst, das zu allen übrigen Belastungen noch auf einem solchen Gespräch lastet. Ich weiß zwar, daß ich mit meinem Gespräch in zahlreichen Fällen in die sogenannte kontrollierte Phase komme, aber das hilft nicht immer zur richtigen Voreinschätzung der anzutreffenden Situation.

Eine Begründung für die Wahl des Gesprächszeitpunktes ergibt sich natürlich auch aus der Phasenstruktur, die Yorick Spiegel festgehalten hat. Dabei zeigt er selber in seiner Einordnung (Trauer, 57 ff.), daß es durchaus andere Phasenmodelle gibt und daß es um ein Generalisierungsmuster geht, von dem Abweichungen selbstverständlich sind (was er dann als Form pathologischer Trauer einstuft - ein Beurteilungskriterium, das man nicht so schnell bei der Hand haben sollte). Die erste Phase des Schocks dauert zumeist nur wenige Stunden (so Spiegel) und ist auch bei längerer Dauer normalerweise nach ein bis zwei Tagen vorüber. Bis zur Beerdigung bzw. zur Abreise der Verwandten, also etwa bis zum siebten Tag veranschlagt er die (zweite) kontrollierte Phase, wobei es um eine doppelte Kontrolle geht: diejenige, die der Trauernde sich selbst gegenüber ausübt, und die korrespondierende Kontrolle, die Angehörige, Freunde und andere Begleiter fordern, um die Bestattung durchführen zu können. Die (dritte) regressive Phase ist (je nach Autor) nach vier bis zehn Wochen durchlaufen (Sechswochen-Seelenamt!), so daß es der Ordnung nach zur (vierten) Phase der Adaptation kommen müßte. Aber wer hält sich schon an Ordnungen - zumal, wenn er nicht einmal von ihnen weiß. Ich möchte innerhalb dieser Einteilung die fünf Tage zwischen Todesfall und Beisetzung genauer betrachten.

Auch nach längerer Leidensgeschichte und erwartetem Ende ist der Todesfall selbst unberechenbar und mit unberechenbaren seelischen Reaktionen verbunden. Dazu gehören Sprachlosigkeit und

TODES TAG

- 1) kontrollierte Phase - Schock
- 2) - " - - bis 194 zum 7 Tag (Beerdigung)
- 3) dritte regressive Phase 4-10 Woche -> Sechswochen-Seelenamt!

1) 2)

Sich ergeben u. pfl. / vat pl. / nat.

Kontrolle / über / sich / selbst / Form / abge

e Beisetzung = pohreb berechnen = upodstat

Verzweiflung, auch Aggressionen und unkontrollierte Handlungen, Apathie und Erstarrung. Das eigene Gefühlsleben erfährt eine Art Tod. Schutzlosigkeit, sich ausgeliefert fühlen, chaotische Reaktionen gehören mit zu diesem ersten Tag. Es erfolgen spontane Begegnungen mit Angehörigen, Telefonate, die oft nicht zu Ende geführt werden können, Panik-Reaktionen, überstürzte Handlungen.

Am zweiten Tag klingt in vielen Fällen das alles nach - und das Leben erscheint eigentümlich unwirklich, gerade beim Erwachen. Hinzu kommt dann sehr schnell der Aspekt: »Was jetzt noch alles getan werden muß...« So erfolgen weitere Benachrichtigungen und vereinzelte pragmatische Handlungen (Kauf von Trauerkleidung etwa, Bestellung von Kränzen).

Auch der dritte Tag hat einen Namen: »Was uns jetzt noch alles bevorsteht!« Damit sind manchmal Besuche auf dem Friedhof verbunden, um dort den Verstorbenen noch einmal sehen zu können. An diesem Tag ist daneben deutlich zu spüren, daß die Zeit fast stillsteht - zumal die unmittelbaren Angehörigen nahezu vollständig vom sozialen Alltag abgekoppelt sind und auch die meisten praktischen Aufgaben von Professionellen wahrgenommen werden. *in Kapelle*

So erhält manchmal auch der dritte Tag schon etwas vom Namen des vierten Tages, der dann ganz deutlich heißt: »Wie werden wir das nur durchstehen?« So steht spätestens seit dem dritten Tag die Beerdigung, eben doch der »zweite Tod«, wie ein bedrohliches Schicksal vor der Seele der Angehörigen. *Beerdigung = zweite Tod*

Natürlich hat auch der vierte Tag dann einen klaren Namen: »Das ist der schwerste Tag in meinem Leben.« Und natürlich handelt es sich auch bei dieser Darstellung um Generalisierungen, die keine Gesetzmäßigkeit oder Zwangsläufigkeit widerspiegeln, die aber eine innere Dramatik der Tage zwischen Todesfall und Beerdigung ausformulieren helfen.

Der Besuch der Pfarrerin oder des Pfarrers am dritten oder vierten Tag trifft in den meisten Fällen auf eine seelische Prädisposition, in der ohnehin die mit diesem Gespräch zusammenhängenden Fragen virulent sind. Der Schock ist noch nicht verkraftet. Aber ebenso richtig ist auch: Die tatsächliche Betroffenheit, die dann am Beerdigungstag, in der Trauerhalle, am Grab sich Reim greift, sie ist an diesem dritten Tag oder am vierten noch nicht voll vorhersehbar. Um so mehr werden deshalb Einzelheiten, die unmittelbar mit der Beerdigung in Zusammenhang stehen, ins Schweigen verwiesen, und stehen doch

- 4) Adaptation

e Erschütterung / tührt / strührt / zko / rneni

erfolgen = nastat / dfo / **2. TAG**

eigentlich = zvl / stni / e Benachrichtigung / zord / a / sv / ed / om / e

3. TAG

im bei / Bel / e / und / Be / setzung / (auf / ge / bot)

4. TAG

5. TAG

3-4. Tag treffen / zas / h / nov / dok / a / zat / jet / ni / + / v / ka / z / t / virulent - sich möglicher Weise ausbreitend (med) - potentiell ansteckend

innerlich immer unmittelbar vor der Tür und beschäftigen die Empfindungen und Befürchtungen der Angehörigen.

BEWÄLTIGUNG?

Eine endgültige oder auch nur vorläufige Bewältigung des Todesereignisses ist natürlich in dieser Zeit noch ausgeschlossen – dennoch finden sich erste Richtungsanzeichen dafür, wo die entscheidenden Sorgen und Probleme der späteren Trauerarbeit liegen werden.

Dieses besonderen Zeitgefälles sollte sich der Seelsorger bewußt sein, wenn er den Zeitpunkt des Trauerbesuches festlegt. Ein Besuch etwa am Tag unmittelbar vor der Beerdigung, also am vierten Tag, läßt bisweilen das Gespräch geradezu in eine Sogwirkung der unmittelbar bevorstehenden Beerdigung hineingeraten. Dann werden plötzlich die nebensächlichsten Äußerlichkeiten belangvoll, dann werden Kleinigkeiten zu unüberwindlichen Bedrohungen. »Das morgen; das überstehe ich nicht.« = Bedrohung pohrsaba, hrozba

Ein Gespräch am dritten Tag kann also durchaus der inneren Zeitstruktur der Angehörigen entgegenkommen. Auch hier gilt, was jeder Typologie entgegenzuhalten ist: Jedes Ereignis ist anders, weil jeder Mensch anders ist und mit ihm seine Situation. Es handelt sich also nicht um ein Patentrezept, wohl aber um eine begründete Vermutung – und um eine Argumentation, die zu einer ohnehin notwendigen Entscheidung mithelfen kann.

bewältigen (h)
1) přemoci
překonat
třezlosti
bisweilen
někdy
občas
tu tam
trix(?)
někdy
často

4. Tag

3. Tag

e Aussagen (Vypovědi)

9.1. DAS ZEIT-GEFÄLLE

ZEIT	NAME	PERSONEN
Todestag (1. Tag)	»Das kann doch nicht wahr sein«	Arzt/Bestatter/enge Angehörige
2. Tag	»Was jetzt noch alles getan werden muß«	Nachbarn/Verkäufer/Verwandte
3. Tag	»Was uns noch alles bevorsteht«	Pfarrer/in
4. Tag	»Wie werden wir das nur durchstehen?«	Verwandschaft
Beerdigungs-Tag (5. Tag)	»Der schwerste Tag in meinem Leben«	Trauergemeinde
1. Tag danach (6. Tag)	»Das Schwerste haben wir überstanden«	Angehörige
2. Tag danach (7. Tag)	»Jetzt bin ich wirklich ganz allein«	Niemand

Der Todestag ist bestimmt durch ein Chaos der Gefühle, das Chaos des gesamten Lebens. Die Zeit-Achse des gewöhnlichen Lebens ist außer Kraft gesetzt. Bisherige Handlungsmuster verlieren ihre Gültigkeit. Die Bedeutung von Räumen verändert sich.

e Achse

Von ähnlicher – jetzt aber strukturierter – Dramatik ist der Beerdigungstag gekennzeichnet: Der Weg zum Friedhof – wie werde ich den Menschen dort begegnen können – wie begegne ich zum letzten Mal dem Verstorbenen? Die Trauerfeier – die begrenzte Wahrnehmung des Bewußtseins, das Berührtsein auch durch Äußerlichkeiten, die Unberechenbarkeit des Empfindens. Die Beisetzung: dieser Weg, den wir ein letztes Mal gehen; das Ziel, das mir Angst macht; die Beisetzung: irreal und doch so endgültig; die Liturgie: der schützende Rahmen und zugleich Ausdruck dieser Unabänderlichkeit; das endgültige Abschiednehmen: das offene Grab wie eine offene Wunde der Seele – ein letzter Schritt Endgültigkeit. Der Weg vom Grab: die schreckliche Ambivalenz zwischen Erschütterung und Erleichterung – Schritte in eine immer fremder werdende Normalwelt.

Beerdigung

mit mal
berührt =
Empfinden
pod
pod
psych. ft.

Und der Tag danach: Als hätte alles seinen Sinn verloren, keine Aufgabe mehr, die Anspannung weicht, die Trauer wird noch viel bedrängender. Und – bald bin ich ganz allein mit meiner Trauer.

Wie ein zur Unzeit – nämlich in der Schockphase des ersten Tages – stattfindender Trauerbesuch verlaufen kann, das wird eindrücklich bei Hans-Christoph Piper (Der Hausbesuch, 98ff.) dokumentiert:

»Herr St. ist gestorben. Er ist ein Nennonkel des Ehepaares F. Der Gemeindepfarrer wird gebeten, dort auch seinen Beerdigungsbesuch zu machen. Herr und Frau F. waren von dem Tod des Nennonkels betroffen, aber konnten auch schnell akzeptieren: »Er ist nun erlöst.« Vor allem Herr F. versucht, den Pfarrer daran zu hindern, die Witwe des Verstorbenen selbst zu besuchen. Sie sei zu sehr mitgenommen und schonungsbedürftig. So bespricht der Pfarrer mit F.s die Beerdigung. Als sie auf die Lieder bei der Trauerfeier zu sprechen kommen, sagt Herr F., Frau St. sei sehr musikalisch und vielleicht habe sie den Wunsch, die Lieder selber auszusuchen. Der Pfarrer schlägt vor, daß er (!) darüber mit Frau St. selber spricht. Herr F. stimmt dem unter der Bedingung zu, daß seine Frau ihn zu Frau St. begleitet. Der Pfarrer willigt ein und macht sich mit Frau F. auf den Weg. Frau F. klingelt an der Haustür. Frau St. – sie ist dem Pfarrer noch nicht bekannt – öffnet und ist sehr verweint.

abänder
zmenit
pozm
tag

in der
Wandlung

Hans-
Christoph
Piper

r Nennonkel
jmenovany stý
jmenovany

Guten Tag, Tante. Das ist der Herr Pastor. Er hat noch ein paar Fragen zu den Liedern.

SCHOCKPHASE

(weint) Kommen Sie doch herein. (Sie gehen in die Wohnküche.) Bitte, nehmen Sie doch Platz. (Der Pfarrer setzt sich zwischen Kühlschrank und Herd und fühlt sich eingeklemmt. Frau St. fängt erneut an zu weinen.) Es ist furchtbar, es ist furchtbar.

Ja, Tante, das ist schlimm, aber das wirst du schon verkraften.
Nein, nein, das überleb ich nicht. Das ist zu viel!

Aber Tante, andere haben das doch auch schon durchgemacht!

Das ist furchtbar. Ich bin jetzt ganz allein.

Aber das wird doch wieder gut.

Nein, nein, das wird nicht mehr gut. Ich will auch nicht mehr. Er war doch alles, was ich hatte!

Aber Fräulein, wir sind doch auch noch da, du kannst doch immer...

(P1) (unterbricht F.) Dieser erste Tag (!) muß für Sie ganz furchtbar sein.

Ja, ja. Ich bin am Ende. (Weinen) Wenn ich rübergehe in das Schlafzimmer, und er ist nicht mehr da... das ist ganz furchtbar.

(P2) Das kann ich nachfühlen. Ich bin jetzt so allein. (Weinen) Und ich will auch allein (!) sein. (zu F. gewandt:) Ich weiß ja, daß Ihr immer gut zu mir wart. Ja, ja, aber ich will jetzt allein (!) sein.

(P3) Sie wollen erst mal erfassen, was da vorgegangen ist. Das ist unfaßbar, das ist unfaßbar. (Pause) Wir hatten uns so aneinander gewöhnt. Und jetzt ist wieder alles aus (Frau St. wurde zum zweiten Mal Witwe). Mein Leben hat überhaupt keinen Sinn mehr. Ich will nicht mehr, ich will nicht mehr. (Weinen)

Tante, der Herr Pastor wollte noch wegen der Lieder fragen, ob Du noch einen Wunsch hast.

Nein, nein. Ich habe keinen Wunsch.

(P4) Dann suche ich die Lieder aus, ist Ihnen das recht, Frau St.? Ja, ja, mir ist es recht. Ich kann jetzt (!) sowieso keinen Gedanken fassen. Ich will allein (!) sein.

(P5) Ich kann gut verstehen, daß Sie jetzt allein sein wollen und sich zunächst zurechtfinden wollen.

Ja, ich will erst mal allein (!) sein.

(P6) Sie haben ja die Möglichkeit, allein zu sein, und Sie haben

auch die Möglichkeit, sich an Frau F. zu wenden, wenn Sie das möchten.

Ja, ja.

Ich kann ja noch mal rüberkommen, nachher.

Ich habe doch Telefon. Ich kann dich auch anrufen.

(P7) Ja, dann werden wir Sie jetzt allein lassen.

Ich übergehe die Darstellung der bewegenden Verabschiedung der beiden Frauen und empfehle die einfühlsame Analyse von Hans-Christoph Piper zur eigenen Lektüre (ebd., 99-102). Der Aspekt der Unzeitgemäßheit dieses Besuches kommt allerdings auch dort nicht zur Sprache. Und gerade darin hat der Gesprächsverlauf seinen exemplarischen Charakter. Insgesamt viermal spricht die Frau St. deutlich aus, daß sie allein sein will (die Ausrufezeichen sind von mir ergänzt). Natürlich kann es sinnvoll und sogar erforderlich sein, in einer solchen Situation seelsorgerliche Begleitung zu gewährleisten. Nur das Thema kann in gar keinem Fall die Gestaltung der Beerdigung (oder gar noch eine Spezialfrage, nämlich die Auswahl der Lieder) sein. Und es ist sehr fraglich, ob ein fremder Seelsorger in dieser Schocksituation eine angemessene Begleitperson ist. Natürlich könnten sich Befürchtungen aufdrängen, die Hinterbliebene, Frau St., neige zu einem Suicid-Versuch. Die Anwesenheit von Vertrauten mag da stabilisierend wirken, wenngleich natürlich die Vertröstungen von Frau F. nicht nur für den Pastor, sondern auch für Frau St. wenig hilfreich sind - sie sind Verlegenheits-Außerungen, die der Entdramatisierung dienen sollen, in Wahrheit aber das Gefühl wecken: Niemand versteht mich. Selbst die bestätigende Bemerkung des Pastors (»Sie wollen erst mal erfassen, was da vorgegangen ist«) erfährt eine deutliche Zurückweisung (»Das ist unfaßbar, das ist unfaßbar«).

Es kann also zu diesem Zeitpunkt zu keinem hilfreichen Trauerbesuch des Seelsorgers kommen. Und als Beispiel für eine Krisen-Intervention, die ja anderen Gesprächs-Gesetzmäßigkeiten folgt als ein späterer Trauerbesuch, fehlen entscheidende Interventionen - die dringend erforderliche Verabredung eines weiteren Gesprächs in etwa zwei Tagen und damit die Eröffnung einer begrenzten Zeit-Perspektive fehlt schmerzlich. So hätte ich mir zumindest die Abschiedsfrage des Pastors gewünscht: »Darf ich Sie in zwei Tagen noch einmal kurz besuchen?«

Mich erinnert dieses Gespräch deutlich an das bereits dokumentierte Gespräch bei der Überbringung der Todesnachricht. In Trauer-

ein-klemmen
= nicht
us-heraus
P2

Bedeutung

man hat
P2

P7

4x -> sie will allein sein

gewährleisten
= zuerst
zajistit

neigen = skomit
schylit
Schulovat se

Anwesenheit (GO)
Cyakal
přítomnos
existence

Verlegenheit (-on)
rozpac
rozpac

FEHLT!

überbringen
přines, darovat

gesprächen habe ich eine solche Situation trotz mehrerer hundert Trauergespräche nicht einmal erlebt – und es gab wahrhaftig ausgesprochen tragische Situationen und heftige Trauer. Die Wahl des Zeitpunkts ist für den Trauerbesuch von geradezu grundlegender Bedeutung. Er trägt eben auch der Tatsache Rechnung, daß der Pfarrer in der Regel außenstehend ist und nicht zur unmittelbaren Privatheit und Vertrautheit der häuslichen Situation gehört. Eben diese Tatsache aber kann beim Trauerbesuch erheblich hilfreich sein. (4)

Und noch einmal: Für die Wahl des Zeitpunkts des Trauerbesuches ist der Pastor allein verantwortlich und sollte sich darin nicht übergehen lassen. Gerade wenn auch die Verabredung dieses Gesprächs oft unmittelbar am Sterbetag erfolgt (etwa durch den Bestatter während des Erstkontaktes mit den Angehörigen), so eröffnet der damit vorgegebene Zeitablauf als Zäsur der Zeit bis zur Beerdigung eine klare innere Zeit-Perspektive.

Die Ungewißheit vor einem Trauerbesuch habe ich bereits angedeutet. Weil ich jetzt exemplarisch einen Trauerbesuch durchgehen und besprechen möchte, will ich die genannten eigenen Befürchtungen, die ich besonders in der beruflichen Anfangszeit erlebt habe, genauso konzentriert noch einmal zusammenfassen wie die Vorerwartungen oder Befürchtungen der Angehörigen, die mich erwarten.

9.2. VORORIENTIERUNGEN

Gerade in der beruflichen Anfangszeit scheint mir die Zeit unmittelbar vor dem Trauerbesuch besonders wichtig. Und ich weiß, wovon ich spreche, denn ich habe mir die Zeit zu selten genommen. Und selbst, wenn ich eine Viertelstunde in Ruhe am Schreibtisch mich auf das Gespräch einstellen wollte, entweder kam eine (willkommene) Störung und Ablenkung, oder ich ertappte mich dabei, doch gerade noch eine andere Angelegenheit zu erledigen oder ein sicherlich notwendiges Telefongespräch zu führen (das später genauso gut hätte geführt werden können). Ich wußte manchmal einfach nicht, wie (!) ich mich auf dieses Gespräch angemessen einstellen konnte.

Deshalb jetzt hier eine Übersicht:

1) ● Meine Vorinformationen sind vielleicht dürftig, helfen aber zu gewissen Voreinschätzungen: Wie alt war der Verstorbene? Wer sind die nächsten Angehörigen? Welchen Beruf hat der Verstorbene ausgeübt? Wo ist er gestorben? Wo wohnt die Familie?

ertappen [ugs.] jmd. bei einer unrechten Handlung
200 entdecken, erwischen
überraschen

2) ● Meine Vororientierung heißt: Ich kenne den Namen der vermutlich Hauptbetroffenen und werde versuchen, vorrangig mit ihr das Gespräch zu führen. Sollten weitere Angehörige am Gespräch teilnehmen, sind es vermutlich... Der Beruf sagt mir manchmal etwas über das Selbstverständnis der Angehörigen aus; die Angehörigen eines Bergmanns reden anders als die Angehörigen eines Diplom-Ingenieurs oder Postbeamten. Aus der Anschrift kann ich mir manchmal bereits ein Bild der Wohnung machen, weil ich in Parallel-Wohnungen der gleichen Straße etwa schon gewesen bin. Rückschlüsse aus dem Alter des Verstorbenen zu ziehen, ist schwierig, es sei denn, es geht um Ausnahmen: Natürlich vermute ich bei einem 27jährigen einen tragischen Unglücksfall oder eine unheilbare Krankheit und bei einem 92jährigen Sterben an Altersschwäche. Aber wesentlich mehr wage ich nach meiner Kenntnis aus dem Alter der Verstorbenen als Vororientierung nicht festzuhalten, allzu oft habe ich Überraschungen erlebt.

3) ● Was erwarten die Gesprächspartner von mir? Sie erwarten, daß ich in diesem Gespräch die Initiative ergreife und für den Verlauf des Gesprächs erhebliche Verantwortung übernehme. Sie erwarten den Pfarrer, der ihnen in der Regel persönlich nicht bekannt ist. Sie werden also ihre jeweiligen Vorerfahrungen auf mich projizieren. Sie erwarten ein auch religiös orientiertes Gespräch. Sie rechnen mit Fragen nach der Lebensgeschichte, befürchten Fragen nach der persönlichen Frömmigkeit. Unsicherheiten über den tatsächlichen Ablauf von Trauerfeier und Beerdigung sind in der Regel zwar vorhanden, werden aber von den Angehörigen aus Unsicherheit nicht oder nur selten angesprochen. Sie fühlen sich mir ausgeliefert, weil ich das Privileg habe, gleichsam letztgültig und öffentlich über den Verstorbenen und sein Leben in der Trauerfeier zu sprechen. Das kann zu überraschenden Freundlichkeiten und Höflichkeiten, in Einzelfällen aber auch zu aggressiven Ausbrüchen führen. Und die Angehörigen erwarten eine zeitliche Begrenztheit des Gesprächs. Im nachhinein wird zwar ein solches Gespräch stärker nach dem subjektiven Zeitempfinden eingeschätzt als nach der objektiven Dauer. Die Begrenztheit des Gesprächs aber könnte Befürchtungen hinsichtlich der Diffusität und Peinlichkeit des Gesprächs bzw. der seelischen Belastung durch es mindern. e Belastung = zātēz

4) ● Meine Schlussfolgerungen heißen: Ich werde tatsächlich in diesem Gespräch jedenfalls zu Beginn die Initiative ergreifen und an deutlich erkennbaren Übergängen erforderlichenfalls einen neuen Impuls setzen. Ich muß mich als Person durch die Art meiner Gesprächs-

r Bergmann

ausliefern = v; dat
dadat

(4)
(5)

e Folgerung =
na'sedek
dō'stedekpāve

erhindern
= zu spät
präzise

auffordern
Vzuvat
vybízet

ausdehnen
rozšířit

vermeiden
vyhnout se

zuspitzen
= zaostrit
přostrit

führung und -beteiligung erkennbar und einschätzbar machen. Ich kann nicht verhindern, daß stillschweigend Vergleiche angestellt werden. Religiöse Fragen fördern in den meisten Fällen die bekannten Leerstellen und Allgemeinformulierungen zutage und führen zu Entschuldigungen oder Legitimierungen. Ich werde deshalb nicht nach dem Glauben direkt oder nach der Beziehung zur Kirche fragen. (Es sei denn, sie wären mir als Gemeindeglieder längst vertraut – dann gerade aber erübrigt sich diese Frage.) Ich werde aber fragen wollen: »Was hat ihm bzw. ihr sehr am Herzen gelegen?« In einer späten Phase des Gesprächs werde ich von mir aus aufgefordert auch den äußeren Ablauf der Trauerfeier und der Beisetzung erklären – selbst wenn ich damit auf Bekanntes stoße. In diesem Zusammenhang werde ich auch die Ansprache thematisieren und mit den Angehörigen verabreden, was ich öffentlich sagen werde und was der Privatheit und seelsorgerlichen Verschwiegenheit dieses Gesprächs vorbehalten bleibt. Die zeitliche Begrenztheit des Gesprächs habe ich durch die Terminierung vorgegeben: Bei einem späten Vormittagstermin oder einem späteren Nachmittagstermin wird erwartet, daß ich zu den üblichen Essenszeiten das Gespräch beenden werde. Sollte das Gespräch dramatische Entwicklungen annehmen, steht es mir frei, das Gespräch auch über die vorher erwartete Zeit hinaus auszudehnen – Ausnahmesituationen erlauben auch außergewöhnliche Zeitstrukturierungen. gewöhnlich = obvykle

5) • Was erwarte ich von den Gesprächspartnern? Ich vermute Betroffenheit, gleichzeitig aber eine gewisse »Gefäßtheit«, die mit meiner Rolle als Pastor und als Außenstehendem verbunden ist. Je persönlicher das Gespräch wird, desto eher werden persönliche Gefühle zum Ausbruch kommen. Ich kenne jedoch nicht die Lebensgeschichte des Verstorbenen, seine Wesenszüge und seine Beziehungen zu anderen Menschen. Ich versuche deshalb, Typisierungen auch innerlich als Vororientierungen zu vermeiden: Nicht jeder Vater ist arbeitsam und fleißig, streng aber gerecht; nicht jede Mutter ist fürsorglich und weichherzig, liebevoll und nachsichtig; nicht jeder junge Familienvater ist verliebt, nicht jeder Großvater ein Übervater. Ich erwarte, daß mir eine gewisse Kompetenz zugestanden wird, das Gespräch zu führen und die Trauerfeier angemessen zu gestalten. Ich erwarte keine missionarische Gelegenheit, sondern ein seelsorgerliches Gespräch, in dem biblische Erfahrungen manchmal zuspitzen und verdeutlichen, was sich in Lebenserfahrungen hat nachzeichnen lassen. Ich weiß, daß ich den Tod nicht ungeschehen machen kann; aber ich kann die Folgen begreiflicher und vielleicht auch erträglicher werden lassen. Ich kann

6)

auch mit meiner Person den Verstorbenen nicht ersetzen oder Ersatz anbieten. Aber ich kann durch Nähe und Vertrauen die Einsamkeit begrenzen helfen. = nahra

• Welche Erwartungen habe ich an den Ablauf des Gesprächs? Ich habe zwar einen inneren Leitfaden, aber deshalb auch die Freiheit, davon abzuweichen. Eine mögliche Grundstrukturierung, die in den meisten Gesprächen tatsächlich möglich ist, hilft mir, mich zu orientieren, mich aber auch auf Besonderheiten einzulassen. Ich werde davon abweichen, wenn Trauerarbeit noch nicht möglich ist (und werde dann die Blockaden ernst nehmen); wenn Verbitterung ein Trauergespräch verhindert (und werde auch der Verbitterung Raum geben); wenn keinerlei Beteiligung spürbar, keine Betroffenheit erkennbar ist (und werde vielleicht fragen: »Wer trauert eigentlich außer Ihnen noch?«); wenn Trauerarbeit wegen einer sehr langen Krankengeschichte (etwa bei einem Patienten, der über Wochen gehirntot im Krankenhaus gelegen hat) schon erheblich fortgeschritten ist (und werde etwa Zukunftsaspekte ansprechen, die sonst in der Regel noch nicht thematisierbar sind); wenn die Schuldfrage jedes weitere Gespräch paralyisiert (etwa bei einem Verkehrsunfall oder beim Suicid), und werde auch dieser Schuldfrage Raum geben, ohne eigene Vorgaben zu machen. Ich werde mich (besonders in der beruflichen Anfangszeit) noch einmal kurz mit dem Gesprächsleitfaden (vgl. Zusammenfassung am Schluß dieses Kapitels) vertraut machen. Und ich werde die Losung der Herrenhuter Brüdergemeinde lesen – auch noch einmal die Losung vom Todestag des Verstorbenen und vom Beerdigungstag – und dann kann ich wohl losgehen.

Noch eine Nebenbemerkung zu meinem Selbstverständnis: Überspitzt gesagt kann es zwei Typen unter uns Pastoren geben, den »hm-Pastor«, der zu jedem und allem verständnisinnig »hm, hm« sagt und ansonsten schweigt (natürlich, um die Angehörigen zur Sprache kommen zu lassen, in bester Absicht also) – und der Pragmatiker, der sowohl den Besuch als auch die Beerdigung, na – eben abwickeln will. Er wird Vorgaben machen, steuern, Einwürfe machen, belehren, sich gegebenenfalls kurz fassen (wenn es seine Zeit nicht anders erlaubt) und sich keine Illusionen mehr machen. Ich möchte nun Elemente von beiden Typen in Balance bringen.

Die wichtigsten Vorentscheidungen fallen auch beim Trauergespräch in den ersten drei Minuten. Da wird entschieden, wo ich zu sitzen komme, wer neben mir und mir gegenüber sitzt, da beginnen wir gegenseitig in Gesichtern zu lesen, da wird aus dem ersten Auftre-

Leitfaden

abweichen

= odpočít
= cest

Gehirntot

erheblich = značný
valný

Schuldfrage

e Vorgabe

spor. náskok
vyhoda

PASTOREN

1) HM-PASTOR

2) PRAGMATIKER

abwickeln = vyřídít

ERSTE
DREI
MINUTEN

202 Vater der Überallten steht

Nöhung
S Bündel
svačee
otijka
uzliče

ten, aus Habitus und Haltung ein ganzes Bündel von Schlußfolgerungen gezogen – und in den ersten Sätzen verbergen sich manchmal bereits die entscheidenden Problempunkte. Darum lohnt es sich, in diesem Augenblick sehr konzentriert zu sein – und gegebenenfalls Eingangsbemerkungen sorgfältig im Gedächtnis aufzubewahren.
Im Flur-etwa, noch bevor ich meinen Mäntel an die Garderobe gehängt habe, muß ich entscheiden, ob ich den Angehörigen bei der Begrüßung kondoliere oder nicht. Ich besitze dafür kein Patentrezept, bin nur nachdenklich geworden; als ich später einmal den Satz gehört habe: »und er hat nicht einmal kondoliert!« Ich registriere: In seelischen Krisensituationen kommen prägende Persönlichkeitsmerkmale krasser zum Tragen als in alltäglichen Begegnungen. Und bei Familien, wo Außerlichkeiten hoch im Kurs stehen, wird auch die Frage des Kondolierens überraschendes Gewicht erhalten. Ob ich mich dem fügen will, bleibt mir zu entscheiden. Weil der Tod die Angehörigen verletzt, sind sie auch durch andere Nebensächlichkeiten verletzlicher als sonst.

prägen
vorst
sbw
formovat
utvāret

fügen = spojiti, pridati

9.3. GESPRÄCHSBEGINN

In den meisten Situationen werden mir die übrigen Gesprächsteilnehmer, die ich einzeln begrüße, vorgestellt, zumal in ihrem Verwandtschaftsverhältnis zum Verstorbenen – es sei denn, ich habe (wie bei mir in den meisten Situationen) nur mit dem hinterbliebenen Ehepartner zu sprechen, der allein mir gegenüber sitzt. Am liebsten ist mir ein Platz im rechten Winkel zum Angehörigen, so daß wir uns zwar ansehen können, aber nicht ununterbrochen ansehen müssen. Es kann sein, daß der Gesprächsbeginn künstlich verzögert wird: Da wird erst einmal Kaffee gekocht oder ein Aschenbecher geholt; ich akzeptiere diese Verzögerungswünsche, weil ich verstehe, daß manche Angehörigen sich erst einmal »fangen« oder den ersten persönlichen Eindruck verarbeiten wollen. Auch mir bleibt ja dann Zeit, mich zu orientieren. Sobald wir jedoch sitzen, beginne ich das Gespräch. Nur: keine Erklärungen, keine Entschuldigungen, keine Legitimierungen, keine Strukturierungen – das alles sind Werkstattfragen, sie gehören auf keinen Fall in das Gespräch.

verzögern
= protačovat
odložovat
prodložovat

1
Verzögerung

Mit meiner Einstiegsfrage knüpfe ich zumeist dort an, wo die Angehörigen innerlich ohnehin sind: »Ist das für Sie persönlich jetzt doch sehr überraschend gekommen?« Oder: »Haben Sie damit rechnen

müssen... « Oder, wenn sich ein solcher Einstieg verbietet (etwa weil bereits beim ersten Telefongespräch die Frage besprochen worden war – oder eben beim Suicid): »Die Tage, die hinter ihnen liegen, sind wohl sehr schwer gewesen.« In jedem Fall wird der erste Teil des Gesprächs von der Todesgeschichte bestimmt – sie überschattet ohnehin alles, was in diesen Tagen den Angehörigen widerfährt – da ist es gut, das gleich anzusprechen.

ansprechen = oslovit, pōzdat, dovolavat se
Eingangsfrage

Mit dieser Eingangsfrage ist es in den meisten Situationen möglich, die Angehörigen selbst ins Gespräch zu bringen. Und nur selten überfordere ich sie damit – vielmehr haben sie ja oft schon ungezählte Male die Geschichte ihren Angehörigen erzählt, bei Spontanbesuchen, beim Bestatter, am Telefon, bei Nachbarn. Ich kann also voraussetzen, daß auch weniger gesprächsgeübte Gesprächspartner mit der Frage ins Gespräch einsteigen können, denn es handelt sich um selbsterlebte Erfahrungen, sicherlich subjektiv dargestellt, aber häufig genug auch verbunden mit eigenen Empfindungen, Sorgen und Enttäuschungen.

Wie ist das
ausgesprochen
- vyslovit
vyrovidat se

Die Angehörigen erhalten mit der Erzählung der Sterbegeschichte die Möglichkeit, eigene Sorgen und die Auslösung ihrer Trauer auszusprechen – ein wichtiges Initial auch der weiteren Trauerarbeit. Und: Ich werde als Seelsorger Mitbeteiligter eines entscheidenden Abschnitts der eigenen Lebensgeschichte.

Aus anderen biographisch orientierten Gesprächen ist mir ein merkwürdiger Zusammenhang deutlich geworden: In dem Maß, in dem mir persönliche Erfahrungen erzählt werden, werde ich indirekt Mitbeteiligter an dieser Geschichte und den damit verbundenen Empfindungen. Hier also, in der allerersten Gesprächsphase, entsteht – wenn überhaupt – das notwendige Vertrauen, das für das Gespräch und für die gemeinsam durchzustehende Beerdigung so unerlässlich ist. Darum bin ich gern bereit, der Sterbegeschichte auch zeitlich einen breiten Raum zuzugestehen.

2
Sterbege-
schichte

An verschiedenen Stellen habe ich bereits darauf hingewiesen, daß Sterbegeschichten sehr oft von medizinischen Zusammenhängen bestimmt sind – bis in letzte Einzelheiten hinein. Ich kann das natürlich beklagen und könnte mir natürlich wünschen, daß mit dieser Sterbegeschichte auch soziale Erfahrungen, persönliche Abschiedserfahrungen, Beziehungsklärungen, Bilanz ziehen, sich vergeben können, einander danken können – daß all das mit zur Sterbegeschichte gehören könnte – aber ich habe das nicht in der Hand. Und aus eigener Betroffenheit weiß ich, wie selten das heute wirklich noch möglich ist.

medizinische Zusammenhänge
beklagen = opakovat
Zeit, Kraft
obvinit, obzabov
vergeben = zadat
předat se, špatně dat
rozdat

an Bekannte Anknüpfen

Um so mehr kommt es jetzt darauf an, in den scheinbar sehr medizinisch geprägten Darstellungen die anderen Töne herauszuhören und wahrzunehmen. Und die klingen an! Wir brauchen nur genau hinzuhören. Häufig wird das Sterbeereignis telefonisch signalisiert, etwa durch einen Anruf des Krankenhauses. Die Angehörigen mögen schnell kommen, der Zustand des Patienten habe sich erheblich verschlechtert. Nur selten habe ich bisher erlebt, daß die Angehörigen den Patienten dann noch lebend im Krankenhaus angetroffen haben. Vielmehr ist es den Pflegern und Schwestern nicht erlaubt, telefonisch die Todesnachricht zu überbringen – und auch die Ärzte tun das in der Regel nicht. So wird den Angehörigen im Krankenhaus unmittelbar bei ihrem Eintreffen eröffnet, daß der Patient leider schon verstorben ist. Ich will nicht darüber richten. Selbst wenn hier erklärtermaßen also die Unwahrheit am Telefon gesagt wird: Auch mir ist die persönliche Mitteilung lieber als eine lakonische Mitteilung am Telefon.
 Eine weitere Beobachtung: Weil das Sterben, das ja auch heute noch häufig ein langer Weg ist, so weit eben möglich, verschwiegen oder verleugnet wird, wird die Sterbesekunde, der Augenblick in dem der Tod eintritt, Zeichen von dramatischer Bedeutung. Und deshalb erhält sie oft auch in der nachfolgenden Trauerarbeit eine so hoch besetzte Qualität: »Warum habe ich diese Stunde nicht auch noch ausgehalten – ich hab' das doch nicht geahnt, daß es so schnell gehen würde.« Oder: »Ich würde alles darum geben, in diesem Augenblick bei ihr gewesen zu sein. Das kann ich nie, nie wieder gutmachen.« Oder aber auch die aggressiven Untertöne: »Das hätten die Schwestern doch sehen müssen, daß das zu Ende geht!« Natürlich hängt für die Angehörigen viel an diesem letzten Augenblick. Sterben heißt ja immer: Einsamkeit, schreckliche Einsamkeit. Und wenn das Sterben, das auch in Einsamkeit hineinwirft, in Einsamkeit geschieht, ist die Belastung doppelt groß. Und der Wunsch, in diesem Augenblick beim Sterbenden sein zu können, hängt mit der Hoffnung zusammen, daß der Tod hoffentlich nicht mit Qualen und Schmerzen verbunden ist. Ein unbestimmtes Mißtrauen bleibt fast immer, wenn die Schwestern, Pfleger oder Ärztinnen und Ärzte sagen: »Er ist wirklich ganz friedlich eingeschlafen.« Oft genug wissen sie es ja wirklich nicht. Die Sterbeminute hat zudem gleichsam symbolische Bedeutung: Sie ist – wie an anderer Stelle bereits gesagt – der entscheidende Übergang am Schluß der Lebensgeschichte. Und dieser Übergang wird bisweilen zur Deutekategorie für die ganze frühere Lebensgeschichte.

aushalten
 -arzt
 -set
 -odolvat

Sterbe-
 Sekunde

Ich erlebe bei aller Betroffenheit manchmal auch Erleichterung, wenn das Sterben selber berichtet wird, besonders, wenn es um Menschen geht, die sehr lange schwer von Schmerzen gequält worden waren. Und doch mischen sich ambivalente Gefühle ein, wenn die Angehörigen sagen: »Es war wirklich eine Erlösung.« Es kann in solchen Augenblicken helfen, die Ambivalenz noch einmal auszudrücken: »Einerseits ist es für den Verstorbenen eine Erlösung. Aber für Sie ist es jetzt doppelt schwer.« Es stehen ja tatsächlich ganz gegensätzliche Gefühle hier unmittelbar nebeneinander.

Erleichte

→ usw. wozu?

doppelt
 schwer

Nun ist es oft nicht ganz leicht, nach einer breiten Eingangsgeschichte den Übergang zu einem anderen Problembereich zu finden. Spätestens dann, wenn Begebenheiten wiederholt werden, bietet es sich jedoch fast zwingend an, einen neuen Impuls zu setzen. Für mich steht an zweiter Stelle der Übergang zum sozialen Umfeld. Manchmal sind bereits in der ersten Geschichte andere Personen handelnd in Erscheinung getreten. So erlaubt sich die Anknüpfung: »Haben Sie noch andere Angehörige?« Damit ist oft schon der Übergang zur Familiensituation, mehr noch: zur Familiengeschichte geleistet. Und gerade in solcher Krisensituation aktualisiert sich die tatsächliche Familienkonstellation in geradezu dramatischer Form. Kinder, die sich von ihren Eltern getrennt haben, die unerreichbar weit weg wohnen oder auch verstoßen worden sind, stehen unsichtbar mitten in dieser Geschichte. Aber gerade auch die Bezugspersonen, die den unmittelbaren Angehörigen in diesen Tagen besonders nah gestanden haben. Denn wie immer die Antworten ausfallen, sie enthüllen die jetzt bedeutsamen sozialen Lebensumstände: sich getragen und verlässlich begleitet zu wissen – oder sich schrecklich allein zu fühlen; das alles hat ja seinen Hintergrund, der – auch ohne Rückfragen – erzählbedürftig und für die Trauersituation von erheblichem Gewicht ist.

Begebenheit
 = uddlost, priha

Übergang (3)

erscheinen = ukázat

Familiengeschichte

enthüllen
 -hodlyt
 -odhalovat

Bisweilen gelingt es darüber hinaus, über die Erzählung von anderen gleichsam im Spiegel anderer die eigene Trauer noch einmal auszudrücken. Ja, der Dietmar, der Enkel meines Mannes, der hat das auch gar nicht verkraften können. Der ist erst mal in sein Zimmer gegangen und hat ganz für sich geweint. »Die Untertöne sind es, die uns zum wirklichen Verständnis helfen können – hier etwa das kleine Wörtchen auch. Dabei bin ich kein Freund des Recherchierens, jedenfalls in keinem Fall in einem solchen Gespräch. Vielmehr geht es darum, wach mitzuvollziehen, wie in dieser Familie Trauer gemeinsam erlebt und verkräftet wird.

Überall dort, wo ich in solchen Gesprächen auf Konflikte stoße,

Unwahrheit
 weitere?
 Erläuterungen

bedeutung
 -at
 -tan

erfolgt von mir eine klare Intervention: »Ich möchte nachher gern auch noch mit Ihnen über meine Ansprache reden. Es gibt Themen, die da einfach nichts zu suchen haben. Ich bin Ihnen deshalb für Ihre Offenheit sehr dankbar, weil Sie mir helfen, Ihre Situation besser zu verstehen.« Ich möchte damit die unausgesprochene Befürchtung nehmen, alles, was in diesem Gespräch erzählt wird, komme nun plötzlich ungeschützt ans Licht der Trauer-Öffentlichkeit. Solche Befürchtung muß manchmal ganz explizit ausgeräumt werden, in den meisten Gesprächen genügt es jedoch, wenn im Völlzug des Gesprächs selber (wie weiter unten erkennbar) auch die Inhalte der Traueransprache zur Verfügung gestellt werden.

9.4. DAS SOZIALE UMFELD

Um das soziale Umfeld genauer erfassen zu können – und auch den Trauernden zum Bewußtsein kommen zu lassen, bietet sich folgende Frage an: »Wer wird eigentlich am (Beerdigungstag) noch dazukommen?« Mir ist diese Frage deshalb wichtig, weil manchmal außerhalb des unmittelbaren Familienkreises enge Freunde in den Blick kommen, die ebenso intensiv betroffen sind wie manche Angehörige. Dazu können Arbeitskolleginnen und -kollegen gehören, die mit dem Verstorbenen manchmal, rein zeitlich gesehen, viel länger zusammengelebt haben als die Familienangehörigen. Auch andere Angehörige kommen jetzt genauer ins Gespräch. Und das kann manchmal Wunder wirken – zu sehen, daß die Betroffenheit weit über mich selbst hinausreicht. Natürlich kann die Frage auch Enttäuschungen wieder wachrufen – Enttäuschungen, die unterschwellig ohnehin vorhanden sind. Menschen, die in ihrer Trauer sehr einsam sind, niemanden neben sich haben, keine Angehörigen, keine Nachbarn, keine Freunde, haben dafür meist seit langem eine »plausible Legitimation«, etwa: »Wir waren immer gern für uns.« Oder: »Wir hätten nichts davon, anderen in die Kochtöpfe zu gucken.« Mit der Frage nach dem sozialen Umfeld ist das Gespräch nun deutlich in ein erstes Stadium von Trauerbewältigung gekommen, natürlich sehr vorläufig, noch sehr vage. Die Frage etwa: »Wie hat denn Ihr Sohn das verkraftet?« öffnet den Betroffenen den Blick für die Menschen neben ihnen – mehr noch: Immer wieder fließen in die Beschreibung der Trauer der anderen die eigenen Gefühle mit ein: »Der ist da ganz anders als ich. Der frißt alles in sich hinein.« Oder: »Meine Tochter sagt immer:

Jetzt hat er ausgelitten. Aber ich werde damit nicht so schnell fertig.« Das Netz der sozialen Spannungen wird nicht nur sichtbar – es gerät deutlich in Bewegung. Und es ist oft wirklich leichter, die eigenen Empfindungen im Verhältnis zu anderen Menschen auszudrücken, als direkt über sich selbst und seine eigenen Empfinden sprechen zu können. Nur: Diese Brücke müssen wir manchmal bauen – oder doch andeuten.

9.5. DIE ERZÄHLTE LEBENSGESCHICHTE

Wenn das soziale Umfeld zur Sprache gekommen ist, tauchen schon erste Bezüge zu früheren Augenblicken oder Erlebnissen auf. Das hilft, den Übergang zum großen zweiten Themenkreis zu gewinnen: Eintauchen in die Vergangenheit, in die Lebensgeschichte, die der Verstorbene mit den Angehörigen geteilt hat. Erfahrungsgemäß helfen die Fragen am deutlichsten weiter, die scheinbar recht vordergründig oder gar oberflächlich klingen, wie: »Seit wann wohnen Sie jetzt hier schon?« Oder: »Woher stammen Sie eigentlich?«

Auf solche Fragen kann jeder antworten – und damit Wege eröffnen, die im Gespräch gemeinsam beschritten werden sollen. Komplizierte oder anspruchsvolle Fragen mögen vielleicht den Pastor als »tiefgründigen« und »klugen« Menschen erscheinen lassen, führen aber zu Unsicherheiten und senken das Selbstbewußtsein. Und gerade das darf in einem Trauergespräch »um Himmels willen« nicht passieren. Auf die genannten Fragen werden häufig sehr ausführliche Lebensgeschichten erzählt; die frühere Heimat kommt wieder in den Blick, die Kindheit der Kinder, die Flucht, der Krieg, wie sie alle damals vor dem Nichts gestanden haben, der langsame Aufstieg, als es allen besser ging – aber eben nicht allen gleich gut –, aber auch Einbrüche, Probleme, Konflikte können im Rahmen der Lebensgeschichte eingeflochten werden. Mehr noch: Manchmal gelingt es sogar – eben in einer lebensgeschichtlichen Perspektive – auch die Schwierigkeiten miteinfließen zu lassen, die mit dem Verstorbenen verbunden waren. Etwa: »Der hat sich ja nie was sagen lassen.« Oder: »Der war schon früher immer viel zu gutmütig.«
Verständlicher Weise kommen in diesem Teil eine Vielzahl von Daten und Angaben zum Vorschein – und der Seelsorger hat manchmal Angst, das alles richtig behalten zu können. In den allerersten Gesprächen hatte ich mich deshalb in meiner Angst mit einem Zettel und

e Ansprache (7n) = asloven, proslov

vorhanden
sein
= bit u
dispozicij
po ruce
vage
= mha
nejasny
vagin

1

dobrowysny

Ansprache »Ich möchte gern noch mit Ihnen über die Ansprache reden.« Und dann unterscheide ich gelegentlich noch einmal sehr deutlich zwischen der Vertrautheit des Gesprächs und dem öffentlichen Charakter der Trauerfeier und der Ansprache. ~~Auch hier mache ich spontan Vorschläge~~ - nahezu alle Angehörigen sind überfordert, sich eine solche Ansprache auszudenken. Ich benenne also die Aspekte, die mir in diesem Augenblick wichtig geworden sind. Und ich weise darauf hin, daß ich das in scheinbar sehr allgemeinen Worten ausdrücken werde, ohne Beispiele zu verwenden.

ohne Beispiele
e Vertrautheit (7-en) = důvěrnost, zblíží, sdělnost

9.7. GESPRÄCHS-ABSCHLUSS

Dabei hilft mir als innerer Leitfaden, daß ich im ersten Teil die tatsächliche Situation ansprechen werde (plötzlicher Tod, schwere Zeit der Krankheit, unsere eigene Ratlosigkeit). Im zweiten Teil benenne ich einen Hauptaspekt, den ich gern ansprechen möchte (wobei ich versuche, biblisch begründete Aussagen zu unserem eigenen Leben in Beziehung zu setzen mit Erfahrungen, die den Angehörigen vertraut sind). Hier besteht auch die Möglichkeit, etwa nach einem früheren Konfirmationsspruch oder dem Trauspruch zu fragen - oder gleichsam eine Lebensüberschrift gemeinsam zu formulieren. Hier brauche ich nun wirklich nicht mehr im Nebel herumzustochern - die ganze Lebensgeschichte steht noch wach im Raum. Im dritten Teil steht für mich im Mittelpunkt, für das Leben, das hinter uns liegt, zu danken. Gelegentlich frage ich auch - und sage: »Wenn Sie persönlich damit einverstanden sind, würde ich gern stellvertretend für Sie an dieser Stelle für das danken, was Sie miteinander erlebt haben.«

Spruch rozhodnutí výrok

Daß in diesem Augenblick sehr intensive Gefühle wachgerufen werden, weiß ich - und finde es wichtig. Hier genügt es, wenn die Angehörigen wortlos, oft auch weinend zustimmen. Würde das Thema Dankbarkeit dagegen im Gespräch zuvor direkt angesprochen, wären die Empfindungen nur sehr schwer zu bewältigen. Denn hier liegen auch Schuldgefühle verborgen. Wer hat denn wirklich seinen nächsten Angehörigen für all das, was uns miteinander verbindet, gedankt! Es gehört vielmehr zur Selbstverständlichkeit des Alltags, daß auch gute Erfahrungen, die uns zusammenschweißen, keiner besonderen Erwähnung bedürfen - es ist einfach zu merken, was guttut und was verletzt. Und danken heißt immer auch, sich der Endgültigkeit noch einmal besonders bewußt zu werden - nämlich Abschied

Empfindung = pocit, pocítání

Erwähnung = zmínka

nehmen zu müssen. Nur - an dieser Stelle, zu dieser Zeit kann solche Problematik nicht ausreichend bewältigt werden. Dafür ist es einfach zu früh. Darum versuche ich hier sehr deutlich, das Gespräch klar zum Ende zu führen. Ob ein Gebet dann am Platz ist oder nicht - das ist keine Frage der Dogmatik, sondern eine Frage von Barmherzigkeit - in beiden Richtungen.

Das Gespräch mit den Angehörigen, die hier mögliche Atmosphäre, das hier wachsende Vertrauen, die hier mögliche Nähe bei aller notwendigen und hilfreichen Distanz, die hier mögliche Offenheit, gerade wegen der Vertraulichkeit des Gesprächs - all das sind die entscheidenden Voraussetzungen, daß die Ansprache bei der Beerdigung wirklich verstanden wird, wirklich weiterhilft.

Anders gesagt: Was ich nicht wage, im Beerdigungsgespräch anzusprechen, sollte ich auch aus dem sicheren Versteck der Kanzel heraus nicht ansprechen. Der Geist des Gesprächs in der Wohnung der Angehörigen - dieser Geist ist auch in der Trauerhalle wieder da. Übrigens zum Ort des Gesprächs: Es mag in ländlichen Gegenden üblich sein, daß die Angehörigen unmittelbar nach oder gar vor dem Gespräch mit dem Bestatter den Pfarrer aufsuchen. Aus genannten Gründen kann hier eigentlich nur ein kurzes und vorläufiges Gespräch stattfinden.

wagen = odvažovat

Ich rate dringend dazu, ein Gespräch zum mehrfach benannten Zeitpunkt in der Wohnung der Angehörigen zu führen: Dort haben sie Hausrecht, dort fühlen sie sich geborgen und sicher, dort sind die unmittelbaren Lebenseindrücke »mitten im Raum«. Und nicht selten habe ich es erlebt, daß dann mitten in der Erzählung über die Lebensgeschichte ein altes Album herausgesucht wurde, alte Urkunden nachgelesen wurden. Dieses Erinnern hat aber auch seine Grenzen. Ein Hinterbliebener schlug mir vor, ich könne die Verstorbene ja noch einmal sehen - auf Video. Er hole sich seine Frau auch jeden Abend noch einmal auf den Bildschirm. (Das habe ich denn doch dankend abgelehnt.)

bestatten = pohřbit, pochovat

Ob wir uns unserer eigenen Rolle, unseren typischen Verhaltensweisen gegenüber kritisch verhalten können? Kann es nicht trotz aller guten Vorsätze sein, daß wir selbst - aus Unsicherheit oder aus geheimer Angst vor Gefühlsausbrüchen der Angehörigen - mehr und länger sprechen, als uns bewußt ist? Daß wir doch auf eine geradezu tragische Weise dominant sind? Einige Bemerkungen von Yonick Spiegel können uns auf kritische Stellen aufmerksam machen. Viele seiner Vorschläge decken sich mit meinen eigenen Einschätzungen

☺

einschätzen = odhadnout, zhodnotit, odhadnout

DAS TRAUER-GESPRÄCH

Grundstruktur

1) Vor-Orientierung

PFARRER/IN	TRAUERENDE
Termin-Auswahl: Zwei Tage vor der Beerdigung	Inneres Zeitfälle (s. o.) <i>sklen, sind</i>
<u>Vor-Informationen:</u> - Alter des Verstorbenen - Beruf des Verstorbenen - Welche Angehörigen? - Sterbeort - Wohnungssituation	<u>Vor-Wissen (Intanz):</u> - Pfarrer-Typ - Frühere Kontakte - Voreinschätzungen - Projektionen - Religiöses (Un)wissen
Erwartungen der Trauernden	Vermutete/befürchtete Erwartungen des Pfarrers
Folgerungen: - Einschätzbarkeit - Legitimationsprobleme - Ritual-Interesse - Bibel/Gesangbuch/Losung	Folgerungen: <i>c. nicht bed. gelöst werden</i> - Betroffenheit - Gefäßtheit - Ungewißheiten - Wünsche

2) BEGRÜSSUNG/VOR-ENTSCHEIDUNGEN

Begrüßung/Vorstellung - Kondolieren? - Erste Sätze - Platz-Wahl/Raumwahrnehmungen	Raum-Wahl Vorstellung der Angehörigen Verzögerungs-Ritual
--	---

3) EINGANGSTEIL: GESPRÄCHSERÖFFNUNG (Gegenwart)

<u>Eingangs-Frage:</u> »Ist das für Sie jetzt sehr überraschend gekommen?« Oder: »Die Tage, die hinter Ihnen liegen, sind wohl sehr schwer gewesen.« (Akute Gegenwart)	Möglichkeit zur Darstellung der Sterbegeschichte (Pfarrer wird in die Trauer-Gegenwart integriert)
Gesprächshaltung: - Zuhören - Helfende Fragen - Öffnende Fragen - Nondirektives Gespräch	Gesprächsmöglichkeit: Bereits mehrfach erzählte Geschichte (Erzähl-Kompetenz kann daher vorausgesetzt werden)

Übergang zum sozialen Umfeld

- ↳ Mögliche Ergänzungen:
- »Haben Sie noch andere Angehörige?«
 - »Wer wird am Beerdigungstag sonst noch dasein?«

Darstellung sozialer Bezüge (Verwandte/Nachbarschaft)

soziale Bezüge

4) MITTELTEIL: ÜBERGANG ZUR LEBENSGESCHICHTE (Vergangenheit)

Intervention: »Woher stammen Sie eigentlich?« (Gleiche Gesprächshaltung)	Übergang zur Lebensgeschichte
Ergänzungs-Impulse: - Wann war das? - Berufliche Situationen - Familiäre Aspekte - »Wo hat eigentlich sein Herz besonders dran gehangen?«	Breite Entfaltungsmöglichkeit Soziale Verortung Geschichten erzählen (Das alles läuft unbewußt »automatisch«)

Lebensgeschichte

5) SCHLUSSTEIL: ÜBERGANG ZUR TRAUERFEIER (nächste Zukunft)

Gesprächs-Impuls: »Ich möchte mit Ihnen noch Einzelheiten der Trauerfeier besprechen.«	(Betroffenheit/Befürchtungen)
- Äußerer Ablauf am Beerdigungstag (langsam zum Mitdenken)	Eigene Planungen (Projektionen)
- Ablauf der Trauerfeier (in allen Einzelheiten)	(Imagination) Gegebenenfalls eigene Wünsche
- Aspekte zur Ansprache (Biblisches Motiv?) (Biographische Teile?)	Sorge vor Indiskretionen Wunsch nach »Würdigung« <i>= offen, nicht</i>
- Schluß der Ansprache: »Dankbarkeit«	(hohe Betroffenheit)
- Freies Gebet	(Unausgedrückte Sorgen und Wünsche)
- Raum geben für Reaktionen	(Vielleicht auch Erleichterung, dieses Gespräch überstanden zu haben)
- Falls erforderlich: Verabredungen	(Selten: »Übrigens, was ich noch sagen wollte!«)
Verabschiedung	

ANSPRACHE

Sterbegeschichte

9.8. AGGRESSIVE GEFÜHLE

und Vorgehensweisen. So warnt er: »Die wenigsten Pfarrer sind sich im klaren, wie sie in ihrem Verhalten und ihrer Sprechweise dominieren, moralische Urteile aussprechen, bestimmte Reaktionen erwarten und ohne zureichende Grundlage bereits interpretieren. Vertrauen läßt sich aber nur gewinnen, wenn man sich in die Situation des Trauernden stellt und seine Hilfe anbietet, ohne irgend etwas zu fordern« (Trauern, 149). Wir sollten uns bewußt sein, daß eben doch die Angehörigen in dieser Situation sich von uns abhängig fühlen.

»Die Individuen, die bei einem Todesfall am meisten vernachlässigt werden, sind die Kinder« (ebd., 145). Tatsächlich werden Kinder oft zu Angehörigen geschickt, werden unzureichend und oft zu spät informiert, wissen nicht, was die überraschenden Verhaltensweisen der Erwachsenen zu bedeuten haben. Ich gestehe gern: Nur in wenigen Trauergesprächen ist es mir möglich gewesen, Kinder oder Enkelkinder mit ins Gespräch einzubeziehen. Entweder waren sie gar nicht da, oder sie hatten noch größere Scheu vor dem Pfarrer als die Angehörigen (die sie wenigstens nicht zeigen konnten). Um so deutlicher bemühe ich mich inzwischen, beim Gespräch über das soziale Umfeld nach Kindern oder Enkelkindern zu fragen – manchmal auch ganz direkt: »Was haben Sie eigentlich den Kindern gesagt?« Dann kommen häufig religiöse Formulierungen (»Der Papa ist jetzt im Himmel«, oder: »Der Opa ist jetzt ein Engel geworden«). Und gelegentlich kommen auch die Befürchtungen der Angehörigen zur Sprache, Kinder zur Beerdigung mitzunehmen. Ich werde diese Entscheidung nicht kritisieren – aber ich werde, wo immer Offenheit und Fragen zu spüren sind, Mut dazu machen, die Kinder voll und ganz einzubeziehen; dazu sind meine eigenen Kindheitserfahrungen mir noch zu klar im Bewußtsein.

Ein guter Gedanke, die unausdrückbare, aber doch lähmend erfahrene Trauer ansprechbar zu machen, ist Spiegels Hinweis, nach Schlafstörungen zu fragen. »Eine Frage nach den vermuteten Schlafschwierigkeiten kann dazu verhelfen, die körperliche Symptomatik der Trauer zur Sprache zu bringen« (ebd. 146). Aber auch hier ist die »Beiläufigkeit« der Frage entscheidend, etwa: »Vermutlich können Sie nachts auch kaum noch richtig schlafen.« Dann kommen auch andere Erfahrungen der Trauer mit zur Sprache. Als abschreckendes Beispiel mag diese Formulierung dienen: »Und wie ist das mit Schlafstörungen bei Ihnen?« Das wirkt suggestiv verhörend – da muß eigentlich Widerstand erfolgen. Oder noch schlimmer: »Haben Sie etwa mit Schlafstörungen zu tun?«

Ein letzter Aspekt: Auch in einem Trauergespräch kann es aggressive Gefühle geben, manchmal ganz versteckt, ein andermal ganz direkt: »Daß er mich jetzt damit einfach sitzenläßt!« Spiegel rät dem Pfarrer, er solle zu verstehen geben, daß feindliche oder vorwurfsvolle Gefühle gegenüber dem Verstorbenen nichts Ungewöhnliches sind (148). Das liegt hart an der Grenze! Denn gerade dadurch wird ja indirekt bestätigt, daß solche Gefühle doch als ungewöhnlich angesehen werden. Ich denke, gelassen und vorbehaltlos diesen Gefühlen nachgehen, der Aggression den notwendigen Raum geben, das wäre hier wichtiger. ✓

Nicht in jeder Situation kann ein Gespräch nach dem hier beschriebenen Grundmuster verlaufen – ohnehin sind die Gespräche trotz ähnlicher Strukturierung völlig unterschiedlich. Es gibt allerdings Ausnahmen, da ist bereits der Gesprächsansatz so nicht möglich, etwa bei einem Verkehrsunfall oder bei einem Suicid. In beiden Fällen steht die Schuldfrage so intensiv im Vordergrund – einmal die Schuld der anderen Unfallbeteiligten, zum anderen die vermutete Schuld der Angehörigen selbst –, daß ihr vermutlich nicht ausgewichen werden kann.

»Sie stehen da auch vor einem Rätsel«, wäre etwa bei einem Gespräch nach einem Suicid ein möglicher Anfang. »Es ist ja nicht das erste Mal, daß er das versucht hat. Dabei hat er uns noch vor drei Wochen in die Hand versprochen, daß so etwas nie wieder vorkommt. Aber natürlich machen wir uns jetzt auch Vorwürfe. Aber wir konnten ihn ja nicht Tag und Nacht bewachen.«

Der Seelsorger, aber auch alle anderen Begleiter in helfenden Berufen, zumal Ärzte und Ärztinnen, müssen damit rechnen, mit aggressiven Gefühlen konfrontiert zu werden. Das von Hans-Christoph Piper stammende Motto dieses Kapitels veranschaulicht eine solche Situation. Ich kann ihn gut verstehen, Solche Aggressionen verletzen uns, lähmen uns, verunmöglichen uns angemessene Begleitung. Und wir erkennen erst viel zu spät, wem eigentlich diese Aggressionen gelten – und daß wir gleichsam der Blitzableiter sind. Wir müßten lernen, standzuhalten, Aggressionen auszuhalten. Das gelingt um so eher, je besser wir verstehen, was die Aggressionen zu bedeuten haben. Erich Lindemann nennt zwei markante Beispiele: »Diese Konfrontation mit dem Tod bedeutet, daß Wut ausgelöst wurde: »Wer war der Übeltäter?« Zuerst: Nur Anschuldigungen« (Erich Lindemann, 1985,

zamedbat
ned
ver
ungewöh
neob
nevs
neob
chiv
bestätig
po
po
vor beha
bezu
napro
z ce
VERKE
SUICID

ANFR
des
Ges

lähmen =
podlo
angemess
Blitz ableite
(S1)

vernachlässigen
- zamedbat
nedbat

poimout
Za hrnout

NIE
!!!

e Anschuldigung 217
(-ren) = obvinění

e Wut (-o) vřek, zdesilost
zodivost
auslösen = uvolnit, spustit

KINDER

SCHLAFSTÖRUNGEN

184f.). Insbesondere Ärztinnen und Ärzte müssen einer solchen Wut standhalten. Und auch Seelsorger erleben diese Wut.

Jeder Tod löst Aggressionen aus. Wir aber haben verlernt, gemeinsam zu klagen. Und wir haben schlecht gelernt, die entstehenden Aggressionen auszuhalten – weil wir sie nicht verstehen. »Wer war der Übeltäter?« – das ist immer die erste und spontane Frage.

Insbesondere bei Suicid-Fällen steht die Schuldfrage unabweisbar im Raum. Und es liegt nahe, daß die Schuld – in chronisch-suicidalen Beziehungen – erst einmal auf andere übertragen wird.

Auch ich habe erst nach bitteren Erfahrungen begriffen, was hier eigentlich geschah. Schon der Beginn eines solchen Trauergesprächs war aggressiv geladen. Der Bestatter hatte mir anvertraut, es sei Suicid gewesen. Das hätte mir eine Hilfe sein können.

Zu Beginn des Gesprächs – es waren die Ehefrau des Verstorbenen und zwei erwachsene Kinder anwesend – entlud sich die Witwe: »Was wollen Sie eigentlich hier?« – Was soll ich darauf antworten? In meiner Verlegenheit wechselte ich einfach den Gesprächspartner und sprach mit den erwachsenen Kindern. Das half – aber nur einen kurzen Augenblick. Schon bald explodierte die Witwe: »Mit wem reden Sie eigentlich?!« Das Gespräch stand vor dem Scheitern.

Der Sohn schaltete sich ein – aber nicht befriedend, sondern auf seine Art aggressiv, nämlich: die Aggressionen auf sich selbst lenkend. Und er erzählte, daß er in der vergangenen Nacht über den Friedhof gegangen sei. Weil er gehört hatte, die Toten holten sich das nächste Opfer. Und er hat immer wieder gerufen: »Hol' mich doch!«

Schuldgefühle rufen Todessehnsucht hervor. Und die Gefühle sind undurchdringlich ambivalent. In nahezu einem Atemzug bestritt die Witwe einerseits, daß ihr Mann Selbstmord verübt habe (»es war ein Unfall«) und beschimpfte den Verstorbenen gleichzeitig, daß er sie in dieser Situation »sitzengelassen hat und sich einfach aus dem Staub gemacht hat«.

Jeder plötzliche Tod ruft Feindseligkeit hervor, wie jede Verletzung Feindseligkeit in uns wachruft. Zur Trauerarbeit gehört es, solcher Feindseligkeit standzuhalten.

Beim Beginn eines Trauergesprächs bei einem Suicid taucht die »Warum-Frage« unabweisbar auf. Es gibt drei mögliche Reaktionen, und manchmal fast gleichzeitig:

- »Ich bin der Übeltäter« (Auto-Aggression);
- »Sie haben ihn in den Tod getrieben« (Fremd-Aggression);
- »Manchmal vergesse ich die Frage einfach« (Verdrängung).

e Verdrängung - en
= zatlatem, vyprozem
potlatem, pichu

So wird der Suicid gedeutet: als Affekt, als absichtliche Handlung oder als unberechenbares Schicksal.

Der Theologe muß darauf gefaßt sein, daß sich die Aggressionen gegen Gott, die Kirche und die Pfarrer richten.

Der Arzt muß darauf gefaßt sein, daß sich die Aggressionen auf ihre Art der Hilfeleistungen richten.

Die Mitarbeiter aus helfenden Berufen (Erzieher in Heimen, Pflegepersonal) müssen darauf gefaßt sein, daß sich die Aggressionen auf ihre Art von Pflege oder Erziehung richten.

Unsere erste Reaktion ist: Widerstand, Verletztsein, Verärgerung, Wut. Wir quittieren das mit Kommunikationsabbruch. Und müßten eigentlich ahnen, daß das Aggressionen nur steigert.

Es bleibt unendlich schwer, in einer solchen Situation Balance zu halten zwischen Festigkeit und Verständnis. Denn jeder Betroffene hat die Befürchtungen, das könne für ihn unangenehme Folgen haben, ein gerichtliches Nachspiel etwa – auch wenn alle Fakten dagegen sprechen.

Nur selten gelingt es wirklich, daß Aggressionen, die dem Tod und dem Toten selber gelten, ausagiert werden. Der Tote kann sich nicht wehren. Das blockiert alle Aggressionen gegen ihn. Und sollten diese Aggressionen doch durchbrechen, tauchen sie später um so intensiver als Schuldgefühle bei den Hinterbliebenen wieder auf.

Es geht um Balance, um Festigkeit und Verständnis, um einen langen Weg. Erst viel später können die Hinterbliebenen selbst diese Balance herstellen: zwischen berechtigten Vorwürfen gegenüber dem Verstorbenen und ebenso unabweisbaren Selbstzweifeln und Selbstvorwürfen.

wehren = bránit, zabránit, zabránovat
auftauchen = vynořit, objevit se

- 1)
- 2)
- 3)

entladen
= vybít
(vít, a)
= vybít

e Feindseligkeit
nepřátelství

SUICID

fassew = mal
po

quittieren
N = pot

ahnen = tušit

?

?

ausagiert
schlecht

10. TRAUER ALS WEG-GESCHEHEN

Was die Theologie von der Taufe behauptet, daß der alte Mensch stirbt und ein neuer zu leben beginnt, was zur Buße in der Folge von mortificatio und vivificatio gehört, was in den Initiationsritualen die Todesangstsituationen beim Eintritt in die Erwachsenenwelt symbolisieren, was schließlich auch die Weihehandlungen an demjenigen zum Ausdruck bringen, der einen heiligen Beruf antritt, ist rituell geformte und verbal interpretierte Erfahrung: durchs Sterben geht zum Leben. In der Gegenwart ist von alledem bestenfalls die theologische Theorie übriggeblieben. Was fehlt, sind soziale Gestaltung und personale Erfahrung.

Manfred Josuttis

10.1. DAS KREUZ DER WIRKLICHKEIT: TRAUER-STILE

Verwirrend ist es für junge Pastorinnen und Pastoren, daß ihnen ganz unterschiedlich Trauernde begegnen. Das macht Angst: Welchen Menschen werde ich jetzt begegnen, wenn ich in diese mir fremde Familie komme? Was habe ich ihnen eigentlich zu sagen? Und vor lauter Angst schwindet die Fähigkeit, die Trauernden wirklich zu verstehen, ihre Art der Trauer mitzutragen, ihnen in ihrer Art der Trauer nahe sein zu können.

Die in der Literatur angebotenen Modelle der Trauerphasen geben dem Begleiter zwar eine gewisse Grundorientierung. Aber sie beziehen sich vor allem auf die Zeit-Dimension: Die Schock-Phase, die regressive Phase, die adaptive Phase – das alles mag der helfende Begleiter gelernt haben (vgl. dazu *Yorick Spiegel*, *Der Prozeß des Trauerns*, 57–89). Er oder sie hat auch berücksichtigt, daß diese Phasen in jedem Fall unterschiedlich lang sein können. Doch die meisten Phasen-Modelle bewegen sich eben auf einer Zeit-Achse. Und schon nach wenigen Begegnungen stellt der Begleiter fest: Unabhängig von der jeweiligen Phase sind die Trauernden in ihrem Temperament, in ihrer Lebenseinstellung, in ihrer Grundorientierung so verschieden, daß sich eben doch wieder Unsicherheit und Orientierungslosigkeit beim Begleiter als seine eigenen Begleiter einstellen.

Deshalb möchte ich an vier Beispielen veranschaulichen, wie unter-

schiedlich sich das jeweilige Temperament, die jeweilige Lebenseinstellung und Grundhaltung auf die Trauersituation auswirken.

Trauer-Stil A: Dem Begleiter fällt schon in den ersten Augenblicken auf, wie schwer es ist, wirklich Zugang zu den Gefühlen des Trauernden zu finden. Unnahbar erscheint der Trauernde, Gefühlsregungen sind kaum zu erahnen. Der Trauernde beschreibt präzise und sachlich die Krankheitsgeschichte des Verstorbenen, benennt medizinische Einzelheiten. Ärzte und Pfleger werden mit äußerster Kritik und manchmal mit scharfer Bitterkeit charakterisiert. Andere Meinungen läßt er nicht gelten. Distanz baut sich zu allen Menschen auf, die ihm begegnen. Und auch der Begleiter wird mit sehr kritischen Blicken betrachtet. Geradezu mißtrauisch begegnet der Trauernde allen, die sich ihm jetzt zu nähern versuchen. Er selbst erweckt gern den Eindruck, mit der Situation werde er schon allein fertig. Er benötigt keine Hilfe. Seine Unnahbarkeit wirkt auf den Begleiter geradezu arrogant abweisend. Kein persönliches Wort, kein Mitgefühl für andere Menschen in seiner Nähe – auch wenn sie noch so intensiv trauern und klagen. Der Begleiter bleibt häufig ratlos zurück und macht sich Vorwürfe: Ich bin einfach nicht an ihn herangekommen. Habe ich mich nicht genug auf ihn einstellen können? Was habe ich nur verkehrt gemacht? Solche Ratlosigkeit kann beim Begleiter umschlagen in den stillen Vorwurf: Der trauert ja gar nicht! Hat dieser Mensch denn gar keine Gefühle? Ich bin hier wohl fehl am Platz. Und: Dieser Mensch ist ja schrecklich einsam.

Trauer-Stil B: Schon in den ersten Augenblicken spürt der Begleiter viel Gefühl, Erschütterung, Fassungslosigkeit. Und sehr schnell hat er den Eindruck: Hier bin ich an der richtigen Adresse. Und: Ich werde dringend gebraucht. Beinahe überrascht spürt er, wie schnell der Trauernde ihn in sein Herz geschlossen hat. Dabei nimmt der Trauernde sich selbst immer wieder zurück, weist darauf hin, wie schwer es den anderen in der Familie geht. Zu allem Unglück, zu aller Trauer macht sich dieser Trauernde noch Sorgen um die anderen Mittrauernden, steht ihnen zur Seite, tröstet sie, ist selbst ein Begleiter anderer Trauernder. Das Mitgefühl steht bei ihm im Vordergrund. Bezogen auf den Verstorbenen etwa so: »Hoffentlich hat er keine Schmerzen erleiden müssen.« Oder: »Ich wäre gern an seiner Stelle gestorben – er hat doch noch so viel vom Leben erwartet.« Schuldfragen stehen bei einem solchen Trauergespräch häufig im Mittelpunkt, oft harte Selbstvorwürfe. »Warum habe ich nicht auch noch in dieser Nacht bei ihm gewacht? Ich werde mir das nie verzeihen.« Gespräche

dauern oft sehr lang, schnell entsteht eine persönliche und gefühlsbetonte Atmosphäre. Der Begleiter hat fast Angst, diesen Trauernden alleinzulassen, Angst, sich zu verabschieden. Jeder Abschied verletzt diesen Trauernden. Gleichzeitig aber fühlt sich der Begleiter hier wirklich gebraucht, wird – auch wenn das Gespräch über Stunden gegangen ist – danach das Gefühl haben, gute Arbeit geleistet zu haben, dem Trauernden sehr nah gewesen zu sein. Aber irgendwie wird er auch erschöpft sein, ausgelaugt – und das ungewisse Gefühl haben: Kann ich diesem Menschen wirklich gerecht werden? Kann ich den Anforderungen standhalten? Habe ich mich zu sehr vereinnahmen lassen? Wie wird dieser Mensch eigentlich ohne mich fertig?

Trauer-Stil C: Etwas förmlicher – auf jeden Fall korrekt, das wird der spontane Eindruck sein, den der Begleiter von diesem Trauernden in den ersten Augenblicken gewinnen wird. Alles erscheint hier geordnet: die Einrichtung, die Zeit, der Tagesablauf, die Papiere, die Umgangsformen. Und auch manche Gesprächsinhalte werden mit Ordnung und Korrektheit zusammenhängen. Hinzu kommt ein starkes persönliches Verantwortungsgefühl, das sich auch in dieser Krisensituation als dominierend herausstellt. Dem Begleiter wird es jedoch schwerfallen, spontane Gefühle zu entdecken. Diese sind zumindest anfangs eher verborgen. Wenn jedoch Zuneigung und Vertrauen zu einem solchen Menschen sich entwickeln, dann bleibt die Zuwendung dauerhaft und verlässlich. Der Begleiter wird manchmal verblüfft sein, wenn dieser Trauernde trotz Betroffenheit und Schmerz sich schon sehr bald mit Aufgaben beschäftigt, die eigentlich noch in weiter Ferne liegen. Es wird ihn auch überraschen, wenn anstelle von Gefühlsausbrüchen geradezu pedantische Berichte oder kleinliche Beschreibungen das Gespräch prägen. Auffallen wird dem Begleiter auch die Ängstlichkeit des Trauernden: Daß ich nur ja nichts verkehrt mache! So kontrolliert der Trauernde nicht nur sich selbst, er möchte auch alles andere »unter Kontrolle« haben. Erst, wenn alles seine »gute Ordnung« hat, wird er sich zufriedengeben. Mit Zähigkeit und Beharrlichkeit wird er sich in die vielen unerwarteten und unbekanntenen Anforderungen hineindenken. Dabei kann er sich verzetteln, manches wird umständlich und übergründlich angefaßt. Der Begleiter wird deshalb eher stutzig – und denkt: Da ist aber viel Verdrängung! Der nimmt ja gar nicht richtig wahr, was eigentlich passiert ist. Er merkt kaum, wie sehr er dem Trauernden damit unrecht tut. Und für sich hat der Begleiter und Seelsorger die Sorge: Hoffentlich mache ich bloß nichts verkehrt.

Trauer-Stil D: Wieder ganz anders wird schon der allererste Eindruck im Gespräch mit diesem Trauernden sein. Nichts ist geordnet, nichts ist sicher, Gefühle brechen plötzlich hervor, spontan und ungehemmt. Der Begleiter ist eher erschrocken, fühlt sich ohnmächtig, ausgeliefert: Wie soll das bloß weitergehen? Die Gefühle schwanken von einem Extrem zum anderen. Eben noch heftiger Tränenausbruch, jetzt plötzlich sogar Lachen und ein Scherz. Auf jedes zaghaft angedeutete Stichwort geht dieser Trauernde spontan ein, redet sich in Rage, erscheint sprunghaft und unberechenbar. Unruhe prägt die gesamte Situation: plötzliches Aufstehen, Umherlaufen, eine unerwartete Handlung, überraschende Einfälle, beinahe unkontrollierbarer Aktionismus. Der Begleiter hat das beklommene Gefühl, Zuschauer in einem dramatisch-tragischen Schauspiel zu sein. Und er selbst ist mit Sicherheit nicht der Regisseur. Aber er spürt gleichzeitig: Dieser Trauernde ist unerhört offen, kontaktfreudig, manchmal unbekümmert und ziemlich launisch. Dazu kommt, daß er leicht kränkbar ist. In verschlüsselten Geschichten wird dies leicht sichtbar: daß er nicht genug Anerkennung und Beachtung gefunden hat, daß er einen guten Eindruck machen möchte. Es wird dem Begleiter kaum gelingen, auch nur grob eine Grundstruktur im Gesprächsablauf zu entdecken. Und er wird diese Person so schnell nicht vergessen – auch weil sie äußerst charmant sein kann. Dem Begleiter wird die Oberflächlichkeit und Ablenkbarkeit dieses Trauernden auffallen, und sie wird ihn beunruhigen. Die spontanen Gefühlsausbrüche führen ihn leicht in unvorhersehbare Schwierigkeiten. Das unbekümmerte Wesen und die herzliche Spontaneität lassen andererseits schnell Kontakte zu. Der Begleiter wird sich sorgen: Wie wird er die nächste Krise überstehen? Neigt der Trauernde nicht zu unberechenbaren Handlungen, gar zum Suicid-Versuch? Und beim Begleiter bleibt das merkwürdige Gefühl zurück, mehr Zuschauer als Begleiter geblieben zu sein. Das macht ihn unzufrieden und ratlos.

10.2. JEDER TRAUERT ANDERS.

Diese schlichte Einsicht ist die wichtigste Vorbereitung für einen zuverlässigen Begleiter. Dazu gehört auch die Erkenntnis, daß ich den Trauernden in seiner Krisen-Situation nicht in seinem Persönlichkeitsbild verändern kann. Ich muß die Persönlichkeit akzeptieren, um sie verstehen – und dann auch angemessen begleiten zu können.

Deshalb hat der Begleiter zuerst einmal die Aufgabe, sich selbst genauer zu erkennen, die Besonderheiten seiner eigenen Lebensgeschichte und Persönlichkeitsentwicklung verarbeitet zu haben. Je weniger sich der Begleiter kennt, um so befangener wird er in der Begegnung mit Menschen ähnlicher oder ganz anderer Persönlichkeitsstruktur bleiben. Je klarer er sich in das Persönlichkeitsprofil und die Lebensgeschichte, in die tatsächliche Lebenssituation des Trauernden hineindenken kann, um so angemessener wird seine Begleitung werden können.

Der Begleiter wird begleiten – nicht den Trauernden verändern, nicht den Trauernden lenken, nicht ihm vorauslaufen. Das mag bescheiden und eher resignativ gelten. In Wahrheit ist es das Gegenteil: ein sehr hoher Anspruch an Authentizität, Wachheit und Verlässlichkeit. In einer Lebenskrise – wie in einem Todesfall eines Angehörigen – gerät alles ins Wanken, was bisher als gültig und stimmig galt. Da wäre es eine schlichte Überforderung, nun auch noch gleichsam eine Persönlichkeitsveränderung fordern zu wollen. Es wäre die falsche Erwartung. Der Begleiter hat vielmehr die Aufgabe, den Trauernden in seiner besonderen Art der Trauer anzunehmen und bei den notwendigen nächsten Schritten zu begleiten.

Den idealtypischen Beispielen, die ich hier dargestellt habe, liegt eine Struktur zugrunde, die den unterschiedlichen Grundorientierungen und Persönlichkeitsprofilen von Menschen Rechnung tragen möchte. Die Beispiele charakterisieren Grundprägungen von Persönlichkeiten. In der Alltagswirklichkeit werden uns solche Prägungen nicht in einer eindeutigen Form, sondern eher in Mischformen begegnen. Und das ist gut so. Nicht jedem ist jede Aussage gleich wichtig. Dieses Orientierungsmodell möchte es sich zur Aufgabe machen, sich und den Trauernden in seiner eigenen Lebensgeschichte und in seiner Lebensprägung besser zu verstehen. Es sollen keine Schubladen sein – es sind gleichsam Übungssituationen für die Fähigkeit des Begleiters, der Unterschiedlichkeit seines jeweiligen Gegenübers besser entsprechen zu können.

Der Sozialphilosoph Eugen Rosenstock-Huussy hat den Begriff »Kreuz der Wirklichkeit« geprägt. Dieses Kreuz der Wirklichkeit benennt Grundorientierungen des Menschen in Raum und Zeit; im Raum die Dimension »innen« und »außen«, in der Zeit die Dimensionen »rückwärts« und »vorwärts«. In diesen beiden Dimensionen geht es zusammengefaßt um das Hier (Raum) und Jetzt (Zeit). Für Rosenstock-Huussy beschreibt der Innen-Raum den Bereich der inneren

Wahrnehmung und der Gemütsbewegung, der Außen-Raum den Dialog und die Sprache. Die Rückwärts-Zeit umgreift den Urbeginn und die Tradition, die Vorwärts-Zeit die Entwicklung, den Fortschritt, die Zukunft.

Dieses Grundmodell findet sich in einer Weiterentwicklung und Zuspitzung auf Persönlichkeitsprofile bei dem Sozialpsychologen Fritz Riemann wieder. Für ihn ergeben sich analog zu diesem Grundmuster die vier Grundtypen:

A – Egozentrik: Das Ich kreist um sich selbst (wie die Erde sich um sich selber dreht). Menschen mit dieser Hauptprägung kreisen stark um sich, haben Angst vor Ich-Verlust, vor Abhängigkeit und Hingabe an den anderen. Sie streben statt dessen nach Eigenständigkeit, Selbstbewahrung und Unabhängigkeit; fühlen sich darin wohl.

B – Altruismus: Das Ich kreist um das Du (wie die Erde um die Sonne kreist). Menschen mit dieser Hauptprägung haben Angst vor Ungeborgenheit, Isolierung und Selbstverdrängung. Sie streben nach Selbsthingabe, nach Resonanz und Abhängigkeit; fühlen sich darin wohl.

C – Bewahrung: Hier steht die Schwerkraft im Vordergrund, die Beharrung, die Ordnungskräfte (wie die Schwerkraft der Erde). Menschen mit dieser Hauptprägung leben von der Ordnung, der Sicherheit, der Wiederholung. Sie ängstigen sich vor jeder Veränderung, vor der Vergänglichkeit und vor jeglicher Unsicherheit. Sie streben vielmehr nach Dauerhaftigkeit, Planbarkeit und Verlässlichkeit. Darin fühlen sie sich wohl.

D – Flexibilität: Hier steht die Fliehkraft im Vordergrund, die Veränderungskräfte (wie die Zentrifugalkraft der Erde). Menschen mit dieser Hauptprägung betonen die Offenheit, wünschen sich Veränderung. Sie ängstigen sich vor Endgültigkeit, vor Zwängen und vor Unfreiheit. Sie streben vielmehr nach Veränderung, Improvisation und Beweglichkeit. Darin fühlen sie sich wohl.

Alle vier Grundkräfte wirken unterschiedlich stark bei der Persönlichkeitsbildung des Menschen mit. Unterschiedlich ist ihr jeweiliges Gewicht. Das bedeutet: Zwei Grundkräfte werden bei einem Menschen jeweils stärker ausgeprägt sein, zwei andere dagegen geringer stark ausgebildet.

In Fachkreisen wird an diesem Modell zu Recht Kritik geübt. Gleichwohl ist die Klarheit der Grundstruktur faszinierend – und findet ihre Entsprechung in Modellen der Entwicklungspsychologie, insbesondere etwa bei Erikson. Ich möchte auf diese Diskussion zwar

nicht näher eingehen, jedoch kurz den Zusammenhang und den Hintergrund verdeutlichen. Vor allem möchte ich dem Begleiter eines Trauernden helfen, sich in wesensverschiedene Persönlichkeitsprägungen empfinden zu können. Es geht also lediglich um eine Hilfskonstruktion, die es uns erleichtern soll, den Trauernden verstehen und begleiten zu können.

Die *Persönlichkeitsprägung von A* (vgl. Trauer-Stil) geht (nach E. H. Erikson, *Kindheit und Gesellschaft*, 241 ff.) auf Entwicklungen in den ersten Lebenswochen zurück. In dieser ersten Lebensphase entsteht im Idealfall das sogenannte Urvertrauen. Die Erfahrung, regelmäßig, verlässlich wärmend versorgt zu werden, bildet die Grundlage eines Identitätsgefühls, das der Welt mit Urvertrauen zu begegnen vermag. Bei möglichen Fehlentwicklungen in dieser ersten Lebensphase, wenn die Versorgung unzuverlässig erfolgt, sich die Bezugsperson überfordert fühlt, die Erwartungen des Neugeborenen enttäuscht werden, fällt solche Innigkeit aus. Es fehlt an altersgemäßer Geborgenheit, das Kind fühlt sich ungeliebt. So kann sich anstelle von Urvertrauen Urmißtrauen bilden. Mitmenschliche Nähe ist nicht nur mit Freude, sondern mit Angst vor möglichem Verlust verbunden. Die Grundlagen der Gefühlsentwicklung sind beeinträchtigt. Aus Sorge vor möglicher Enttäuschung entsteht Bindungsangst. Das Ich wird überwertig. Der Bezug zu sich selbst wird stabiler als der Kontaktwunsch zum Du.

Die *Persönlichkeitsprägung von B* hängt unmittelbar mit der folgenden Lebensphase zusammen: der Du-Werdung. Diese Phase beginnt mit dem Reifen des muskulären Systems, der Fähigkeit von Festhalten und Loslassen. Das Kleinkind erlebt idealtypisch in der zweiten Lebensphase, daß sein Urvertrauen zu sich selbst und zur Welt nicht in Frage gestellt wird. Es lernt langsam die Unterscheidungsfähigkeit zwischen Festhalten und Loslassen. Beginnende Eigenständigkeit muß korrespondieren mit Festigkeit und Verlässlichkeit der sozialen Beziehung. Die Eigenimpulse des Kindes führen zu einer ersten Differenzierung zwischen Ich und Du. Hier liegen die Ursprünge zu einem ausbalancierten Ich-Du-Gefühl. Bei möglichen Fehlentwicklungen in dieser zweiten Lebensphase erfährt das Kleinkind, daß seine eigenen Impulse abgewehrt werden. Etwa wenn das Kind überbehütet und verwöhnt, mit Zuwendung überschüttet wird, seine Eigenimpulse keine Chance erhalten. Die individuellen Bedürfnisse des Kindes werden übergangen. Das Kind wird enttäuscht, fühlt sich nicht liebenswert. Aus Angst vor drohender Trennung und be-

fürchtetem Verlust wird das Du überwertig. Die eigenen Impulse werden zurückgenommen, es entwickelt sich Bescheidenheit, Verzichtsbereitschaft, Opferbereitschaft. Aggressionen werden eher verharmlost oder richten sich schließlich gegen die eigene Person. Es fällt schwer, nein zu sagen. Später erscheint eine solche Persönlichkeitsprägung als Mitgefühl, Friedfertigkeit und einfühlsame Identifikation mit dem anderen. Der Bezug zum Du wird wesentlicher als die Übereinstimmung mit dem Ich.

Die *Persönlichkeitsprägung von C* geht zurück auf die dritte Phase der von Erikson beschriebenen acht Phasen des Menschen. Initiative und die Erfahrung von Regelmäßigkeit stehen im Mittelpunkt dieser Entwicklungsphase zwischen dem 2. und 4. Lebensjahr. Hier beginnt eine erste Ablösungsphase, die freie Fortbewegung und das Ausgestalten der expansiv-motorischen Kräfte bekommen zunehmend Bedeutung. Es wächst die Neigung zur Selbständigkeit. Gleichzeitig erfährt das Kind die Regelmäßigkeiten seiner Umwelt. Es erlebt Vergnügen an der spontanen Initiative, aber auch die Regelmäßigkeit und Berechenbarkeit seiner Umwelt. Es erlebt Vergnügen an der spontanen Initiative, aber auch die Regelmäßigkeit und Berechenbarkeit der Umwelt. Die freie Fortbewegung stößt an Grenzen, Freude an der eigenen Initiative verbindet sich mit der Verarbeitung regelhafter Reaktionen. Anders gesagt: Das Kind erfährt sein Können, seine Macht – aber auch seine Grenzen. Fehlentwicklungen in dieser Phase tauchen dann auf, wenn die Spontaneität des Kindes gehemmt wird oder wenn es altersmäßig überfordert wird («Ungehorsam muß gebrochen werden!«). Das lebhafte, motorisch-vitale, aggressiv-expansive Kind wird dauerhaft gebremst, gerügt, gezügelt. So entsteht schließlich der Urzweifel: Darf ich ich selbst sein und tun, was ich will – oder muß ich immer nur gehorchen und auf die eigenen Impulse verzichten. Die Folgen sind einleuchtend. Auf lange Sicht wird jeder spontane Impuls durch Nachdenken unterbrochen. Aus der Erfahrung dauernder Verbote entsteht Zwanghaftigkeit als Schutz vor »gefährlicher« Spontaneität. Jeder Gedanke wird gleich mit dem Gegengedanken beantwortet (ja, aber!). Es entsteht langfristig ein Hang zum Perfektionismus. Die Zweifel verselbständigen sich, Verdrängtes muß in Schach gehalten werden. Es wird stärker gegen das Böse als für das Gute gekämpft. Schließlich entsteht Angst vor jedem Risiko, vor der Vergänglichkeit. Ordnende Prinzipien, feste Planungen und Korrektheit stehen letztendlich im Mittelpunkt einer so geprägten Persönlichkeit.

Die *Persönlichkeitsprägung von D* schließlich hängt unmittelbar

mit der vierten Entwicklungsstufe zusammen, mit dem Alter zwischen dem 4. und 6. Lebensjahr. Langsam wächst das Kind in die Welt der Erwachsenen hinein. Es muß seine bisherige magische Wunschwelt aufgeben zugunsten der Realitätssicht der Erwachsenen. Man erwartet vom Kind zunehmend Einsicht, Verantwortung, Selbstständigkeit und Vernunft. In dieser Lebensphase sind Vorbilder von entscheidender Wichtigkeit. Die Ich-Grenzen des Kindes dehnen sich auf Werkzeuge und Handfertigkeiten aus. Die Gefahr dieser Phase liegt (nach Erikson) darin, daß sich ein Gefühl der Unzulänglichkeit und Minderwertigkeit bilden kann. Das Kind beobachtet kritisch sich und andere. Auch das Rivalisieren und Konkurrieren mit anderen gehört hierhin. Die Identitätsbildung kommt zu ihrem vorläufig ersten Abschluß: Es begann mit der Bildung des Urvertrauens (gegen Ur-Mißtrauen), es folgte die Du-Werdung (gegen Zweifel und Scham), dann das Ergreifen von Initiative (gegen Schuldgefühle) bis zur Leistung (gegen Minderwertigkeitsgefühle). Zu Fehlentwicklungen kann es insbesondere dann kommen, wenn das Kind in dieser Zeit kein Vorbild hat, sondern etwa in einer chaotisch-widersprüchlichen Elternsituation aufwächst (oder in einer unglücklichen Elternehe). Das Kind gewinnt keinen festen Boden unter den Füßen. Es kann keine Identität aus sich heraus entwickeln, vielmehr entsteht fassadenhaftes Verhalten. Kinder werden zu Vorführkindern mißbraucht und entwickeln frühzeitig Imponiergehabe. Ihrer Anlage nach sind solche Kinder (Riemann nennt sie hysterisch) charmant, lebhaft, schön, spontan und haben ein starkes Geltungsbedürfnis. Die Folgen einer solchen Fehlentwicklung führen dahin, daß diese Kinder letztlich ein labiles Selbstwertgefühl besitzen, daß sie reizbar, empfindlich, ablenkbar und risikofreudig sind. Sie meiden alle Begrenzungen und Festlegungen, sind scheinbar unbeschwert, wendig und kontaktfreudig. Pünktlichkeit und Zeitplanung sind ihnen lästig. Überwertig ist ihre Freiheitssehnsucht. Sie leben leicht in einer illusionären Erwartungsvorstellung, suchen nach Prestige und Bestätigung, leiden gleichzeitig an mangelnder Selbstkritik (Typ: »Ich und meine Frau lieben mich bis zum Wahnsinn«).

Zu jeder Fehlentwicklung gehören auch markante psychosomatische Erscheinungen, die hier nur angedeutet sein sollen: Zu A insbesondere Hauterkrankungen, endogene Ekzeme, asthmatische Erkrankungen und Durchblutungsstörungen; zu B eher Erkrankungen der Organe zur Nahrungsaufnahme, der Hals-Nasen-Mund-Breite, Fettsucht, Mägersucht, Magen-Darm-Erkrankungen; zu C dagegen

eher Kopfschmerzen, Migräne, Herz- und Kreislauf-Erkrankungen, Schlafstörungen, schwankender Blutdruck; zu D schließlich eher Angstzustände (Phobien) oder Lähmungserscheinungen.

Erikson führt die Phasen noch erheblich weiter: in der beginnenden Jugendzeit Identität gegen Rollenkonfusion; im jungen Erwachsenen-Alter Intimität gegen Isolierung; im Erwachsenen-Alter zeugende Fähigkeit gegen Stagnation; im reifen Alter Ich-Integrität gegen Verzweiflung. Doch das sei hier nur angedeutet.

Diese knappe Beleuchtung des Hintergrunds von Persönlichkeitsentwicklungen macht jedem Trauer-Begleiter schnell deutlich, wie vermessen es wäre, solche Persönlichkeitsmerkmale in einer – zudem oft zeitlich begrenzten – Trauer-Begleitung verändern zu wollen. Ich möchte vielmehr Verständnis und Respekt dafür wecken, in welchem hohem Maß die Lebensgeschichte uns selber und unser Gegenüber geprägt hat. Vor allem aber gilt: *In einer Krise treten die besonderen Persönlichkeitsprägungen überdeutlich zutage, bestimmen unheimlich unser Verhalten.*

10.3. KRISEN UND PERSÖNLICHKEITSMERKMALE

Es wird also für den Begleiter besonders darauf ankommen, eben die Prägung verstehen zu können, sich wirklich auf dieses Persönlichkeitsbild einlassen zu können. Das hat dramatische Folgen:

Trauer-Stil A: Der Begleiter wird erkennen müssen, daß ein solcher Trauernder einen Schutzraum benötigt, der auch vom Begleiter nicht willkürlich durchbrochen werden darf. Unnahbarkeit ist ja nicht Ausdruck einer zufälligen Laune, sondern lebenslang behaupteter Schutzraum. Die Neigung zu scharfer Kritik, manchmal geradezu zu Sarkasmus hängt nicht mit der Gesprächsführung durch den Begleiter zusammen, sondern ist die Art des Betroffenen, Erschütterungen zu verarbeiten. Deshalb besteht hier für den Begleiter die wichtigste Aufgabe darin, Nähe durch die Fähigkeit zur Distanz zu üben, Distanz nicht als Ablehnung fehlzuinterpretieren, sondern als berechtigtes und unaufgebbares Schutzbedürfnis anzuerkennen. Es wäre unverzeihlich, wenn der Begleiter einem solchen Menschen vorwerfen würde: »Sie haben ja gar keine Gefühle!« Der Angesprochene würde sich mit Sicherheit nicht öffnen, sondern noch konsequenter verschließen. Und er weiß, wie man das macht: mit bissiger Kritik, mit unerbittlich scharfer Beobachtungsgabe, mit sarkastischer Ironie.

Vielmehr ist es für den Begleiter geradezu unabdingbar, den Sicherheitsabstand, die Distanz zu respektieren, vielleicht sogar zu stabilisieren. »Ihnen ist es wichtig, allein mit dieser Situation fertigzuwerden.« Erst wenn der Trauernde das sichere Gefühl hat, in seinem Distanz-Bedürfnis verstanden zu sein, wird er sich überhaupt schrittweise begleiten lassen.

Trauer-Stil B: Hier steht der Begleiter vor einer mindestens genauso schwierigen Situation – denn er hat den Eindruck, hier habe er es besonders leicht! Darin liegt bereits das Verhängnis. Beinahe mühelos wird es ihm nämlich gelingen, das Vertrauen des Trauernden zu gewinnen. Das ist kein Kunststück, sondern gleichsam täglich Brot dieser Persönlichkeit. Vielmehr wird die Kunst seiner Begleitung gerade darin bestehen, sich als Begleiter nicht (!) unentbehrlich zu machen. Und das ist schwer. Denn Erschütterung, Fassungslosigkeit, sie rufen geradezu nach helfender Zuwendung. Wer wollte sich hier verweigern? Und schon ist das Unglück geschehen. Die Kunst der Balance zwischen Nähe und Distanz ist in einer solchen Situation weit schwerer zu beherrschen. Dieser Trauer-Stil hat eine große Nähe zur depressiven Grundstimmung. Daher hilft, was Klaus Dörner und Ursula Plog in ihrem Buch »Irren ist menschlich« dazu (207 ff.) schreiben: Die Hilflosigkeit macht einen solchen Trauernden zum idealen Gegenüber unserer professionellen Hilfslust und Fürsorglichkeit. Das ist ein folgenschwerer Irrtum! Allenfalls ist der depressive Patient ideal, uns den Unterschied zwischen falschem und richtigem Helfen zu lehren. Denn sobald wir nach unseren »normalen« Hilfs- und Trostgefühlen handeln, haben wir uns von unseren eigenen Bedürfnissen verführen lassen, sitzen in der Falle, sind von der depressiven Beziehung abhängig, sind einmontiert in die Depression, sind handlungsunfähig. Woran wir das merken? Spätestens daran, daß wir nach einiger Zeit verblüfft wahrnehmen, daß derselbe Patient jetzt negative Gefühle in uns auslöst, uns wütend und sauer macht. Wie das zu verstehen ist? Wenn wir »normalerweise« mitleidig, tröstend und hilfreich sind, dann sind wir gewohnt, daß sich das ein wenig auszahlt (Mitleid ist nicht uneigennützig!), daß es also dem anderen zumindest besser geht. Im Fall des Depressiven ist es umgekehrt: Das Mitleid steigert hier typischerweise den Appell, die Hilfe die Hilflosigkeit, die Entlastung die Belastung, die Fürsorge die Sorgen, und der Trost steigert die Trostlosigkeit (ebd., 207–209). Es kann hier nicht um eine intensive Auseinandersetzung mit der Begleitung Depressiver gehen. Anmerkungen müssen als Warnung für den arglosen Begleiter erst

einmal genügen. Und der Hinweis, daß langfristig ein solcher Patient das Gefühl haben muß, während er an sich arbeitet, in Ruhe weiter (!) depressiv sein zu dürfen. Oder wie Dörner eindringlich sagt: Depressivität darf nie bekämpft werden (ebd., 219).

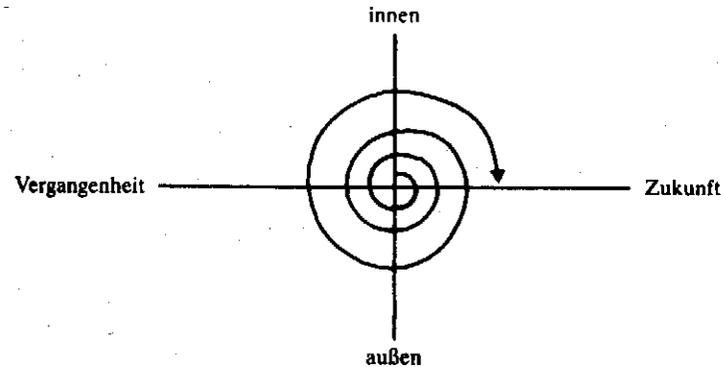
Trauer-Stil C: Der gefährlichste Wunsch des Begleiters in einer solchen Begegnung besteht wohl darin, den erstarrten, förmlichen und überkorrekten Trauernden gleichsam »mit Leben« erfüllen, ihn auf-tauen zu wollen. Darauf kann ein Trauernder eigentlich nur mit eisiger Kälte reagieren. Seine lebenslang geübte Lebensstrategie besteht ja gerade im Gegenteil: Geschieht etwas völlig Unerwartetes, reagiert er mit Erstarrung. Sein Lebenswunsch, alles unter Kontrolle zu behalten, gerät ins Wanken. Die Veränderung ist es ja gerade, die ihn ängstigt. Und welche dramatische Veränderung bringt die Trauer für einen solchen Menschen ohnehin schon mit sich! In einer solchen Situation hilft ihm all das, was wenigstens die nächsten Wege und Schritte einigermaßen erkennbar, überschaubar, ja planbar werden läßt. Das Ritual, die geordnete Handlung können hier eine heilende Wirkung tun. Der Begleiter muß daher viel Geduld zeigen. Strukturierungshilfen haben hier ihren Platz. Denn ein solcher Trauernder möchte ja auch die fast unberechenbare Situation möglichst bald selbst unter Kontrolle bekommen. Es ist gut, wenn sich der Begleiter in die zum Teil geheimen Sorgen des Trauernden hineinversetzen kann – auch wenn sie ihm selbst ganz fremd sind. Etwa die Sorge, bei der Beerdigung möglichst alles »richtig« machen zu wollen. Beim Begleiter ist deshalb die Bereitschaft gefordert, sich auf das eher planende Empfinden einzulassen, gleichsam ein Geländer der Verlässlichkeit mitzuentwerfen, an dem der Trauernde sich entlangtasten kann. Ein so Trauernder hat ein tiefes Gespür für Gründlichkeit und Verlässlichkeit – und tiefes Mißtrauen gegen Unberechenbarkeit, Unzuverlässigkeit und Improvisation. Der Begleiter sollte verstehen lernen, daß auch seine Begleitung zu diesem Wunsch nach Verlässlichkeit und Dauerhaftigkeit passen muß. Der Begleiter wird auch da Geduld haben, wo sich der Trauernde scheinbar in nebensächliche Einzelheiten verzettelt: Gerade dort liegen offenbar große Befürchtungen und Ängstigungen. Es kommt dabei überhaupt nicht auf große Versprechungen an, die womöglich gar nicht eingehalten werden. Sondern das, was gemeinsam vereinbar ist, sollte eingehalten werden. Hier zählt auch die Fähigkeit zur Selbst-Bescheidenheit. Denn der Trauernde ist gern bereit, Verantwortung mitzuübernehmen und zu tragen. Er kann das, er hat es ein Leben lang üben müssen.

Trauer-Stil D: Gänzlich anders ist die Herausforderung, die hier auf den Begleiter zukommt. Er muß Raum geben können. Selbst wenn ihn das beinahe ängstigt. Er wird die Unruhe, die Hektik nicht beiseiteräumen können – sollte er es auch nur versuchen, wird er sein blaues Wunder erleben. Das Repertoire an Unberechenbarkeit ist größer, als es sich mancher Begleiter vorzustellen vermag. Manches, was nur angerissen worden ist, nicht mit letzter Gründlichkeit zu Ende führen wollen – dazu gehört viel innere Freiheit. Sich nicht aufspielen – gerade weil der Trauernde selbst äußerst dramatisch agiert: Solche Fähigkeit ist hier besonders gefragt. Sich selbst zurücknehmen können, ertragen, daß jetzt vieles sprunghaft, unberechenbar, geradezu verwirrend abläuft, das kann jetzt wichtig sein. Und Begleiter bleiben – nicht sich verführen lassen, zum Mit-Regisseur zu avancieren. Und die scheinbare Oberflächlichkeit nicht tadeln, nicht dagegen ankämpfen. Raum geben, das bedeutet, Freiheit zu lassen, daß auch die Unruhe zu ihrem Recht kommt. Denn alles in diesem Trauernden ist jetzt unruhig, gespannt, unberechenbar. Nicht selbst in die gleiche Hektik verfallen, sondern Raum geben, darum geht es jetzt. Im Bild gesprochen: Der Begleiter wird bei diesem Segelboot im Sturm nicht Steuermann sein wollen, sondern bestenfalls Kiel, der diesem Boot in seiner Unruhe hilft, Balance zu halten. Steuermann kann nur der Trauernde selbst sein. Und den Sturm konnte nur Jesus bedrohen und zur Ruhe bringen. Ein Trauer-Begleiter sollte da bescheidener von sich denken. Er wird schon genug damit zu tun haben, das labile Selbstbewußtsein des Trauernden nicht noch mehr zu labilisieren, sondern zu stabilisieren. Und ein solcher Trauernder hat ein unerhört feines Gespür dafür, ob er menschlich geachtet bleibt oder insgeheim abgelehnt wird. Raum geben und die Achtung nicht verweigern, das ist eigentlich das Wichtigste für eine solche Begleitung.

10.4. SPIRALWEGE DER TRAUER

Ich komme noch einmal auf das »Kreuz der Wirklichkeit« von *Eugen Rosenstock-Huessy* zurück. In einer längeren Trauerbegleitung kann es einen vorzüglichen Anhaltspunkt bieten, gemeinsam Trauerwege zu beschreiten. Es bewahrt uns nämlich davor, an eine solche Entwicklung mit gleichsam finalem Hintergedanken heranzugehen: als gäbe es einen Anfangs- und einen Zielpunkt. Gehen Trauerwege nicht vielmehr in Kurven und Serpentinien, spiralförmig? Müssen

nicht – immer wieder – die verschiedenen Bereiche dieses Kreuzes der Wirklichkeit durchschritten werden, wie in einer sich öffnenden Spirale? Im Bild sieht das so aus:



Der Weg der Trauerbegleitung beginnt im »Kreuz der Wirklichkeit« gleichsam im Mittelpunkt. Dort beginnt der spiralförmige Weg der Trauer. Und Station für Station wird er sich jeweils über alle vier Felder des Kreuzes bewegen. Der Schock wird nicht nur innerlich erlebt, er bezieht sich auch auf die drei anderen Dimensionen: Die Zukunft ist schockierend! Und sehr bald wird der Weg uns nach außen führen. Auch das ist schockierend. Alle Äußerlichkeiten haben sich verändert, so unabweisbar verändert, daß das erst einmal schockierend ist. Und die Vergangenheit – auch das schockierend, weil sie unabweisbar ihr Ende gefunden hat, was ist da alles unwiederbringlich Vergangenheit geworden!

Irgendwie geht dieser Weg dann weiter. Bei dem einen Trauernden beginnt der Spiralweg der Trauer »innen« (A), beim anderen stärker »außen« (B), bei dem nächsten eher in der Perspektive der Vergangenheit (C), bei dem anderen schließlich stärker in der Perspektive der Zukunft (D). Konkret: Auch die sogenannte kontrollierte Phase bezieht sich auf alle vier Dimensionen: Sich selbst kontrollieren, die unmittelbare Zukunft kontrollieren wollen, die veränderte Außenwelt kontrollieren, die unwiederbringliche Vergangenheit kontrollieren und sich ihrer wiederholend vergewissern. Wie oft erzählen Trauernde gerade die jüngste Vergangenheit, die Sterbegeschichte – immer wieder!

Für eine längerfristig angelegte Trauerarbeit empfehle ich, das »Kreuz der Wirklichkeit« zum geheimen Leitfaden zu machen. Jede

neue Entwicklung will in allen vier Bereichen durchschritten und erfahren sein. Mehr noch: Je intensiver ich in der einen Dimension mitgegangen bin, um so intensiver wird auch die Auseinandersetzung mit den anderen Dimensionen. Ein einfaches Beispiel: Zu den besonders schmerzlichen Augenblicken gehört es für jeden Trauernden, sich von Gegenständen, insbesondere Kleidungsstücken des Verstorbenen, trennen zu müssen, eine Aufgabe in der »Außen-Dimension« also. Gleichzeitig ist dies ein wichtiger Augenblick, der auch in der Vergangenheits-Dimension bearbeitet sein will. Und ein Augenblick, der intensive innere Empfindungen wachruft. Aber auch ein Augenblick, der – manchmal äußerst schmerzhaft – auch den Blick in die Zukunfts-Dimension eröffnet. Wie wichtig wäre es, gerade die sogenannte adaptive Phase in allen vier Dimensionen zu durchschreiten.

Solche Trauerwege sind keine mathematisch exakten Spiralen, sondern es werden Krümmungen und Ausbuchtungen entstehen, die eben mit der Lebensgeschichte und Lebensprägung in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Wichtig ist, daß wir in der Trauerarbeit nicht vereinsamen. Daß wir uns beispielsweise nur auf die inneren Entwicklungen konzentrieren und geradezu fahrlässig achtlos gegenüber den unabweisbaren äußerlichen Entwicklungen reagieren. Oder daß wir Entwicklungen in der »Außen-Dimension« mit dem Stempel »unwesentlich« abstempeln, ohne zu erkennen, daß mit dieser Entwicklung neue Schritte auch in den anderen Dimensionen gewagt werden.

Ich bin bisweilen, nach Wochen oder gar Monaten, von Angehörigen angerufen worden, die sich von den Kleidungsstücken der Verstorbenen trennen wollten. Sie sollten aber wenigstens noch einem »guten Zweck« dienen. Ob ich das wohl machen könnte? Es wäre ein leichtes gewesen, einen Mitarbeiter vorbeizuschicken und die Sachen abzuholen. Ich habe solche Anrufe immer als ein wichtiges Signal betrachtet und bin selbst hingefahren. Denn mit dieser äußeren Bereitschaft zum Abgeben von Gegenständen war eben auch die Bereitschaft gewachsen, innerlich abzugeben, was uns nicht mehr gehörte. Es waren Gespräche, die wesentlich intensiver waren als etwa die Erstbegegnung in der sogenannten kontrollierten Phase. Jetzt konnten wir sprechen, ohne den Druck der drohenden Beerdigung noch vor uns zu haben, ohne gleichsam eine äußere Notwendigkeit gemeinsam gestalten zu müssen. Jetzt ging es wirklich um das Weiterleben nach dem Tod.

Wer einen Menschen verloren hat, ihn betrauert, der weiß, wie lang Trauerwege werden. Sie führen uns zwar Station für Station vom

Schock fort, aber wir umkreisen den Tod noch lange. Je länger wir ihn aber umkreisen – und dabei wirklich alle Dimensionen immer wieder neu durchschreiten, um so mehr öffnen wir unser Leben, wie eine sich öffnende Spirale. Und der zunehmende Abstand entfremdet uns dem Verstorbenen nicht, sondern läßt uns trotz seines Todes leben.

Kann es nicht sein, daß manche sogenannte chronische oder pathologische Trauerverarbeitung damit zusammenhängt, daß Trauer nur in einer Dimension angegangen worden ist? Etwa nur in der Vergangenheits-Dimension? Dann hat das Leben eigentlich aufgehört. Wir kreisen immer wieder um die gleiche Vergangenheit. Und verändern uns nicht mehr. Genauso bedrückend kann die Einseitigkeit der anderen Dimension, der Zukunft, sein: Wir versuchen, immer wieder neu Zukunft zu gewinnen, vergewissern uns aber nicht der auch weit zurückliegenden Vergangenheit – und klappen plötzlich zusammen. Oder wir besorgen uns um alle Äußerlichkeiten – und wenn sie schließlich geregelt erscheinen? Dann spätestens spüren wir, wie wir uns innerlich vernachlässigt haben.

Trauern als Weg-Geschehen, das bedeutet: Raum geben und Räume durchschreiten. Innen-Räume. Außen-Räume. Vergangenheits-Räume und Zukunfts-Räume.

Darum spiegeln sich in jeder Trauer die Grundkräfte, die unser Leben bestimmen, mehr noch, die gesamte Erde umgreifen. Am Beispiel der Erde lassen sie sich zusammenfassend so darstellen:

① – Trauer ist zuerst Trauer um das DU – im Bild gesprochen: die Trauer um die fehlende Sonne. Es fehlt das Licht der anderen Perspektive, die Wärme durch die andere Person. Es schwindet die Möglichkeit, sich im Licht des anderen selbst sehen zu können. Für manche Menschen ist dieser Verlust noch krasser: Der äußere Schwerpunkt, um den sich meine Lebenswege und Lebensbahnen gelegt haben, ist verschwunden. Ich habe das DU verloren, das meinen Lebensbahnen bisher ihren Sinn gab. Die Bahnen werden nicht nur sinnlos, sie fallen in sich zusammen. Ich verliere meine Dynamik, meine Bewegungs-Notwendigkeit und -Möglichkeit. Dort, wo der Verlust des Du die zentralste Erfahrung ist, wird Trauer in erster Linie depressive Trauer sein.

② – Trauer ist dann auch Trauer um das eigene ICH – im Bild gesprochen: die Trauer um den fehlenden inneren Mittelpunkt. Ich verliere mich. Mein eigenes Selbstvertrauen ist zerstört. Ich bin mir selbst nichts mehr wert. Die Beschäftigung mit mir hat jeden Reiz verloren. Ich bedeute niemandem mehr etwas und mißtraue deshalb mir. Mehr noch: Ich kann mich selbst nicht mehr ertragen. Der innere Schwerpunkt meines

Altruismus

Egozentrik

eigenen Lebens ist verschwunden. Jede Beschäftigung mit mir ist sinnlos geworden. Es gibt niemanden mehr, den das noch interessiert. Ich habe mit dem Tod auch mein eigenes Ich verloren. Dort, wo der Verlust des Ich die zentralste Trauer-Erfahrung ist, wird Trauer in erster Linie schizoid wahrgenommen.

③
D) Flexibilität
- Trauer als Fluchterfahrung: Die Zukunft unterliegt einer fatalen Ambivalenz: Eigentlich gibt es keine sinnvolle Zukunft mehr. Alle meine Aktivitäten und Impulse laufen ins Leere. Das, was ich in der Zukunft erhoffte oder erträumte, ist gestorben, zerstört. Die Zukunft, die bisher der geheime Ort aller Träume und der gesamten Sehnsucht war, wird nun eigentümlich hohl und leer. Ich habe nichts mehr zu erwarten. Die Zukunft lohnt sich nicht mehr. Eine solche Trauer drückt sich aus in dem Gefühl: Bloß weg von hier, bloß weg. Aber wohin ich auch gehe – nirgendwo wird mir die Zukunft erstrebenswert. Eine Trauer, die vor allem diesen Zukunftsaspekt besetzt hält, wird sich in deutlich hysterischen Grundzügen äußern: Die gesamte Umwelt chaotisiert sich für den Trauernden, weil es im Kern keine erstrebenswerte und ersehnte Zukunft mehr geben kann. In dieser Trauer werden viele Fluchtbewegungen im Vordergrund stehen – und doch wird jede Flucht in der gleichen Enttäuschung enden: Bloß weg von hier – aber wohin lohnt es sich eigentlich noch zu gehen? Was lohnt sich noch zu erhoffen oder zu ersehnen?

④
Bewahrung
- Trauer als Beharrung: Die Vergangenheit und alle ordnenden Kräfte meines Lebens verlieren ihre innere Stimmigkeit, ihre Bedeutsamkeit. Jegliche Ordnung verliert ihren tieferen Sinn. Gerade die stille Hoffnung, mit der Ordnung das Vertraute bewahren zu können, ist ja so radikal in Frage gestellt worden. Das, was mir die Vergangenheit so wertvoll und so wichtig hat werden lassen, ist zerstört, gestorben, nicht mehr da. Alle Geborgenheit schenkenden Erinnerungen sind nun plötzlich schmerzhaft Erfahrungen; alle Ordnungen werden plötzlich zu sinnlosen Ordnungen. Eine solche Trauer drückt sich in dem Gefühl aus: Jetzt läßt mich eben einfach alles kalt. Ich werde mich nicht mehr binden. Eine Trauer, die vor allem von diesem Vergangenheitsaspekt belegt ist, wird sich am stärksten in zwanghafter Trauer artikulieren. Unabhängig von innerem Sinn und äußerer Stimmigkeit werden Ordnungen einen person-unabhängigen Wert bekommen. In dieser Trauer wird viel Trotz und Verbitterung im Vordergrund stehen. Sich verschließen – sortieren, festhalten, bloß nichts abgeben; gerade weil die Ordnung ihren inneren Bezug verloren hat. Was lohnt sich festzuhalten? Was kann ich abgeben? Mir ist ja doch nichts geblieben.

11. VON GESTEN UND WORTEN

44. 8
So, im Glück der Gemeinsamkeit und im Schmerz der Trennung, ist unser Leben gedacht, und so müssen wir es annehmen, und mitten im Schmerz wird uns, wird auch euch geholfen werden, es anzunehmen, weil der, der unser Leben so gedacht hat, unser Freund ist und nicht unser Feind – unser Freund, der uns Gutes zudenkt und nichts Böses. Unser Freund, von dem wir auch mitten im Schmerz, den er uns zugehört hat, voll Dank für das Gute, das er uns zugehört hat, mit aller Gewißheit sagen dürfen: »Er hört, wenn ich ihn anrufe.«
Helmut Gollwitzer

11.1 LEBENSGESCHICHTLICH ORIENTIERTE VERKÜNDIGUNG

Die Beerdigungsansprache der Pfarrerin, des Pfarrers ist öffentliche Rede, öffentliche und zugleich persönlich orientierte Verkündigung. Die Arbeit an der Beerdigungsansprache ist daher die sich wiederholende Trauerarbeit der Pfarrer. Wie geschieht das?

Es gibt dazu in der Homiletik eine Grund-Kontroverse. Die *Position A* sagt: Im Mittelpunkt der Beerdigungsansprache steht biblische Verkündigung. Alles andere ist nebensächlich – mehr noch, gefährliche Einmischung in fremde Gebiete. Schon gar nicht darf die Beerdigungsansprache Bezug auf die Lebensgeschichte des Verstorbenen nehmen. Die Gefahr ist zu groß, daß sich der Verkündiger zum Lebensrichter aufspielt. Und was weiß er denn schon wirklich vom Leben des Verstorbenen? Viel zu wenig. Und wenn die Verkündigung der frohen Botschaft im Mittelpunkt steht, dann muß der Prediger in Kauf nehmen, daß er es nicht in der Hand hat, ob und wie die Verkündigung verstanden wird. Das ist allein Gottes Sache, ob aus dem Hören und Verstehen Glauben erwächst. Hier können Wunder geschehen, daß sich plötzlich inmitten der biblischen Verkündigung Lebensperspektiven erschließen, die niemand vorher erahnt hat. Hier kann sich die Kraft des Glaubens entfalten – hier kann Gott selbst zur Sprache gebracht werden. Hier geschieht keine Anmaßung, der Pfarrer ist nicht Stellvertreter des göttlichen Richters, er ist Verkündiger der frohen Botschaft. Aber

diese frohe Botschaft kann so elementar am Lebensempfinden der Trauernden vorbeigehen, daß sie es bestenfalls als nun auch noch notwendige Pflicht ertragen, der Ansprache zuzuhören – jedoch ohne jeden inneren und persönlichen Bezug. Mehr noch, eine solche Ansprache wird häufig genug mißverstanden als »weihevoll«-Rede. Und gerade das ist Verkündigung nicht. »Sie haben aber schön gesprochen« – das meint oft genug leider auch: Ich habe eigentlich überhaupt nichts verstanden.

Ganz anders die *Position B*: Die biblische Verkündigung ist Teil der *Trauerbegleitung*. Aus der Trauerbegleitung erwächst der Kern der Beerdigungsansprache. Es genügt deshalb, wenn etwa ein Vers aus den Psalmen oder ein anderes Wort aus der Bibel ausgewählt wird. Hauptsache, die Angehörigen fühlen sich verstanden. Hier wird die Trauerbegleitung der Verkündigungs-Anforderung untergeordnet. Es wird stärker von der Situation ausgegangen, vom Kasus. Beerdigungsansprache ist Kasus-Predigt. Auch hier lauern Gefahren. Auch bei bestem Verstehen ist es möglich, daß der Pfarrer sich irrt, über »einen Kasus« predigt, der so gar nicht gegeben ist. Ein überspitztes Beispiel: Der Pfarrer geht davon aus, daß die Trauernden tief erschüttert sind und den Verstorbenen sehr geliebt haben. Darauf baut er seine Ansprache auf. In Wahrheit aber haben die Angehörigen den Verstorbenen vor allen Dingen gefürchtet – so sehr gefürchtet, daß sie auch nach seinem Tod noch Angst vor ihm hatten. Und vor lauter Angst haben sie nicht gewagt, die Ambivalenz ihrer Gefühle auszudrücken. Die Ambivalenz sieht vielleicht so aus: Wir sind erleichtert, daß dieser ständige Druck, diese dauernde Belastung endlich von uns genommen ist. Aber wie können wir erleichtert sein, wo jemand gestorben ist? Das sind die Beerdigungen, bei denen man dankbar dafür ist, daß es eine wohlgeordnete Liturgie gibt, mit Psalm-Lesung, biblischer Verkündigung, Gebeten und Chorälen. Denn in diesen Stücken findet sich versteckt das, was in Wahrheit unaussprechbar schien. Das sind aber auch die Beerdigungen, bei denen hinter dem Rücken des Pfarrers später, viel später erst, geschmunzelt wird: Was der Pfarrer wieder einmal für dummes Zeug geredet hat. Aber man wußte es ja ohnehin, daß er weltfremd ist. Und die Wahrheit – sie wäre einfach unaussprechbar gewesen.

Beide homiletischen Grundpositionen haben ihr Recht und ihr Risiko. Und auch meine Position, die ziemlich genau zwischen beiden Ansätzen steht, ist nicht frei von Risiko und Irrtum. Die *Position C* bemüht sich um lebensgeschichtlich orientierte biblische Verkündi-

gung. Im Mittelpunkt des Beerdigungsgesprächs mit den Angehörigen steht über weite Strecken der lebensgeschichtlich orientierte Ansatz im Mittelpunkt. Damit ist nicht nur die Lebensgeschichte des Verstorbenen gemeint, sondern auch die lebensgeschichtliche Situation der Angehörigen und Trauernden.

Davon deutlich zu unterscheiden ist die öffentliche Verkündigung bei der Trauerfeier. Doch diese beginnt schon mitten im lebensgeschichtlich orientierten Trauergespräch. Je intensiver der Pfarrer, die Pfarrerin mit der Bibel lebt, desto leichter wird es ihr oder ihm fallen, die Worte oder Geschichten zu entdecken, die für diese Lebenssituation wahrhaft aufschließende, erhellende Bedeutung gewinnen können.

Je länger eine Pfarrerin, ein Pfarrer in dieser Arbeit steht, desto vertrauter sind ihm – durch seine eigene Trauerarbeit – die Momente und Motive, die Jesus selbst uns eröffnet hat. Eine solche Verkündigung trägt sehr persönliche Züge – und kann auch Widerspruch vertragen.

Die überspitzte Karikatur ist uns allen bekannt: Das Trauergespräch neigt sich dem Ende zu, der Pfarrer sagt einen frommen Spruch, spricht ein Gebet und verschafft sich einen »gekonnten Abgang«. So nicht! Und doch liegt genau an dieser Stelle die Brücke zwischen Trauerbegleitung (*Position B*) und Verkündigungs-Orientierung (*Position A*): Es ist wirklich die Aufgabe des Pfarrers, biblische Verkündigung zur Sprache zu bringen. Aber er muß auswählen – und kann das willkürlich tun (etwa mit dem jeweiligen Wort der biblischen Tageslesung oder der Losung der Herrenhuter Brüdergemeinde), oder er kann es sehr persönlich sagen, mit Motiven und Worten, die ihm in seinem eigenen Leben bedeutsam geworden sind. Ich habe manchmal gegen Ende des Trauergesprächs eine biblische Geschichte aus der Erinnerung erzählt, manchmal Bezüge hergestellt zu dem, was wir gerade besprochen hatten. Bisweilen waren diese Bezüge so deutlich, daß sie nicht erst ausgesprochen werden mußten. Und es waren zumeist biblische Geschichten, die keine fertigen Antworten gaben, sondern die ziemlich genau unsere Ratlosigkeit oder unsere Einsamkeit ausgedrückt haben – nicht in eigenen Worten, sondern in Worten und Empfindungen Jesu. Und das hat uns weitergeholfen.

Unsere eigenen Fragen habe ich gern in einem Gebet noch einmal beim Namen genannt. Und ich bete auch gern mit den Angehörigen gemeinsam das Vaterunser. Mehr noch: Besonders hier habe ich die-

ses Gebet liebengelernt. Es ist die beste Brücke in unseren Trauerwegen, eine Brücke von Gott zu uns Menschen.

Der vorliegende Ansatz setzt eine intensive, ehrliche und theologisch reflektierte Trauerarbeit des Pfarrers, der Pfarrerin voraus. Dazu muß Zeit sein. Solche Trauerarbeit geschieht am Schreibtisch, in der Begegnung mit der Bibel. Aber diese biblisch orientierte Trauerarbeit wird sich nicht in Exegese flüchten, sondern sie dort zu Rate ziehen, wo wir mit unseren eigenen Kenntnissen in die falsche Richtung geraten. Und diese biblisch orientierte Trauerarbeit des Pfarrers, der Pfarrerin bei der Vorbereitung der Ansprache wird das Mitempfinden mit den Angehörigen, das verlässliche und vertrauensvolle Verstehen miteinbeziehen in die eigenen Trauerwege. Ich will das ganz persönlich sagen. Ich denke an eine Beerdigungsansprache für einen 24jährigen Studenten, der plötzlich gestorben war. Neben der Bibel lag bei meiner Predigtansprache das Foto des jungen Mannes. Die Eltern hatten es mir gezeigt, und sie hatten es mir geliebt.

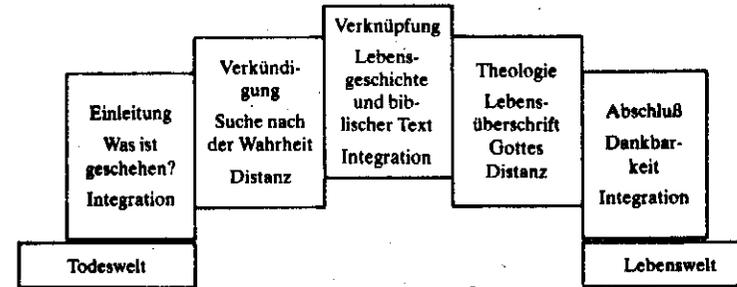
Die Arbeit an der Beerdigungsansprache darf nicht zur Routine verkommen, ebensowenig wie die Arbeit an der Sonntagspredigt. Nirgendwo ist die Gefahr so groß, wie gerade bei der Traueransprache. Natürlich wächst im Lauf der Zeit mehr Sicherheit und Vertrautheit mit der jeweiligen Situation. Aber gerade darin steckt auch eine große Gefahr: daß wir uns so sicher fühlen – und die Angehörigen erleben uns so weit, so weit weg von dem, wie ihnen zumute ist.

Der lebensgeschichtlich orientierte biblische Verkündigungsansatz weiß um die Einzigartigkeit der Situationen und Lebensgeschichten. Gerade weil es sogenannte Typisierungen und Generalisierungen in Lebensgeschichten gibt, werden wir um so aufmerksamer heraushören können, was die Besonderheit eben dieser Situation bestimmt. Gerade hier aber warne ich nachdrücklich vor der Gefahr, in der Ansprache konkretistisch zu werden. Es kann schrecklich peinlich sein, wenn belanglose Beiläufigkeiten, die uns bekannt geworden sind, nun plötzlich in der Traueransprache aufgebauscht werden zu einer umfassenden Schlüssel-Situation. Da hält sich der Pfarrer an einem kleinen Zipfel Lebensgeschichte fest und formt daraus das Evangelium. Das ist unverantwortlich – und peinlich zudem.

11.2. DIE GRUNDSTRUKTUR DER TRAUERANSPRACHE

Für die äußere Gestalt, die Grundstruktur der Traueransprache gibt es kein Patentrezept. Aber es gibt Erfahrungswerte. Davon soll hier die Rede sein.

Im Bild ausgedrückt, läßt sich folgende Grundform darstellen:



11.10

Einleitung: Die Aufgabe der Einleitung besteht darin, zu sagen, was geschehen ist. Auch, wenn das schon hundertmal gesagt worden ist. Und die Einleitung muß deutlich erkennen lassen, wer hier und jetzt angesprochen werden soll. Insbesondere die engsten Angehörigen müssen sich wirklich verstanden und angesprochen fühlen. Im Spannungsbogen zwischen Nähe und Distanz ausgedrückt, wird sich die Einleitung um ein großes Maß an persönlicher Nähe bemühen. Denn Einleitung ist Einladung – Einladung, den Trauerweg mit der Verkündigung gemeinsam gehen zu wollen. Diese Einladung muß jedoch nicht immer ausdrücklich ausverbalisiert werden. Manchmal, insbesondere wenn der Prediger, die Predigerin den Angehörigen persönlich vertraut ist, kann solche Nähe einfach vorausgesetzt werden. Nähe ist bereits hergestellt und bedarf nicht einer Bekräftigung durch Worte.

Das kann man lernen an den publizierten »Nachrufen« von Helmut Gollwitzer – alles Trauersituationen, in denen er den Verstorbenen und Angehörigen, der Trauergemeinde persönlich eng verbunden ist (Gustav Heinemann, Benno Ohnesorg, Elly Heuss-Knapp, Else Niemöller und Dorothea Schulz, Ulrike Meinhoff oder Charlotte von Kirschbaum). Gollwitzer benennt deshalb sofort zu Beginn

Spannungsbogen

Röm 14

Distanz

zwischen Gott und Mensch

1. Stufe - Text oder Bild passt nicht.

promitieren (lat)

= versprechen

Text ist selber

schon versprochen

seiner Trauerrede das Hauptthema – oder stellt knappe biographische Bezüge her. Die Traueransprache für Elly Heuss-Knapp beginnt so: »In dem Exemplar des Neuen Testaments, das unsere liebe Heimgegangene während der letzten Jahre benützt hat, ist dieser Vers (Ps 17,15) unterstrichen.« Else Niemöller und Dorothea Schulz sind bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Gollwitzer beginnt seine Traueransprache: »Wir wissen nichts, liebe Freunde! Wir wissen nichts! Das wird uns gerade dann am meisten bewußt, wenn ein Sterben unvorbereitet, unerwartet hereinfährt in unser Leben, wenn wir nicht nur von ferne davon hören, sondern wenn ein naher Mensch unvermittelt aus unserem Leben weggerissen wird wie ein Stück von uns selbst. Eben war er noch da, dann stieg er ins Auto zu einer Ferienfahrt, dann bog er um eine Straßenkurve – und jetzt? Wo ist er jetzt?« Auch bei der Trauerfeier für Charlotte von Kirschbaum, Barth's großer Gehilfin, die nach langer Krankheit und Altersverwirrtheit starb, begann Gollwitzer sogleich mit dem Grundmotiv: »Jetzt ist sie unseren Blicken ganz entschwunden. Es war ein langes, langsames Weggehen, beginnend vor etwa zwölf Jahren, als wir merken mußten, daß sie nicht mehr ganz bei uns war.« All das sind für Gollwitzer sicherlich Augenblicke, in denen die Nähe und Vertrautheit mit den Verstorbenen und Trauernden keinerlei ausdrücklicher Vergewisserung bedurfte. Deutlich anders dagegen die Einleitung bei der Trauerfeier für den bedeutenden Philosophen Wilhelm Weischedel, die am ehesten dem hier vorgeschlagenen Grundmuster einer Einleitung entspricht: »Liebe Katharina Weischedel, liebe Kinder, Enkel und Freunde von Wilhelm Weischedel! Die Gemeinschaft unseres irdischen Lebens mit Wilhelm Weischedel ist zu Ende. Die vielen Beziehungen der Freundschaft und des geistigen Austauschs, in denen dieser trotz seiner Einsamkeiten so gütige, offene und gesprächsbereite Mann gelebt hat, sind zu Ende, und es ist uns leid, daß wir sie nicht mehr fortsetzen können, und daß wir sie nicht noch mehr genutzt haben.«

② Hier steht die *biblische Verkündigung*, hier steht das offene oder geheime Thema des Trauerweges, hier steht die Lebensüberschrift, die Gott unserem Leben gegeben hat. Im inneren Spannungsbogen zwischen Nähe und Distanz, von dem ich oben gesprochen habe, lebt dieser Teil davon, die Kraft der Distanz in der Begleitung Trauernder zuzulassen. Damit rede ich keiner distanzierten Verkündigung das Wort. Nein: Verkündigung ist immer unabweisbar Distanz – die Distanz zwischen Mensch und Gott. Wir sagen uns die Verkündigung

nicht selbst, sondern sagen weiter, was Gott uns aufgetragen hat. Wir sind Boten – und Boten sind ein deutliches Merkmal von Distanz.

Gerade für manche Seelsorger, die stark im Gemüt verwurzelt sind, ist dieser Schritt besonders schwer. Sie suchen Nähe auch da, wo Distanz von ihnen gefordert ist und auch hilfreicher wäre – für alle Beteiligten. Mehr noch, die Distanz ist auch ein Stück Ehrlichkeit. Denn tatsächlich sind Pfarrer und Trauernde eben nicht in der gleichen Situation. Gerade die Unterschiedlichkeit der Situation prädestiniert den Pfarrer zum zuverlässigen Begleiter – gerade die Unterschiedlichkeit der Betroffenheit ermöglicht erst Trauerbegleitung.

Aber nun: Welche biblische Verkündigung? Keine Gefälligkeitsverkündigung, sondern das, was wir, wenn wir betend vor Gott das Leben der Angehörigen und der Verstorbenen bedenken, von Gott als Antwort erhalten. Bisweilen nimmt uns jemand anders diese Aufgabe ja auch ab. Dann haben die Verstorbenen selbst ihr Leben vor Gott bedacht – und auch ein Bibelwort festgelegt. Das mag helfen – aber nicht immer.

Biblische Verkündigung ist Konfrontation – ist Suche nach der Wahrheit meines eigenen Lebens. Das ist Schwerstarbeit und nicht mit einem Zettelkasten guter Bibelsprüche zu leisten. Je intensiver wir uns auf biblische Verkündigung einlassen, um so deutlicher entdecken wir, wie uns gerade in der biblischen Verkündigung Bilder und Motive an die Seite gestellt werden, die mehr ausdrücken als jede noch so sorgsam bedachte Richtigkeit.

Darin ist Helmut Gollwitzer ein Entdecker geworden. Zur Beerdigung von Antonie Meinecke (»letzte Zeugin einer großen Vergangenheit des akademischen Lebens der einstigen Weltstadt Berlin... Ihre selbstverständliche Frömmigkeit und Heiterkeit ließ uns erfahren, wie hohes Alter der Umwelt zum Segen werden kann«, so Gollwitzer in einer persönlichen Vorbemerkung) das Wort aus dem Alten Testament Gen 24,56: »Haltet mich nicht auf! Denn der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben. Laßt mich, daß ich zu meinem Herrn ziehe.« Und Gollwitzer fährt fort: »Zu dieser Lebensreise ist Gnade gegeben worden.«

Die Traueransprache für die tödlich verunglückten Else Niemöller und Dorothea Schulz beginnt mit 2 Kor 5,1: »Wir wissen aber, wenn unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott gebaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel.« Oder für Charlotte von Kirschbaum 1 Thess 5,10: »Unser Herr Jesus Christus ist gestorben für uns, damit, ob wir

wachen oder schlafen, wir zusammen mit ihm leben sollen. « Oder für den eher zurückhaltenden und skeptischen Wilhelm Weischedel Ps 71,20: »Du lässest mich erfahren viele und große Angst und machst mich wieder lebendig und holst mich wieder herauf aus den Tiefen der Erde.«

Bei Gollwitzer finden sich kaum Gleichnisse, Wundergeschichten oder andere ausführlichere Perikopen. Das mag seinen Grund auch darin haben, daß in einer solchen Situation lange Texte schwer erinnerbar sind. Ob Gleichnis oder Spruch-Wort – Genialität und Irrtum liegen bei beiden nah beieinander. Es bleibt dabei: Verkündigung ist immer auch Kontra-Punkt zu unserem eigenen Leben.

Der dritte Teil darf nicht einfach nur exegetisch brave Auslegung sein. Im Spannungsbogen zwischen Nähe und Distanz steht der Prediger hier, nachdem er die Verkündigung klar und unmißverständlich zu Wort hat kommen lassen, wieder ganz nah an der Seite der Trauernden. Er selbst ist immer auch Hörer der Verkündigung. Die *lebensgeschichtliche Verdeutlichung* und Verarbeitung der *biblischen Verkündigung* steht im Mittelpunkt des dritten Teils. Anklänge an die Lebensgeschichte haben hier ihren legitimen Platz – aber nur in dem Maß, wie das wirklich zuvor mit den Angehörigen ausdrücklich vereinbart worden ist.

Hier an dieser Stelle dürfen die Trauernden nicht Angst haben vor unliebsamen Offenbarungen, Angst vor dem Bruch der seelsorgerlichen Schweigepflicht. Biblische Verkündigung eröffnet uns die Brücke zu einer ersten emotionalen Bearbeitung der Lebensgeschichte, die zu Ende gegangen ist. Es geht um persönliche Annahme der Lebenswahrheit, darum, sich selbst mit der Lebensgeschichte in Beziehung setzen zu können.

Der vierte Teil wird sich aus der Nähe, die durch Anklänge an die lebensgeschichtliche Verarbeitung erwachsen ist, wieder stärker lösen müssen und die *Brücke zur allgemeineren Wahrheit* unseres Lebens finden. Hauptmotiv dieses Teils ist der Bezug von persönlicher Lebensgeschichte zur *Wahrheit des Glaubens* – das, was Gott mit unserem Leben für Schritte geht und gegangen ist – und gehen wird.

Der fünfte Teil hat, wenn das möglich ist, ein klares Thema: *Dankbarkeit*. Nicht nur unsere menschliche Dankbarkeit, die wir gegenüber den Verstorbenen empfinden, sondern auch Dankbarkeit Gott gegenüber. Mir ist manchmal nicht nach Dankbarkeit zumute, gerade Gott gegenüber, wenn ich eigentlich nur zusammen mit den Angehörigen klagen möchte. Und doch entdecke ich, daß erst dann,

wenn ich Spuren der Dankbarkeit entdecke, Trauer ihre nächsten Schritte gehen kann. Oft ist es ganz anders: Oft ist das der unausgesprochene, aber tiefste Wunsch, daß noch einmal, an dieser Stelle, hier am Sarg, das ausgedrückt wird, was wir uns gegenseitig gern gesagt hätten. Hier haben wir als Pastorinnen und Pastoren eine besondere Verantwortung (vgl. dazu den Schlußteil des Trauergesprächs Kap. 9).

Der Segen umschließt beide Grunddimensionen: Nähe und Distanz; Verstehen und Verkündigen; Sich einlassen und der Wahrheit verpflichtet bleiben; Trauer und Zusage Gottes.

Soweit die grundsätzlichen Anregungen. Die praktische Wirklichkeit aber sieht immer anders aus als die Theorie. Auch bei mir. Deshalb werde ich jetzt verschiedene Traueransprachen vorstellen und die Grundprobleme der Trauerarbeit im Pfarramt daran noch einmal konkretisieren.

Wofür dann die Theorie? Um uns selbst Übersicht zu ermöglichen, um uns ein Geländer an die Hand zu geben, wenn wir uns auf ein unwegsames Gelände begeben, wenn wir Trauernde begleiten und auch ein Stückchen Geländer anbieten sollen.

erstaunen = (b.) podivít se über → zasnout, úžasnost

11.3. »DER GUTE HIRTE«

(Praxis)

Ich war noch Vikar, als ich meine erste Beerdigung zu halten hatte. Es waren eher kirchenferne Gemeindemitglieder, denen ich beim ersten Trauergespräch begegnete, denen ich dann meine erste Traueransprache zu halten hatte. Ich nahm – die Geschichte vom guten Hirten. Ich wollte damit die Angehörigen in ein anderes Bild einladen, um wenigstens für einige Augenblicke der Allmächt des Todes zu entgehen. Und so geriet dieser Teil (ein typisches Anfänger-Problem) denn auch länger, als mir selbst damals bewußt war.

»Wir hören ein Wort aus dem Johannes-Evangelium. Dort heißt es im 10. Kapitel: Jesus spricht: »Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe. Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir nach, und ich gebe ihnen das ewige Leben. Und sie werden nimmermehr umkommen. Und niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer als alles, und niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen. Ich und der Vater sind eins.«

Liebe Trauergemeinde! Wir alle kennen dieses Motiv, das Bild vom Schäfer, der mit seiner Herde über die Felder zieht, der abends die Schafe nicht verläßt, sondern am Lagerfeuer die schlafende Herde behütet. Es ist ein altes Bild, und selbst,

Fleckkritik

ersttaunlich

erstaunlich

podivohodny

nestychany

s Erstaunen

podiv, úžas

Joh 10,

wenn es heute überholt erscheint, können wir doch viel mit ihm verbinden: Es ist der Inbegriff für einen Menschen, der Liebe schenkt, Geborgenheit vermittelt, Vertrauen weckt, der sich aufopfert, der immer für uns da ist.

Ich möchte Sie einladen, ein wenig bei diesem guten Hirten zu verweilen, an seinen Erfahrungen teilzuhaben, von ihm zu lernen. Der Alltag dieses guten Hirten ist scheinbar ganz unscheinbar: Er hat dafür zu sorgen, daß die Tiere satt zu essen bekommen, er achtet sorgfältig darauf, jede Gefahr von den Tieren abzuwenden, er kümmert sich um jedes einzelne Tier, wenn es krank ist und der Pflege bedarf. Und vielleicht, wenn es ihm die Zeit erlaubt, spielt er mit einigen Tieren, oder er streichelt sie, nimmt vielleicht ein kleines Lämmlein auf den Arm und trägt es ein Stück, wenn der Weg zu weit wird. Und es kann Zeiten geben, da vergessen die Schafe, daß sie einen Hirten haben, weil er ihnen zur lieben Selbstverständlichkeit geworden ist, weil sie sich so selbstverständlich auf ihn verlassen können.

Und dieser Hirte macht sich manchmal seine Gedanken: Vielleicht sorgt er sich um seine Tiere, die ein wenig zurückgeblieben sind; vielleicht freut er sich, wenn ein Tier fröhlich angesprungen kommt und sich an seinen Mantel schmiegt, vielleicht denkt er verträumt an die Schwierigkeiten, die er zusammen mit der Herde durchgestanden und überwunden hat; vielleicht denkt er an die schönen, sonnigen Tage, wenn die Herde in der Mittagssonne auf einem Hügel friedlich lagert. Und wenn wir ihn fragen könnten, was er empfindet, dann würde er uns sicherlich sagen, daß er glücklich, wunschlos glücklich und zufrieden ist, weil seine Herde glücklich und zufrieden ist.

Und der Dank dafür? würden wir ihn vielleicht fragen. Der Hirte würde uns vielleicht ungläubig und verständnislos anschauen. Er erwartet keinen besonderen Dank. Die Liebe, die er schenkt, erwartet keine großen Zeichen der Dankbarkeit. Diese Liebe ist zufrieden in sich selbst. Denn wer anderen Liebe schenken kann, ist schon glücklich. Und dieses Glück, das aus Liebe kommt, ist unzerstörbar. Dieser Hirte ist für uns der Inbegriff des liebenden Menschen, eines Menschen, der Geborgenheit vermittelt, Vertrauen weckt, der sich aufopfert, der immer für uns da ist. (...)

(Und gegen Ende der Ansprache:) Wir wollen unsere Angst und unsere Trauer nicht leugnen, aber wir dürfen sie vor Gott bringen. Denn auch Jesus hatte Angst vor dem Tod. Aber er hat den Tod überwunden. Und er hat uns die Auferstehung versprochen. Warum sollten wir daran zweifeln? (...) Die Liebe des guten Hirten erfahren wir durch Menschen, die uns Liebe schenken. Deshalb dürfen wir fest darauf vertrauen, daß die Verstorbene in der Hand des guten Hirten ist. «

Ich bestreite nicht – aus jetziger Perspektive – das Recht, diese biblische Geschichte bei einer Traueransprache zu verwenden. Auch methodisch halte ich es für vertretbar, in der Verfremdung dem Angehörigen Identifikation mit den eigenen Gedanken über eine biblische Geschichte anzubieten. Aber gerade darin ist es eine Anfänger-Predigt: zu lang, zu lang, zu lang! Ich kann mir nicht vorstellen, daß Trauernde sich in einer solchen konzentrierten und belastenden Situation ganz auf dieses Bild einlassen können.

In der oben aufgezeigten Struktur der fünf Schritte der Traueransprache bleibt die Predigt fast ausschließlich im zweiten Schritt

hängen. Keine richtige Einleitung; (fast) keine Verknüpfung von biblischer Verkündigung und persönlicher Lebensgeschichte (die Verstorbene bleibt völlig anonym); kaum theologische Bezüge; kein Schlußteil.

Und gleichzeitig ist das Bild in dieser Ausschließlichkeit zu harmonistisch – auch das eine der größten Klippen für Anfänger. Dabei hätte der Predigttext auch andere Akzente zugelassen (»aus meiner Hand reißen«). Diese Risse werden mit keinem Wort erwähnt – sie hätten aber das Empfinden der Angehörigen sehr wohl angesprochen.

Ich war einem Grundmotiv einseitig verhaftet: Ablenkung, Faszination durch eine narrative Grundidee. So bleibt denn die andere Seite eigenartig hölzern und unabgedeckt: »Wir wollen unsere Angst und unsere Trauer nicht leugnen« – gerade das aber geschieht in dieser Predigt. Was jedoch aus Angst verschwiegen wird, das spüren die Betroffenen besonders intensiv.

Das zweite Grundproblem: Der Prediger ist in seine Predigt-Idee verliebt und vergißt darüber seine Adressaten. Was daran zu retten wäre, was zu verändern wäre: die Verliebtheit des Predigers in das von ihm selbst weiterentwickelte und ausgestaltete Bild – also Distanz zu sich und dadurch mehr Nähe zu den Trauernden.

11.4. DER WEG – DIE WAHRHEIT – DAS LEBEN

Begleitung, die verlässlich bleibt – das ist auch das Grundmotiv der nächsten Ansprache, ebenfalls eine Anfänger-Predigt, allerdings ohne Bild. Der Predigttext: »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, sagt Jesus.«

«(...) Wir sind traurig, weil wir nichts mehr ändern können. Es ist alles so endgültig. Darum fühlen wir uns so leer und hilflos. Mehr noch, uns wird gerade heute deutlich, daß auch wir einmal sterben müssen. Und das macht uns Angst. Mitten in unserer Trauer und Hilflosigkeit, in unserer Einsamkeit und Angst spricht Jesus nun und sagt: Gott will, daß kein Mensch verlorengeht. Gott läßt die Verbindung zum Menschen nicht abreißen, auch nicht an diesem Tag. Uns fällt es schwer, das zu glauben, wirklich zu glauben, daß Gott niemanden allein läßt. Zu tief sitzt unsere Trauer, zu sehr schmerzt es uns, daß wir einen Menschen verloren haben. Und doch, Jesus steht zu seinem Wort. Er hält sein Versprechen, nicht nur uns gegenüber, sondern gerade auch dem Menschen gegenüber, über den wir heute trauern. Jesus gibt keinen Menschen verloren, auch im Sterben und im Tod nicht. (...)

Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben – sagt Jesus. Wer zu mir kommt mit

zu schnell
Sprechweise

seiner Traurigkeit, mit seinen Tränen, mit unserer Hoffnungslosigkeit, der darf sich bei mir ausweinen. Ich werde ihn verstehen. Denn es ist der Wille Gottes, daß das Leben stärker ist als der Tod.

Jesus selbst ist diesen Weg gegangen: Hindurch durch Todesangst und Verzweiflung, hindurch durch Trauer und Schmerzen. Jesus hat den Weg hinter sich, den wir noch vor uns haben. Darum können wir uns auf ihn verlassen. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben – sagt Jesus. Und damit möchte er auch uns in dieser schweren Stunde beistehen. Unsere Trauer soll nicht grenzenlos sein. Nein, gerade heute sollen wir auch danken dürfen:

- danken dafür, was Gott uns mit diesem Menschen alles geschenkt hat, für seine Freundlichkeit und Heiterkeit;
- danken für die Jahre, die sie gemeinsam gegangen sind;
- danken für die Sorgen, die sie gemeinsam getragen haben;
- danken für die Freude, die wir uns gegenseitig bereitet haben.

Jesus will, daß das Leben weitergeht, aller Trauer zum Trotz. Daß wir neuen Mut zum Leben finden, auch angesichts des Todes. Der Tod, so sehr er uns schmerzt, ist überwunden in der unverbrüchlichen Liebe Gottes zu den Menschen. In dieser Liebe wissen wir uns gemeinsam verbunden. Und wann hätten wir diese gegenseitige Liebe nötiger als jetzt! Diese Liebe bindet uns zusammen, sie läßt uns die Trauer dieses Tages gemeinsam tragen. Diese Liebe gibt uns Hoffnung über den Tod hinaus, Hoffnung für den nächsten Tag. Diese Liebe verbindet uns, auch wenn wir einsam sind. Jesus steht auf der Seite der Schwachen und der Leidenden. Weil Jesus keinen Menschen verloren gibt, darum sollen auch wir niemanden aus den Augen verlieren. Darum sollen wir gemeinsam neuen Mut zum Leben finden. «

Wogegen wird in dieser Predigt »angepredigt«? »Daß Verbindungen abreißen«; »daß ein Mensch verloren ist«; »daß der Tod uns sehr schmerzt«; »daß es keine Hoffnung mehr gibt«. Darin unterscheidet sich diese Ansprache deutlich von der vorhergehenden: Auch negative, belastende Gefühle und Empfindungen werden aufgenommen, angesprochen. Aber werden sie nicht gleichzeitig bestritten und als unzulässig abqualifiziert?

Gerade dort, wo zentrale Verkündigungsinhalte eingebracht werden (»er hält sein Versprechen«; »Gott will, daß kein Mensch verloren geht«; »der Tod ist überwunden in der unverbrüchlichen Liebe Gottes zu den Menschen«) – gerade dort widersprechen diese Inhalte den tatsächlich vorherrschenden Empfindungen. Kontrafaktisch glauben? Gewiß, aber zuerst bleiben doch die Ambivalenzen der Gefühle: Die Trauer bleibt, da kann der Pfarrer reden, was er will.

Problematisch an dieser Predigt ist die Grundstruktur: Die persönlichen Empfindungen werden gegen die Verkündigung ausgespielt. So bleibt der Eindruck bei den Angehörigen: Ich darf eigentlich doch nicht trauern. (Das Gegenteil war natürlich beabsichtigt.) Im übrigen: Wieviele Substantive geraten dem Prediger, der doch sonst gern

unsere Trauer soll nicht 248

grenzenlos sein

Ich spreche zur Seele am erster Stelle

diskutieren - (W)

Wf - ablenkend

so anschaulich erzählt, in die Ansprache hinein? Substantivierungen sind ein Zeichen von Abstand. Sich aus der Affäre ziehen – das ist allen Substantivierern gemeinsam.

Bezogen auf die Grundstruktur leidet die Predigt daran, daß der dritte Schritt unterbleibt: die emotionale Verarbeitung der Verkündigung – und dann auch der vierte Teil haltlos wird.

11.5. »WIR SIND AM ENDE«

Eine junge Frau, Mutter von zwei Kindern zwischen sieben und neun Jahren, war nach langem Leiden an Krebs gestorben. Meine Frau hatte sie als Patientin im Krankenhaus längere Zeit begleitet.

»Und an jenem Tage sagte er zu ihnen, als es Abend geworden war: Lasset uns ans jenseitige Ufer fahren! Und sie verließen das Volk und nahmen ihn, wie er war, im Schiff mit; und andere Schiffe waren bei ihm. Und es erhob sich ein großer Windsturm, und die Wellen schlugen ins Schiff, so daß das Schiff sich schon füllte. Und er, Jesus, schief im hinteren Bereich des Schiffes auf einem Kissen. Sie weckten ihn und sagten zu ihm: Meister, kümmerst es dich nicht, daß wir untergehen? Und nachdem er erwacht war, bedrohte er den Wind und sprach zum See: Schweig, verstumme! Da legte sich der Wind, und es trat eine große Windstille ein. Und er sprach zu ihnen: Warum seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben? Und sie gerieten in große Furcht und sagten zueinander: Wer ist doch dieser, daß ihm sogar der Wind und die See gehorsam sind.«

Liebe Angehörigen, liebe Trauergemeinde, liebe Familie N.! Ich stehe hier auf unsicherem Boden. Was soll ich Ihnen denn sagen? Wäre Schweigen nicht ehrlicher? Mich läßt Ihre Trauer nicht los, die ganzen Tage, seit ich vom Tod Ihrer Frau, eurer Mutter, vom Tod Ihrer Tochter erfahren habe; seit wir am Montagabend miteinander gesprochen haben. Und ich habe lange mit meiner Frau gesprochen, die Ihre Frau im Krankenhaus begleitet hat mit ihr gesprochen hat auch über ihre schwere und unheilbare Krankheit. Meine Betroffenheit ist durch all diese Gespräche nur noch größer geworden.

Und wenn wir heute gemeinsam am Sarg dieser erst 38jährigen Frau stehen, dann fühlen wir uns hilflos und völlig ohnmächtig. Es hat alles nichts genutzt. Die medizinische Hilfe ist letztlich vergeblich gewesen. Wir sind am Ende, weil das Leben dieser Frau zu Ende ist.

Wieviel größer sind Ihre Trauer und Ihr Schmerz, die sie diese Frau geliebt haben, ihr Leben mit ihr geteilt haben, ja noch mehr: über Jahre mit ihr und ihrer Krankheit mitgelitten haben?

Ich möchte nicht voreilig von Hoffnung sprechen, wo die Hoffnungen dieser Frau und ihrer ganzen Familie so radikal zerstört worden sind, die Hoffnung auf Heilung, die Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft, die Hoffnung auf ein Stückchen Leben.

Warum mußte gerade sie sterben, wo sie doch Ihnen und euch Kindern noch so unendlich viel Liebe hätte geben können?

pro nobis x pro me - wuß 249 kommen

lesen 11.5.

Wir alle können uns mit diesem Tod nicht abfinden, sind bestürzt, vielleicht sogar empört. Herr Gott, tu doch endlich was! Wir sind am Ende. Warum hilfst Du uns denn nicht?

Und dann habe ich an dich, lieber K. (Kind der Verstorbenen), und an deine Schwester M. gedacht. Wie könnt ihr das verstehen, wo doch auch wir Erwachsene so ratlos sind. Wie sollt ihr tapfer sein, wo wir mit unseren Tränen nicht fertig werden.

Und dann ist mir diese Geschichte eingefallen. Diese Geschichte, die ich eben vorgelesen habe und die ich für euch und für uns Erwachsene noch einmal erzählen möchte.

Da geht ein langer und ereignisreicher Tag zu Ende. Jesus steht am Ufer eines Sees. Und sagt: Ich muß Abstand bekommen. Kommt, wir gehen auf ein Schiff und fahren einfach hinüber auf die andere Seite des Sees. Jesus selbst ist so erschöpft, daß er sich hinten in eine Ecke des Bootes legt – und schon nach wenigen Minuten ganz fest schläft.

Aber während Jesus so tief schläft, wird der Abendhimmel plötzlich dunkel, ein schwerer Sturm kommt auf. Die Freunde Jesu, seine Jünger, bekommen es mit der Angst zu tun. Die Wellen schlagen schon über Bord, das halbe Boot ist schon vom Wasser überschwemmt. Schließlich laufen sie in ihrer größten Not und Angst hin zu Jesus und schreien: Jesus, hörst du nicht? Wir sind am Ende! Wir können nicht mehr. Wir ertrinken.

Jetzt erst wacht Jesus auf, sieht sich um – und schreit mit ganzer Kraft gegen diesen Sturm an. Und plötzlich wird es ganz still. Dann fragt Jesus seine Freunde: Warum seid ihr so ängstlich gewesen? Habt ihr wirklich so wenig Vertrauen zu mir?

Die Freunde Jesu sind erschrocken und überrascht. Und untereinander sagen sie: Was ist das für ein Mann, wenn ihm sogar der Wind und die See gehorchen. Fühlen wir uns auch wie die Freunde Jesu auf einem untergehenden Boot? Die Wellen der Traurigkeit und der Tränen überschütten uns. Wir drohen im Leid zu ertrinken. Wie damals die Freunde Jesu, so rufen wir heute: Jesus, sieh doch, was hier passiert ist!

Und Jesus sagt zu mir: Hast du so wenig Vertrauen zu mir? Traust du mir so wenig zu? Glaubst du etwa, ich lasse euch jetzt allein? Er beruhigt unsere Trauer und stillt unsere Tränen. Er liebt uns so sehr, daß er selbst für uns gestorben ist, ja und auferstanden ist.

Jesus läßt niemanden von uns allein, selbst in der größten Not nicht. Er läßt Ihre liebe Frau, eure liebe Mutter nicht allein, auch im Tod nicht. Und er läßt uns nicht allein, selbst wenn unsere Trauer grenzenlos ist. Für Jesus ist das Leben dieser Frau sinnvoll gewesen. Er bewahrt dieses Leben über den Tod hinaus. Was gibt uns heute Mut und Zuversicht? Vielleicht auch das Leben von Frau N. selber. Wie sie mit ihrem Leid umgegangen ist, mutig und zuversichtlich. Konnte sie nicht oft sogar besser mit ihrer Krankheit umgehen als wir? Wie sie ihrer Familie, ihren Nachbarn und Bekannten begegnet ist, hilfsbereit selbst dann, wenn sie selbst Hilfe gebraucht hätte. Zuversichtlich zu anderen, selbst wenn alles dagegen sprach.

Wir müssen heute Abschied nehmen, und wir wissen nicht, wie die Zukunft werden soll. Wenn wir jetzt Abschied nehmen, dann wissen wir: Frau N., Ihre Frau, eure Mutter ist bei Jesus gut aufgehoben. Sie ist durch das Sterben hindurchgegangen. Und Jesus bleibt bei ihr. Er bleibt auch bei uns.

Darum traue ich es ihm zu, daß er den Sturm unserer Trauer beruhigen kann. Seine Liebe verbindet uns alle im Leben und im Sterben. Amen. ◀

Hier wird Trauer nicht mehr weggeredet. Sie bleibt – aber sie erhält eine Ergänzung, die Zuversicht. Mich berührt auch jetzt, wo ich diese Predigterfahrung nacharbeite, die biblische Geschichte: Wieviel Sterbeerfahrung! Wieviel Trauererfahrung!

– Daß es Abend wird. Wie sehr ist der Abend immer auch ein Bild für den Abend des Lebens, für den Schlaf, den Tod! Manchmal, wenn ich abends unsere eigenen Kinder zu Bett bringe und sie noch nicht einschlafen wollen – ja, das ist der Augenblick, wo Leben bedacht, befragt wird. Am Abend werden Fragen wach, die sonst in Tagen und Jahren nicht besprochen werden.

– Das jenseitige Ufer. Welches andere Bild könnte den Tod so unmittelbar ansprechen wie dieses Motiv – das jenseitige Ufer! Und daß dazwischen manchmal ein langer Weg liegt, eine weite Fahrt. Und daß wir alle nicht wissen, was uns auf dieser Reise begegnen wird. Wir kommen am jenseitigen Ufer anders an, als wir hier losgefahren sind.

– Und sie verließen das Volk. Wen müssen wir jetzt verlassen, wenn wir uns auf den Weg zum jenseitigen Ufer machen? Nicht nur das Volk, sondern Menschen, die uns ganz nah sind und die doch zurückbleiben müssen, die immer kleiner werden da am Horizont, wenn wir zum jenseitigen Ufer unterwegs sind.

– Und nahmen ihn, wie er war. Ja, so werden wir auf diesen Weg mitgenommen, so, wie wir sind, nicht verklärter, nicht unirdisch verwandelt, sondern: so, wie er war. Und andere Schiffe waren bei ihm. Und dann beides gleichzeitig:

– Jesus schläft. So, wie er da liegt, kommt er mir schon wie gestorben vor. Er schläft, durch nichts aufzurütteln, nicht durch den größten Sturm. Doch eben nun gleichzeitig:

– Dieser große Windsturm. Was bäumt sich da auf dem Weg zum jenseitigen Ufer alles auf? Wieviel Unruhe und Angst und Bedrohung, wieviel Wucht, die ich kaum aushalten kann.

– Und die Wellen schlugen ins Schiff. Der kleine Platz auf dem Weg zum jenseitigen Ufer, dieser kleine Platz im Boot wird hineingerissen in den Windsturm. Ich selbst bin mitten in diesem Sturm – und ausgeliefert.

– Und schlief auf einem Kissen. Schläft mitten im Sterben. Und die Sorgen und die Angst und die Verzweiflung rütteln ihn wach. Und dann die Aggression, diese Drohung: Er bedrohte den Wind. Die

ganze Geschichte ist die verschlüsselte Erfahrung von Sterben und Trauern – und Lebenwollen. Ich liebe diese Geschichte, auch wenn sie unheimlich ist. Nicht nur wegen des beruhigenden Schlusses. Nicht das Staunen über die Stille nach dem Sturm, sondern die Frage: Warum seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben?

Nur eine knappe Bemerkung zu dieser Traueransprache: Nicht in jeder Trauersituation wird der Pfarrer so unmittelbar auf der Seite der Angehörigen stehen, wie das hier möglich und nötig war. Es gibt eine Grenze: Der Pfarrer ist nicht der unmittelbar Betroffene – dennoch darf er betroffen sein. Sein Platz bleibt an der Seite der Angehörigen – aber als Begleiter. Diese Ansprache folgt (unbewußt) dem dargestellten Grundmuster – allerdings mit Einschränkungen im Übergang zwischen drittem und viertem Teil. Und das ist wohl überhaupt der schwierigste Teil jeder Traueransprache.

11.6. »HERR, SO HAST DU ES NICHT HABEN WOLLEN«

Gerichtspredigt

An der folgenden Trauerfeier nahmen außer dem Pfarrer noch zwei Nachbarinnen teil – und aus Anstand die Sargträger, die sonst immer aus der Trauerhalle verschwinden. Herr W. war völlig alleinstehend, Alkoholiker, zurückgezogen in seinen vier Wänden. Er war schon sozial tot, lange bevor er gestorben war.

Wem hier predigen? Den beiden Nachbarinnen, die ja auch nur aus lauter Freundlichkeit noch mitgekommen sind – und denen gewiß kein Vorwurf zu machen war. Im Gegenteil. Sie hatten noch als einzige den letzten sozialen Kontakt in diese Wüste der Einsamkeit hergestellt. Mir selbst? Sicher auch. Ich habe da eine vielleicht merkwürdige Einstellung: Auch den Fehlenden predige ich, manchmal jedenfalls. Selbstgespräche oder Verkündigung – ich weiß es nicht.

»Ein Leben ist zu Ende gegangen.
Schlimmer noch: Kaum jemand empfindet Trauer.
Einsamkeit im Leben,
Einsamkeit im Sterben.
Herr, so hast Du es nicht haben wollen.
Du bist der Freund der Schwachen,
der Vertraute der Einsamen,
der Nächste den Schwachen und Kranken.
Wir trauern um W. L.

252

Wir trauern aber auch darüber,
daß dieses Leben nicht anders verlaufen ist.

Wir fragen,
was haben wir versäumt,
dieses Leben glücklicher, vollständiger
werden zu lassen?

Nur wenige haben es versucht,
sie haben viel getan.

Aber viele haben nichts getan.
Das macht uns heute so ratlos.

Der Friede Gottes sei mit uns. Amen.

Wir hören Worte aus dem Matthäus-Evangelium, im 25. Kapitel die Verse 40 und 45: Christus spricht: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. Und: Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht getan habt einem unter diesen geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan.

Liebe Trauergäste!

Sterben ist Begegnung mit der Einsamkeit. Der Mann, den wir heute beerdigen, hat lange sterben müssen. Seine Einsamkeit wurde nur von ganz wenigen Menschen durchbrochen, von denen, die ihn auch heute auf seinem letzten Weg begleiten.

Wer war dieser W. L., wie hat er gelebt, was hat ihn glücklich, was hat ihn einsam gemacht? Er hat ein bescheidenes Leben gelebt, unauffällig, er hatte wenig Freunde, es gab vielleicht auch Menschen, die sich an ihm gestört haben. Er hat seine Einsamkeit zu betäuben versucht und ist dabei doch immer einsamer geworden. Für mich ist das Leben dieses W. L. eine Erschütterung. Es mag ja sein, daß er kein leuchtendes Vorbild gewesen ist, es mag ja sein, daß er schwer zugänglich war. Aber er ist ein Mensch gewesen mit Recht auf Glück, auf Freude, auf Liebe, auf Aufmerksamkeit, auf Mitmenschlichkeit.

Mich schmerzt dieser Tod, aber ebenso schmerzt mich, wie dieser Mann gelebt hat.

Sie haben getan, was Sie tun konnten, und manchmal haben Sie mehr getan, als irgend jemand von Ihnen erwarten durfte. Sie wissen, daß es W. L. gutgetan hat, selbst, wenn er es nur schwer ausdrücken konnte.

Nicht an Sie geht darum diese Frage, sondern an alle Menschen, die ihm irgendwann in seinem Leben einmal begegnet sind – und gleichgültig geblieben, die an ihm vorbeigegangen sind, ihn unbeachtet gelassen haben. Ich frage: Wie können wir das unter uns zulassen? Diese Einsamkeit, dieses langsame Sterben mitten im Leben, diese Gleichgültigkeit, diese Lieblosigkeit.

Hat er denn etwas anderes verdient oder gewollt? So könnte die Gegenfrage heißen.

Ich habe über diese Beerdigung Worte Jesu gestellt: Worte über das Endgericht. Da sagt Jesus: Was ihr einem unter diesen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan.

Und das heißt doch: Jeder, der achtlos an W. L. vorbeigegangen ist, der ist an Jesus achtlos vorbeigegangen. Und jeder, der versucht hat, W. L. zu helfen, ihm eine Freude zu machen, der hat Jesus selbst eine Freude gemacht. Das wollen wir heute nicht vergessen. Jesus hat nicht gefragt: Sind es die Menschen wert, daß ich für sie sterbe? Jesus hat uns vorbehaltlos geliebt, auch dann, wenn wir es nicht verdient hätten. Jesus hat alle Menschen geliebt, die Vorbildlichen und die Schwachen. Ja,

253

6 Barmherzigkeiten

7 - 11 - vom Tobelt

toben = (h.) zürüt, bésnit, rädit, bou rit, buräet, lomozit, hucet

Jobsüchtig = zürüt

den Schwachen und Armen, den Einsamen und Kranken ist er am nächsten gewesen. In ihnen begegnet er uns heute.

Darum lassen Sie uns in diesem kleinsten Kreis bitten: Jesus, sei Du diesem W. L. nahe, sei ihm das, was viele Menschen ihm nicht gewesen sind: ein Freund, jemand, der ihn liebgehabt hat. Nimm ihn auf in Dein Reich und tröste ihn. Wir können heute nicht mehr tun, als für den Verstorbenen zu beten. Und wir bitten Dich: Verzeih uns, was wir und andere an diesem Leben versäumt haben. Amen.

Gerichtspredigt am Grab? Unter Ausschluß der Verurteilten? Natürlich ist das fragwürdig (wenn wir uns nicht selbst zu den Gerichteten stellen wollen, ehrlicherweise). Aber es ist der letzte Dienst, den uns W. L. tut – uns daran zu erinnern, was uns in der Sorge für den Schwächeren aufgegeben ist. Die Alternative wäre gräßlich: ihn wortlos beerdigen, Liturgie ausgenommen – und sagen, er hat es nicht besser haben wollen. Gräßlich wäre das – und gegen alle christliche Vernunft. Dann schon lieber unvernünftig denjenigen predigen – die gar nicht da sind. Wachhalten, am Sarg dieses W. L. wachhalten, was an Menschlichkeit verweigert wird; und es wachhalten, wenn wir fortgehen von diesem Grab, wenn wir wieder in unsere Häuser gehen, wenn wir Menschen begegnen, in denen uns dieser W. L. begegnet, in denen uns Jesus begegnet. Natürlich steht der Pfarrer hier in einem Riß – er selbst ist ja auch nicht bei ihm gewesen in all den Jahren. Darum ist Verkündigung immer auch ein Gegenüber, selbst zu dem, der hier gerade das Gericht verkündigt hat.

Gerichtspredigt? Das ist die Frage, wie der Prediger, die Angehörigen, wie wir alle mit Aggression und Wut in unserer Trauer umgehen. Wut, die kein Gegenüber findet, richtet sich schließlich gegen uns selbst. Und auf unseren Trauerwegen kann der Zorn ein ständiger Begleiter werden. Also, wie gehen wir mit unserem Zorn um?

11:7. »EUER HERZ ERSCHRECKE NICHT«

Andre war elf Jahre alt, als er auf einer abschüssigen Straße auf dem Weg zum Fußballplatz von einem zu schnell fahrenden Auto erfaßt und tödlich verletzt wurde.

»Christus spricht: Meinen Frieden gebe ich euch, nicht den Frieden, den die Welt euch gibt. Euer Herz erschrecke und verzweifle nicht. Amen.

Liebe Familie S., liebe Angehörige, Freunde, Nachbarn, liebe Mitschüler von Andre, liebe Lehrer!

Dieser unbegreifliche und entsetzliche Unfall hat das Leben von Andre zerstört. Wir können nicht begreifen, daß dieses Kind so früh sterben mußte. Es ist, als ob

wir ein Stück unseres eigenen Lebens hergeben müßten. Andre hatte noch sein Leben vor sich. Das ist die unfaßbare Trauer dieser Tage. Diese Zukunft ist zerbrochen – wir sind wie betäubt. Es ist wie ein schrecklicher, unwirklicher Traum. Fragen kommen nach dem Warum. Niemand findet eine Antwort. Nach menschlichem Ermessen gibt es keinen Sinn für dieses Leid, das plötzlich über Sie gekommen ist.

Viele Menschen haben Andre gernegehabt.

– Sie, die Eltern und seine Schwester. Andre ist ihr Lebensinhalt geworden. Sie haben ihn grenzenlos geliebt.

– Sie, die Angehörigen, Nachbarn, Lehrerin und Lehrer; jeden Tag haben Sie mit Andre erlebt, haben sich mit ihm gefreut; gesehen, wie er heranwuchs, lernte.

– Ihr, die ihr mit Andre befreundet wart, mit ihm gespielt habt, Sport gemeinsam erlebt habt.

Für uns alle ist Andre nicht mehr da. Es bleiben Erinnerungen, tröstlich und doch zugleich sehr schmerzhaft. Weil uns bewußt wird: seine Nähe, seine Anhänglichkeit, sein Lachen, alles, was sie mit ihrem nun verstorbenen Kind erlebt haben an Freuden und Sorgen über elf Jahre – das alles fehlt uns jetzt.

Und doch – das alles behält seine Bedeutung – jetzt viel mehr noch: All das, was Andre in seinem viel zu kurzen Leben an Zusammenhalt und Gemeinschaft, an Zuneigung und Familiensinn erfahren hat – es hat ihn glücklich gemacht.

Und immer wieder in den vergangenen Tagen die Frage: Warum mußte das geschehen, warum gerade Andre? Fragen, die uns erdrücken. Keine stimmige Antwort.

Ich kann und will nicht sagen, das sei eben Gottes Wille gewesen. Ich glaube, wir selbst, wir alle müssen Verantwortung mittragen. Daß auch wir oft zu wenig Rücksicht nehmen, übereilt handeln. Wie oft sind wir gerade noch davongekommen? Schlimmer aber als unser Versagen ist die Gewöhnung: daß Menschen, daß Kinder auf unseren Straßen sterben. Die Gleichgültigkeit, die so schrecklich überhand nimmt. Plötzlich haben wir das Gefühl, diese Welt ist unheimlich, tödlich, traurig geworden.

Und doch bleibt es wahr: Es gab die schönen, unbeschwerten, heiteren Tage, die sie alle miteinander erlebt haben. Wie können wir das verstehen?»

Bei einem solchen Unfall gerät uns das Leben aus dem Gleichgewicht. Alles ist durcheinander. Die Traueransprache greift dieses Gefühl auf – und bemüht sich dennoch, eine Balance herzustellen. (Ich habe mich bei diesem Auszug auf die ersten beiden Teile beschränkt; es folgen eine biblische Geschichte [Mk 4,35–41] und die lebensgeschichtliche Aneignung.) Die Predigt wendet die Trauer und Betroffenheit in ethische Betriebsamkeit. Das ist nicht ganz ungefährlich. Aber wie soll man es in solch einer Trauer »richtig« machen?

Vita In Christus

Storn. Stellung
Geschichte

11.8. ZERSCHLAGENE SEELE UND ZERSCHLAGENER LEIB

Ein bewegendes Beispiel ist die Traueransprache von *Helmut Gollwitzer* für Hasko Frost, der im Alter von 37 Jahren bei einem Kletterausflug in den Schweizerischen Bergen tödlich abstürzte. Als Thema der biblischen Verkündigung wählt er Ps 4,4, den Taufspruch des jungen Mannes.

»Dieser Psalmvers führt uns zurück in eine Stunde vor 25 Jahren, in der keiner von euch, soweit ihr sie miterlebt habt, geahnt hat und ahnen konnte, mit wie zerschlagener Seele wir heute hier sitzen werden um den zerschlagenen Leib unseres Hasko, und mitten unter uns du, liebe Lioba, beraubt des Liebsten, was du auf Erden hattest, beraubt des Menschen, der dich so beschenkt hat und den du beschenkt hast. Eure untrennbare Gemeinschaft ist getrennt – wie kann so etwas Unvorstellbares geschehen? Ihr beide werdet abends erwarten, daß er nach Hause kommt, daß die schöne Stunde des Erzählens, Vorlesens, Spielens beginnt – wie soll man es fassen, daß sie nie wieder beginnt?« (Gollwitzer, 1977, 44)

Gollwitzer deutet knapp die historische Verfremdung an – ist dann aber mitten bei der Frage: Was ist geschehen? Mehr noch, in kunstvoller Sprache identifiziert er sich und die Trauernden mit dem Verstorbenen (»mit wie zerschlagener Seele... um den zerschlagenen Leib unseres Hasko«). Was ist geschehen, nicht nur mit unserer Seele, mit dem Körper von Hasko, mit der Gemeinschaft? »Eure untrennbare Gemeinschaft ist getrennt.«

Gollwitzer praktiziert in der Ansprache das, was jeder Trauernde in seiner Trauer tut, Identifikation und übermäßige Beschäftigung mit dem Verstorbenen (so heißt das in der Theorie).

»Uns allen steht er jetzt vor Augen: dieser hochgewachsene, helle, saubere, in sich gekehrte Mann mit dem Seefahrernamen aus Luserkes Buch. Jedem von uns fallen gemeinsam erlebte Szenen ein, und durch diesen Psalmvers wird unsere Erinnerung gelenkt auf jene »Heidentaufe: 1949 auf dem Heilsberg, von der wir alle wohl mindestens gehört haben, jene Taufe der fünf Frost-Kinder, bei der dieses Psalmwort zum ersten Mal an das – aufmerksame oder unaufmerksame – Ohr des Knaben Hasko gedrungen ist. Könnten wir ihn jetzt fragen, so würde er sich heute, im Mannesalter, vielleicht kaum mehr daran erinnern, ob ihm damals das Wort aufgefallen sei, und was er sich dabei gedacht habe. Heute aber, durch die Wiederholung die dazwischenliegenden 25 Jahre umspannend, wird uns klar: Weniger wichtig ist, was damals der Knabe Hasko und was später der Mann sich dabei gedacht hat; wichtiger ist, was ihm – und damit auch denen, mit denen das Leben ihn verbinden würde – mit diesem Taufspruch zugehört worden ist: »Der Herr hört, wenn ich ihn anrufe.«

In dieser Traueransprache gelingt es Gollwitzer, Beziehungslinien zwischen biographischer Erinnerung (»Heidentaufe«), der Augenblicks-Situation (»zerschlagene Seele«), dem Persönlichkeitsbild des Verstorbenen und dem Taufspruch – dieser Lebens-Überschrift – zu zeichnen. Der Psalmvers selbst ist der rote Faden zwischen damals und jetzt, zwischen erinnern und vergegenwärtigen. Gollwitzer sagt, was geschehen ist und was damit den Trauernden geschehen ist (»zerschlagener Leib« – »zerschlagene Seele«, »untrennbare Gemeinschaft getrennt«, »erwarten – nie wieder«).

In welchem Verhältnis steht die biblische Verkündigung zur Trauergeschichte? Es ist ein direktes Korrespondenz-Verhältnis und ein Schlüsselwort zum Verstehen der Situation. Das Schlüsselwort ist gleichzeitig Gegengewicht und Gegenstück zur faktischen Situation.

»Keiner konnte damals, als dieses Versprechen dem Knaben Hasko gegeben wurde, vorhersehen, welche Bedeutung es heute für dich, seine Frau, bekommen würde – aber auch für uns, die wir hier neben dir sitzen, mit dir grübeln und »Warum?« fragen – die wir dir helfen möchten und doch wissen, daß es keine menschliche Möglichkeit gibt, dir in die Mitte deines Schmerzes hinein zu helfen. Wir rufen – aber der Berg, dessen Gestein sich als so brüchig und tödlich erwiesen hat, ist taub und stumm, und das Schicksal, in dessen Dunkel wir hineinrufen, ist ebenso taub und stumm, und es scheint, wir hätten mit diesem Todessturz wieder eine Bestätigung nur dafür bekommen, daß wir preisgegeben in ein Dasein hineingestoßen sind, wo nur Zufälle, unkontrollierbare Zufälle, über unser Leben und Sterben regieren. Eben für dieses Leben aber ist dem Knaben Hasko und ebenso auch euch, seinen Geschwistern und Eltern, und euch zweien, seinen nächsten Menschen, das Versprechen gegeben worden: Es wird gehört, wenn ihr ruft! – und die Erlaubnis, in den Tagen, da alles um euch taub und stumm zu sein scheint, mit Hoffnung zu sagen: »Er hört, wenn ich ihn anrufe.«

So kann nur Helmut Gollwitzer predigen – ich höre seine etwas gepreßte, vorwärtsdrängende Stimme, wenn er die Sätze spricht. Dieses lange Kapitel – nur drei Sätze mit unendlich verwobenen Nebensätzen; Allegorien (»der Berg ist taub und stumm«), Übertragungen (»Gestein so brüchig und tödlich«, »und das Schicksal ebenso taub und stumm«), ein reißen der Strom. Im Grunde aber ist dieser gesamte Eingangsteil der Ansprache biographisch orientierte Verkündigung. Und es ist Trauerarbeit im Vollzug, besonders an folgender Stelle:

»Kein Tränenausbruch, kein Klage-Stöhnen, kein Hilfeschrei, kein sorgenvoller Gedanke – so das Lebensversprechen an jenem Tauftag – verhallt ungehört, auch keine Warum-Frage, keine wilde Anklage gegen den Himmel, mit der sich das verwundete Herz aufbäumt: es wird alles gehört, und zwar nicht von einem gleichgültigen Gott irgendwo da droben, auch nicht von einem Gott, der uns unser Kla-

r Predigt ist
Zusage

gen und Anklagen übernimmt, sondern von dem Ohr eines Herzens und dem Ohr eines Geistes, der uns zwar unsichtbar und tief verborgen, ja, unverständlich bleibt, der aber aus seiner Verborgenheit uns Versprechen zuruft: Ich höre dich, wenn du mich anrufst.

Dieses Versprechen soll uns jetzt helfen, weiterzuleben, über diese Trennung hinaus. Es soll dir, Lioba, helfen, weiterzuleben trotz des Verlustes, die Entbehnung von Haskos Dasein zu ertragen und im Blick auf deine künftigen Aufgaben nicht zu verzagen. Sage dir vor, wenn es dir zu schwer zu werden scheint: »Der Herr hört mich, wenn ich ihn anrufe.« Er hat auch ihn gehört, auch in den blitzkurzen und doch unendlich langen Sekunden des Sturzes. Auch Haskos Rufe in jenen Sekunden, ob irdisch hörbar oder nicht, sind gehört worden – nicht so freilich, wie wir möchten, nicht so, daß göttliches Eingreifen ihn aufgefangen hätte, so aber, daß er, könnten wir ihn jetzt aus der Ewigkeit vernehmen, uns berichten würde: »Der Herr hörte, als ich ihn anrief.«

Das Psalmwort wird zum überzeitlichen Fixpunkt. Welche Zeitstufen in diesem kurzen Text! Frühe Lebensgeschichte (»das Lebensversprechen an jenem Tauftag«), Zukünftigkeit der Träuer (»wenn es dir schwer zu werden scheint«), Todesmoment (»in den blitzkurzen und doch unendlich langen Sekunden des Sturzes«), Ewigkeit (»könnten wir ihn jetzt aus der Ewigkeit vernehmen«).

Niemand wird die Worte, die verschachtelten Satz-Konstruktionen, die blitzschnellen Anspielungen und Übertragungen, die gedankliche Schärfe und die emotionale Wärme nachahmen können – in Gollwitzers Person und Predigt ist das identisch. Die fünf Schritte zur Grundform der Traueransprache, Gollwitzer geht sie nicht nacheinander, sondern immer gleichzeitig, springend, ungeduldig, beschwörend (»Sage dir vor«!), einführend. Und er benennt und integriert die Widersprüche:

»Das ist es, worauf wir hoffen, und deshalb ist es uns wohl nicht zu schwer, diesen zweiten Teil des Psalmverses mitzusprechen: »Der Herr hört, wenn ich ihn anrufe.« Aber an diesem Sarg, zerrissen vom Schmerz über dieses euch beide doch unentbehrliche und jetzt so grausam abgerissene Leben, die Aufforderung des ersten Teils jenes Taufwortes zu befolgen: »Erkennt doch, daß der Herr seine Heiligen wunderbar führt« – das scheint uns überschwer und unzumutbar. Hier hat Er doch zerschlagen, vom Weg abkommen und abstürzen lassen und gar nicht »wonderbar geführt.« Dieses Wort hofft darauf, es möchte uns klar werden: Wir dürfen unseren ganzen Widerspruch aussprechen, und wenn wir dann alles gesagt haben, erst dann fängt das Taufwort an, selbst zu sprechen, und sagt: Auch dies ist ein Versprechen; auch damit wird nicht etwas Absurdes, leicht widerlegbares behauptet; auch damit werden wir eingeladen, einem Versprechen zu vertrauen. (...) So also hat er, der uns ins Leben gerufen und uns seine Gnade und Führung zugesagt hat, sich unser Leben gedacht. So hat er Haskos Leben gedacht: in diesem früh, für uns allzu früh vollendeten Bogen von 37 Jahren, mit seinen Schwierigkeiten, aber noch mehr mit seinen Beglückungen, begleitet von einigen Gottesworten, die er nicht in den Wind

geschlagen hat, belehrt von jenem lateinischen Spruch an der Wand in eurer Wohnung: Carpe diem! Hora incerta, mors certa, der sich jetzt bestätigt hat: »Nütze den Tag! Wann die Trennungsstunde kommt, ist ungewiß; daß sie kommt, ist gewiß.« Hasko hat die Tage eures Dreierbundes genützt, und so war sein Leben gedacht, daß ihr nach dem glücklichen Nützen dieser gemeinsamen Tage euch jetzt schon trennen müßtet. So, im Glück der Gemeinsamkeit und im Schmerz der Trennung, ist unser Leben gedacht, und so müssen wir es annehmen, und mitten im Schmerz wird uns, wird auch euch geholfen werden, es anzunehmen, weil der, der unser Leben so gedacht hat, unser Freund ist und nicht unser Feind – unser Freund, der uns Gutes zudenkt und nicht Böses – unser Freund, von dem wir auch mitten im Schmerz, den er uns zgedacht hat, voll Dank für das Gute, das er uns zgedacht hat, mit aller Gewißheit sagen dürfen: »Er hört, wenn ich ihn anrufe.« (46ff.)

So macht Helmut Gollwitzer das: von der Lebensüberschrift (dem Taufspruch) zur Dankbarkeit zu finden. Das biographische Geschehen: die gemeinsame Zeit, das Unglück, der Spruch in der Wohnung, die Taufe vor 25 Jahren, die Vaterschaft, der »Dreierbund«, das mit Worten gemalte Portrait – das alles wird unmittelbar in den Dialog mit dem Psalmwort einbezogen. Verkündigung wird so zur Deutung von Lebensgeschichte. Gedeutete Lebensgeschichte aber eröffnet Lebenssinn – auch kontrafaktisch.

11.9. SUICID – DIE SCHULDFRAGE

Ob sie gestellt wird oder nicht – sie ist da, wie ein unheimlicher und unsichtbarer Gast: die Schuldfrage. Darf sie in der Traueransprache gestellt werden?

Das hängt in erster Linie vom Trauergespräch ab. Wenn sie in diesem Gespräch nicht zu Wort gekommen ist, darf sie nicht erst in der Traueransprache ihren Raum bekommen. Aber es ist möglich, daß die Angehörigen selbst sie stellen – auch schon im Trauergespräch.

Dann hat diese Frage auch in der Ansprache ihren notwendigen Platz. Dafür ein Beispiel. Frau R. hatte nicht den ersten Suicid-Versuch unternommen. Oft war es gelungen, sie zurückzuholen. Nun hatte keiner damit gerechnet. Und sie ist gegangen und konnte nicht mehr zurückgeholt werden.

»Liebe Familie R., liebe Angehörige, Freunde und Bekannte!

Wir alle sind fassungslos, können und wollen nicht verstehen, warum das Leben von Frau R. so enden mußte, jetzt enden mußte. Wir sind betroffen und im Innersten verletzt.

Mit den engsten Angehörigen habe ich das Einverständnis und den Wunsch: Wir wollen nicht schweigend über diesen Tod hinweggehen.

Wir möchten zuerst unseren Schmerz und unsere Trauer ausdrücken: sagen dürfen, woran wir im Innersten leiden, welche Fragen uns quälen; daß die Signale von psychischem Leiden für uns alle so schwer verständlich sind – und wahrhaftig nicht nur bei den Angehörigen. Wer sich davon freispricht, weiß nicht, was er sagt. Und wir leiden daran, daß wir alle so wenig gelernt haben, Menschen im seelischen Leiden wirklich zu helfen, ihnen Heilung zu ermöglichen.

Wir müssen sagen, daß wir diesen Tod nicht verstehen können. Das Leben von Frau R. – sechs Kinder hat sie aufgezogen, und oft unter weit schwierigeren Bedingungen als jetzt – das Leben dieser Frau hatte schwere Tage. Wenn sie damals aufgegeben hätte, es wäre noch eher zu begreifen gewesen.

Wir wissen heute, was wir noch vor einer Woche nicht wußten: daß Kleinigkeiten, oft nebensächliche Spannungen, wie sie wirklich in jeder Familie, in jedem Bekanntenkreis vorkommen, zusammen mit seelischem Leiden, das wir nicht berechnen können – das alles konnte zur psychischen Katastrophe führen. Und plötzlich erhalten Nebensächlichkeiten und achtlose Beiläufigkeiten ein nie geahntes Gewicht, werden unerträglich, werden zu Schuld, mit der wir nicht fertigwerden.

Wir stehen vor vollendeten Tatsachen. Uns sind alle Möglichkeiten aus der Hand geschlagen, mit Frau R. neu anzufangen. Das ist unbarmherzig an diesem Tod. Das quält uns: jeden, der nicht hartherzig an dieser Verzweiflung vorbeigeht.

Einen Sinn – nein, wir können ihn nicht finden. Und wer hier, so gutgemeint auch immer, von Fügung oder Schicksal spricht, hat nichts verstanden.

Aber dieser Tod hat Bedeutung. Und das muß in diesem Abschied deutlich werden. Das, was wir jetzt noch tun können, wir wollen es bewußt und aus voller Überzeugung tun: Frau R. die letzte Ehre erweisen, verstehen, was wir bisher nicht verstanden haben.

Aber wir wissen auch – und wollen uns nicht davon abbringen lassen: Diese Tage werden unsere Gedanken, unsere Empfindungen und unsere Entscheidungen in den nächsten Wochen und Monaten bestimmen müssen. Sonst war wirklich alles vergeblich.

So hat dieser Tod eine unauslöschliche Bedeutung für Sie als Familie: Sie haben sich im Nachdenken über diesen Tod nicht geschont und sind in ihrer Bereitschaft zur Offenheit, zum Neuanfang weitergegangen, als viele andere Familien in ihrem ganzen Leben zu gehen bereit sind. Zu diesem Weg möchte ich Ihnen weiter Mut machen.

Dieser Tod hat Bedeutung für alle, die Frau R. kannten, sie schätzten, aber auch ihre Mühe hatten mit ihr und manchmal vielleicht zurückgewichen sind. Wir alle sollten Schritte aufeinander zugehen. Gerade dann, wenn es uns nicht leichtfällt.

Dieser Tod hat Bedeutung für das Leben in unserer Stadt. Daß wir uns nicht damit abfinden wollen und können, daß die Versorgung psychisch Leidender in unserer Stadt sich im vergangenen Jahr dramatisch verschlechtert hat. Wir müssen wissen, daß das Fehlen einer sozial-psychiatrischen Versorgung in unserer Stadt lebensbedrohend ist.

Ein letzter Gedanke: Wir haben erfahren müssen, daß Alltäglichkeiten ungewollt plötzlich lebenszerstörerische Auswirkungen haben. Wir müssen jetzt eine neue Richtung einschlagen: uns nicht entmutigen, uns nicht selbst mit Vorwürfen quälen oder zerstören, sondern viel heftiger, viel dringender danach fragen: Wie wird mein Leben, dein Leben wieder heil, was kann Menschen wirklich helfen?

Niemandem hilft es, wenn wir uns mit Fragen quälen, auf die es keine Antwort mehr geben kann. Wenn wir Opfer bringen, die keinem mehr nutzen. Aber allen

hilft es, wenn wir heute anfangen: Liebe üben – nicht Verfehlungen aufrechnen; auf seelisches Leiden achten und heilen helfen – statt es zu übergehen; Gräben zuschütten – statt sie zu vertiefen. Wege finden, wie wir uns wirklich näherkommen – und nicht auf Abstand bleiben.

Damit wir vielleicht doch wieder erfahren, wie gut es Gott in Wirklichkeit mit uns meint. Erst dann Gott zu loben – wenn wir unter uns lebendig und spürbar werden lassen, wie gut er es mit uns meint. «

Nicht ausgesprochene Schuldfragen können uns lähmen. Schuld muß ausgesprochen und schrittweise bewältigt werden. So steht eine solche Ansprache wie eine Moment-Aufnahme an einem wichtigen Punkt in unserem Leben. Aber das, was hier angesprochen worden ist, muß eingebettet sein in einen Lebenszusammenhang. Die Worte dürfen nicht isoliert bleiben.

11.10. ES IST WIE ZU HAUSE

Es gibt unter uns Menschen, die leben ihren Glauben – ein Leben lang. Da wird der Glaube, der sie ein Leben lang getragen hat, zur lebendigen Hilfe auch beim Abschied. Ein solcher Abschied tut weh, aber er macht uns auch Mut.

Frau N. ist in meinem, in unserem Leben eine solche Frau gewesen. Sie war mit ihrem Glauben, ihrem Humor und ihrer Offenheit eine Beglückung für uns alle. Wir haben sehr an ihr gehangen.

»Leben wir, so leben wir dem Herrn,
sterben wir, so sterben wir dem Herrn.
Darum, wir leben oder sterben,
so sind wir des Herrn. (Römer 14,8)

Liebe Angehörige, liebe Trauergemeinde!

Wir nehmen Abschied von M. N. Obwohl das letzte Jahr und die letzten Wochen viel Krankheit und Leid gebracht haben, war ihr Tod für alle nun doch sehr überraschend.

Sie hat viel vom Abschiednehmen gesprochen in der letzten Zeit – und doch weiter wie bisher kritisch-interessiert, aber liebevoll und vor allem besorgt Anteil genommen am Leben der Gemeinde, am Ergehen der Angehörigen und der Menschen, die ihr nahestanden.

Bis zuletzt war sie dabei – mit ihren Gedanken, mit ihren guten Wünschen und vor allem mit ihrem Gebet. – Und plötzlich ist da die Lücke – sie wird nicht mehr da sein – für die Familie, die Nachbarn und alle, die sie mochten – in ihrer schlichten, weitherzigen Frömmigkeit. In ihrer uneigennütigen Freigebigkeit und Hilfsbereitschaft, ihrer ehrlichen Freundlichkeit, aber auch in ihrer Verletzlichkeit. Sie wird uns fehlen.

Sie war Gott dankbar für ihr Leben. Aber diese Dankbarkeit mußte sie durch Zeiten der Anfechtung und Enttäuschung und auch Bitterkeit immer wieder neu sich erkämpfen und schenken lassen: Da war der Verlust der Heimat, das Auseinanderreißen der Familie nach dem Krieg und schwierige Zeiten danach. Und lange Zeit des Alleinlebens – vieles war schwer in ihrem Leben!

Aber es war ihr geschenkt, annehmen zu können, nach vorn zu schauen, Anteil zu nehmen an anderen.

Das werden alle von uns anders erfahren und erlebt haben. Jeder hat seine eigenen Erinnerungen an M. N.: dankbare, liebevolle Erinnerungen an gemeinsam Erlebtes und Schwieriges. Sicher ist auch manches offen geblieben. Die gemeinsame Geschichte mit ihr ist nun abgebrochen. Das macht uns traurig.

Es fällt uns schwer, den Tod anzunehmen. Erinnert uns doch jedes Sterben daran, daß auch unser eigenes Leben begrenzt ist und auf Erden einmal ein Ende haben wird. Unvorstellbar ist das für unser menschliches Fühlen. Wenn wir uns dem stellen, ängstigt uns das.

Jetzt ist soviel Trauer in uns – und es ist gut, wenn wir uns diese Trauer gegenseitig eingestehen, die Tränen über den endgültigen Abschied.

Wir dürfen als Christen unseren Schmerz und unsere Klage vor Gott bringen. Er will sie uns abnehmen. Wir dürfen darauf vertrauen, daß Gott in Jesus Christus den Leidensweg vorausgegangen ist; daß er abwischen wird alle Tränen, daß Hoffnung für uns ist, Auferstehung; Unser Leben, von Gott wird es angenommen – mit allen Schwächen – er wird es ganz und heil machen.

M. N. hat sich daran gehalten: Gott ist größer als unser Herz. Er kommt auf uns zu – nicht als ein angstmachender Richter. Wo Jesus ist, da ist strahlendes Licht, das allen Schatten, jeden Abgrund überwindet. Das war ihr Vertrauen. Und das macht uns Mut, beides zu leben: aushalten die Wehmut über diesen Abschied, das Loslassen; und gleichzeitig dankbar zu sein für geschenktes Leben, für Liebe und Freundlichkeit, für Hoffnung – gerade über den Tod hinaus.

Am Tag vor ihrem Sterben hörte sie mittags das Glöckchen des Hospitals – es ist wie zu Hause, sagte sie. Für sie und für uns ist das Sterben: nach Hause kommen. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn.

Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

So endet das Testament von M. N. mit den Worten: Seid dem treuen Heiland anbefohlen. Amen.*

11.11. AM TAG DANACH

Die schwierigsten Schritte der Trauerarbeit liegen, nach Abschluß der Beerdigung, nach Abschluß der gesellschaftlich garantierten Zuwendung zu den Trauernden, kurz gesagt: nachdem die Angehörigen und Freunde abgereist sind, noch vor uns. Und diese Trauerwege sind die Wege, die uns in so unendlich schwieriges Gebiet führen. Denn jetzt erst erleben die Trauernden in vorher nie geahnter Intensi-

tät, daß ihr eigenes Zeit-Empfinden, ihr eigenes Lebensgefühl und das Zeit-Empfinden der Umwelt nicht mehr in Übereinstimmung stehen. Das Lebensgefühl der Umwelt wendet sich relativ schnell anderen Inhalten zu, während die engsten Angehörigen, die Trauernden, in einer anderen Welt leben. Je anonymere eine Gesellschaft geworden ist, je geringer die soziale Einbindung der Trauernden ist (Reduzierung auf Kleinfamilie und engste Nachbarschaftskreise), um so weniger erfahren die Trauernden in der nun vor ihnen stehenden Lebensphase Verständnis und zuverlässige Begleitung. Gerade das macht ihnen ihre eigene Trauerarbeit so schwer.

Es entwickelt sich ein Zeitgitter bei den Trauernden, das immer weniger – je länger die Trauer dauert – mit dem Zeitgitter der sie umgebenden Personen in Übereinstimmung zu bringen ist. Dabei spielt bei den »umgebenden Personen« nicht nur die sprichwörtliche Verdrängung eine Rolle, sondern die Ablenkbarkeit durch Setzung neuer Ereignis-Daten. Diese haben jedoch für die Trauernden eine äußerst geringe Relevanz. Sie leben vielmehr in einem Zeitgitter, das nahezu ausschließlich vom Datum des Todes bestimmt ist. Man kann dieses Datum auch als Wendepunkt im eigenen Leben verstehen. Und für die Trauernden ist der Tod ein solcher Wendepunkt erster Ordnung.

Sie definieren ihr Leben – ähnlich wie nach einer Konversion – von eben diesem Todes-Datum aus. Und es braucht sehr viel Zeit, manchmal 40 Tage, manchmal 40 Monate, bis das Todes-Datum in seiner Ausschließlichkeit ergänzt wird durch andere Lebens-Daten. Anders gesagt: Solange kein anderes ähnlich bedeutsames Datum der Lebensgeschichte für die Trauernden realisierbar erfahren und akzeptiert wird, bleibt das Todesdatum das Grunddatum aller künftigen Zeit-Erlebnisse. So wird der Todestag jeden Monat neu erinnert, besonders der erste Jahrestag hat eine einschneidende Bedeutung. In der katholischen Kirche – stärker als im ritualarmen Protestantismus – hat das Jahres-Datum seine verlässliche rituelle Begleitung (im Jahres-Seelenamt). Beim Protestantismus verbleiben dagegen nur die gesellschaftlich etablierten »Trauertage«: Volkstrauertag – Buß- und Betttag – Totensonntag und vielleicht noch der Karfreitag. Außerdem können Trauernde damit rechnen, daß an hohen Feiertagen auch im Kreis ihrer Angehörigen und Freunde eine gewisse Sensibilität für das Empfinden der Trauernden besteht: das erste Weihnachten – ohne den Verstorbenen. Alle anderen Daten muß der Trauernde häufig genug in Einsamkeit für sich bearbeiten: etwa der erste Geburtstag

des Verstorbenen – der nun nicht mehr gemeinsam gefeiert wird, vielleicht sogar von den Angehörigen ignoriert wird; der Sommer – damals sind wir noch gemeinsam gefahren, und jetzt?

Chronische Trauerwege – also Trauerwege, die über eine lange Wegstrecke in unüberschaubarem, ausweglosem Gelände beschritten werden – haben auch dort ihre Ursache, wo das Zeitgefühl und das Lebensgefühl der Trauernden in einen immer stärker werdenden Kontrast zum Lebensgefühl ihrer Umgebung geraten. Je länger, um so deutlicher fühlen sie sich unverstanden, alleingelassen, ausgestoßen. Hier entstehen auch aggressive Gefühle, die ihr Gegenüber geradezu hilflos suchen: Wer ist denn wirklich schuld daran? Der Verstorbene kann sich nicht wehren – und scheidet deshalb als Aggressions-Objekt aus. Die fernstehenden Angehörigen und Nachbarn haben während der ersten Trauerphase bis zur Beerdigung alles Erdenkliche getan, um den Trauernden beizustehen. Auch ihnen kann man keine Vorwürfe machen. Die Ärzte scheiden ebenfalls aus – sie sind nun wirklich nicht mehr zuständig – es sei denn für die psychosomatischen Leiden der Trauernden. Am ehesten noch der Seelsorger wird in dieser Zeit dringender erwartet, als es ihm bewußt sein mag.

Bei den Trauerwegen, die nun anstehen, sind die biographischen Gespräche von Bedeutung, die ich im 4. Kapitel umfassend beschrieben habe. Sie bedürfen an dieser Stelle einer Übertragung auf die jeweils neue Zeit-Situation. Das biographische Gespräch mit den Trauernden ist deshalb die unverzichtbare und notwendige Form der Trauerbegleitung im ersten Jahr nach dem Todesdatum. In solchen Gesprächen unterzieht sich der Trauernde der schweren Aufgabe, sich selbst unter vollständig veränderten Lebens-Bedingungen neu zu definieren. In diesen Gesprächen ereignet sich Trauerarbeit. Und in diesen Gesprächen kann sich schließlich eine neue Identität entwickeln.

Dabei kann es hilfreich sein, das »Kreuz der Wirklichkeit« zum inneren Leitfaden alltagswirklicher Trauergespräche zu machen. Denn in Wahrheit müssen jeweils alle vier Dimensionen dieses Kreuzes der Wirklichkeit in sich immer ausweitenden Spiralwegen beschritten werden.

Das Modell ist geeignet, auch chronische Trauerwege zu kennzeichnen: etwa, wenn lediglich Trauerarbeit in der Erinnerungs-Dimension vollzogen wird, ohne einen Bezug zur Zukunft und ohne Bezug zur äußeren Realität.

Genauso problematisch ist eine Trauerarbeit, die sich ausschließ-

lich an äußeren Gegebenheiten orientiert – so notwendig sie im Gesamtzusammenhang auch sind (Aufstellen des Grabsteins, sich lösen von der Kleidung und anderen Gegenständen des Verstorbenen, die Räume des Verstorbenen wieder – anders – mit Leben füllen).

Der Trauernde – je weniger er verstehend begleitet wird – verliert sich in einem Dialog mit dem Verstorbenen. Er, der Verstorbene, ist schließlich der einzige (imaginäre) Gesprächspartner, der versteht, wie dem Trauernden zumute ist. Und eben mit diesem (ausschließlichen) Dialog mit dem Angehörigen gerät der Trauernde noch stärker in einen imaginären, unwirklichen Raum. Das aber ist für den eingeschlagenen Trauerweg belastend und bedrohlich. Vielmehr muß eben der Dialog mit dem Verstorbenen reintegriert werden in das Alltagsleben des Trauernden, in die Interaktion und Kommunikation mit den Lebenden.

Dabei tauchen wieder Bilder auf, die nicht auf den ersten Blick verständlich sind. Ein Beispiel: In einem meiner Seminare erzählte ein Student, der gleichzeitig zuständig ist für die Erwachsenenbildung einer großen Einrichtung, von folgendem Gesprächserlebnis: Die Teilnehmerin einer seiner Gesprächsgruppen hatte ihren Mann in jungen Jahren verloren. Und – für Trauerbegleitung äußerst verständlich – die Trauernde beschäftigte sich nahezu ausschließlich in ihren Gedanken, Träumen und Phantasien mit dem Verstorbenen. Sie idealisierte ihn. Und sie träumte davon, daß ihr Mann als Bär wiedergekommen sei. Für meinen Seminarteilnehmer löste dieses Bild Furcht und Erschrecken aus. Mit dem Bild des Bären verband er ungestüme und bedrohliche animalische Kräfte. Er versuchte, die Trauernde von diesem Bild wegzuführen – ohne Erfolg. Bereits beim allerersten Gespräch über das unverarbeitete Erlebnis tauchte in unserem Gespräch ein ganz anderes Bild auf: das eindrucksvolle Märchen von Schneeweißchen und Rosenrot. Tatsächlich drückte das Bild vom Bär ziemlich genau das Grundempfinden der Trauernden aus: Ihr Mann war nicht eigentlich tot, sondern durch böse Kräfte verwandelt in einen Bären – wie im Märchen. Und nur der Güte von Schneeweißchen, Rosenrot und ihrer Mutter ist es schließlich zu verdanken, daß sie hinter diesem anfangs tatsächlich bedrohlich wirkenden Bären den verzauberten Prinzen entdecken – und erlösen konnte. Der verstorbene Mann war für die Trauernde buchstäblich ihr Prinz. Aber er war verwandelt worden – in den Bären, durch die grausame Kraft des Todes. Verstehende Trauerbegleitung kann ein solches Bild tragen und ertragen – mehr noch, gemeinsam verstehend dazu verhel-

fen, dieses Märchen-Traum-Bild mit dem Wirklichkeitserleben in Kontakt, ins Gespräch zu bringen. Es wäre also erforderlich gewesen, nicht das Traum-Märchen-Bild zu bestreiten, sondern es sich als Botschaft aus der Gefühlswelt der Trauernden erschließen zu lassen. Dazu braucht auch der Trauerbegleiter der verstehenden Supervision.

Trauerbegleitung in dieser Zeit nach der gesellschaftlich zugestanden Trauerzeit – und die ist heute verschwindend knapp geworden! – ist nicht allein eine Aufgabe von Menschen in helfenden Berufen, es ist eine vergessene und wieder zu lernende kulturelle Grundaufgabe. Denn Trauer braucht Zeit. Trauer braucht Räume – und Trauer braucht verstehende Begleiter.

Das abschließende 12. Kapitel faßt für mich ganz persönlich zusammen, wohin mich mein abschiedliches Leben führt, welche Gedanken mich in meiner eigenen Lebensgeschichte berühren. Es ist eine geheime Widmung dieses Buches.

Beim Tod meines Vaters war alles ganz anders. Er starb unmittelbar aus dem Leben heraus. Er hatte in seinem Terminkalender – nicht ahnend, wie nah sein Ende bevorstand, noch für seinen eigenen Todestag eine Beerdigung eingetragen. Ich habe ihn nie im Krankenbett gesehen. Ich habe ihn auch nicht auf dem Sterbebett gesehen. Als ich kam, war alles längst vorbei. Und doch gab es vorher schon Schritte, in denen er sich gelöst hatte, gelöst aus den Bezügen, die mir sehr nah waren. Sein Interesse ermüdete schneller als früher, was mich manchmal ärgerte, daß er so wenig an dem Anteil nehmen wollte, was mir brennend wichtig war. Ich habe es jedoch nicht als Schritt auf dem Weg seines Sterbens erkannt. Als er tot war, war das zuerst weniger ein persönlicher als ein öffentlicher Tod. Sicher hat mich das gehindert, spontan über ihn zu trauern. Es verlängerte nicht den Schock, wohl aber die sogenannte »kontrollierte Phase« – ein schrecklich unpersönliches Wort für ein sehr persönliches Empfinden. Er war eine Persönlichkeit. Neben uns als seiner Familie hatten auch viele andere ein gewisses Recht auf Betroffenheit. Bisweilen ist es dann schwer, in eben dieser Zeit persönlich zu trauern. Es vergingen für mich über 19 Monate. Erst dann habe ich – an einem Mittwoch im November, ganz allein und ohne Worte – Abschied nehmen können an seinem Grab.

Entstanden sind die folgenden Sätze – das 12. Kapitel – im November, also in der gesellschaftlich akzeptierten öffentlichen Trauerzeit des Jahres. Ich selbst habe erfahren, daß eine solche Zeit-Prägung für mein eigenes Trauern eine wichtige Hilfe war. Ich möchte diese Sätze

unkommentiert stehenlassen, nur erklären, daß sie meine eigene Trauer beinhalten – eineinhalb Jahre, nachdem wir meinen eigenen Vater beerdigt haben. Im April war er gestorben, 19 Monate später stand ich wieder einmal an seinem Grab. Trauer-Zeit lag hinter mir, und gleichzeitig liegt sie in mir. Grenzwerte – wenn unsere Trauer um einen vertrauten Menschen sich verbindet mit abschiedlichem Leben.

12. GRENZ-WERTE

NOVEMBER-MORGEN

An einem klaren, kalten, aber sonnigen Novembermorgen
am Grab stehen,
Wochen und Monate, vielleicht sogar Jahre danach,
allein dasein,
sich erinnern, wie wir damals in der Frühlingssonne
am offenen Grab gestanden haben,
damals,
noch ganz befangen in der Trauer des Augenblicks,
und erkennen nicht die ganze Tragweite.
An einem ruhigen, kalten und sonnigen
Novembermorgen noch einmal dastehen.
Ein Grabstein,
ein umpflanztes Feld.
Und ich stelle die bepflanzte Blumenschale ab,
winterfest bepflanzt.
Rauhreif wird kommen,
sich auf die Nadeln senken
wie Kristalle und weißer Staub.
Ich bin gern allein da,
allein, ohne einsam zu sein,
weil ich Zeit habe,
meinen Erinnerungen zu begegnen,
mit ihnen zu reden, leise, ganz leise,
die zarte Sprache der Erinnerungen.
Den Namen noch einmal sagen,
die dünnen Worte auf dem Grabstein,
wie die Anrede eines Briefes,
geschrieben an die Erinnerung,
die Daten lesen,
sich an Geburtstage erinnern,
damals immer im Winter,

festlich, manchmal etwas steif,
manchmal herzlich und fröhlich,
auch angestrengt manchmal,
manchmal heiter.
Und auch der Todestag, damals,
und wie wir alle zusammenrückten,
die Umarmungen noch spüren und die Tränen,
die Zeit bleibt stehen,
die Jahre sind vergangen.
Das Datum bleibt,
aufgehoben, behütet, bewahrt,
auch, wenn es wehtat, loszulassen.
Auch meine Daten werden einmal stehen,
ein Anfang, und jedes Jahr neu ein guter Tag.
Und auch ein Ende.
Wer wird dann stehen, Jahre später,
die Daten betrachten,
an einem ruhigen, kalten und sonnigen
Novembermorgen, wieder dastehen?
Ein Grabstein,
ein umpflanztes Feld, sonnenbeschiene.
Grenzen und Strahlen,
beides.

Meine Erinnerungen brauchen Räume, Anhaltspunkte, Augenblicke, in denen mir niemand die Ruhe raubt. Zeit, mein Erschrecken zu bedenken, es noch einmal zu spüren, aber auch Heiterkeit, die wie ein Schmetterling in meine Erinnerungen hineinfliegt.
Und auch das andere. Wieder weggehen können, erfahren, daß die Erinnerungen keine Kerker sind, die mich gefangen halten, sondern Bänke zum Ausruhen und Nachdenken auf meinem Lebensweg. Kraft schöpfen, und dann auch gern wieder weitergehen, weil ich – mitten in dieser Ruhe der Erinnerung – etwas mehr vom Leben erfahren habe, vom Leben, das über den Tod hinausgeht.

So erfahre ich etwa: Ob mein Leben gelingt, das liegt eben nicht daran, ob mir alles gelingt. In meiner Erinnerung begegne ich Menschen, die trotz großer Belastungen götig und zufrieden sein konnten. Nicht ich entscheide mein Leben, sondern Gott. Mir bleibt die Entscheidung, Gottes Wege zuzulassen oder ständig in Eile mir selbst nachzulaufen.

GOTTES ZEIT

Wie Gott über uns denkt, über unsere Zeit, über unsere Lebenszeit?
Wie Gott denkt über die Zeit dieser Welt?

»Meine Freunde, ihr dürft eines nicht übersehen: Beim Herrn gilt ein anderes Zeitmaß als bei uns Menschen: Ein Tag ist für ihn wie tausend Jahre, und tausend Jahre wie ein einziger Tag. Der Herr erfüllt seine Zusage nicht zögernd, wie manche meinen. Im Gegenteil: Er hat Geduld mit euch, weil er nicht will, daß einige zugrunde gehen. Er möchte, daß alle Gelegenheit finden, von ihrem falschen Weg umzukehren.

Doch der Tag des Herrn kommt unvorhergesehen wie ein Dieb. Dann werden die Himmel im Feuersturm vergehen, die Himmelskörper im Feuer verglühen, und die Erde und alles, was auf ihr ist, wird zerschmelzen. Wenn ihr bedenkt, daß alles auf diese Weise vergehen wird, was für ein Ansporn muß das für euch sein, ein Leben zu führen, das Gott gefällt!

Lebt in der Erwartung des großen Tages, den Gott heraufführen wird. Tut das Eure dazu, daß er bald kommen kann. Denn nur deshalb werden die Himmel in Flammen vergehen und die Himmelskörper zerschmelzen, damit Gott Neues schaffen kann. Gott hat uns einen neuen Himmel und eine neue Erde versprochen. Dort wird es kein Unrecht mehr geben, weil Gottes Wille regiert. Auf diese neue Welt warten wir.« (2 Petr 3,8–13)

So denkt Gott über die Zeit:

- Ein Tag ist vor dem Herrn wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag.
- Wir sind ungeduldig, mißtrauen der Verheißung, Gott aber hat Geduld mit uns und hat Zeit mit seiner Erfüllung.
- Gottes Tag wird kommen, wenn wir nicht warten; vor lauter Ungeduld davongelaufen sind.
- Dann wird auch die Zeit aufhören.

Am Ende erst werden wir die ganze Wahrheit erkennen, die Wahrheit, wie sie am Schluß der Bibel steht:

Wir warten auf einen neuen Himmel
und auf eine neue Erde.

Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen,
und der Tod wird nicht mehr sein.

Das ist der Grund für unsere Geduld,

das ist auch der Grund für unsere Heiterkeit,
auch wenn wir getrauert haben und noch trauern.
Manchmal ist es nicht der Tod, der mich betrübt,
manchmal sind es die Gleichgültigkeit und die Beziehungslosigkeit
unter uns, die selbst vor dem Sterben nicht halt machen.

Ihr Eltern, warum habt ihr euren Kindern so wenig vom Sterben erzählt? Ihr wolltet sie schonen und macht sie unmündig im Sterben und im Leben.

Und sie bleiben sprachlos mit ihren Ängsten, wortlos in ihren Befürchtungen, beziehungslos schon vor dem Tod der Gefühle. Darum möchte ich auch mit Kindern über Sterben und Trauern sprechen. Wir tun das zu Hause manchmal, wenn die Kinder selbst davon anfangen. Sie fragen ja, sie fragen auch oft nach ihrer eigenen Geburtsgeschichte – und wollen sie noch einmal miterleben, nacherleben. Und das ist sehr schön.

»DU KANNST MIR MAL EINEN KUSS GEBEN«

In einem Brief schreibt Jürnjakob Swehn seinem Freund:

»Lieber Freund! Ich bin sehr traurig in meinem Herzen. Ich habe letzten Mittwoch meine Mutter begraben... Da, bei meiner alten Mutter am Bett, da ist all der Arbeitskram von mir abgefallen wie ein fremder Rock. Sie hat zu mir gesagt: Du mußt dir Zeit lassen, daß du mal zur Besinnung kommst. Besinnung tut dem Menschen nötig, denn er ist nicht bloß zum Arbeiten da.

Das sagte sie ganz leise, so als wenn sie sich schämt: Jürnjakob, sagte sie, du kannst mir mal einen Kuß geben. Mich hat so lange keiner mehr geküßt. So habe ich mich ganz sacht über sie gebückt und sie geküßt, und sie hat mich über die Backe gestrakt, als wenn ich noch ihr kleiner Junge war. Dann legte sie sich zurück und war ganz zufrieden.

Ich sprach zu mir: Da liegt nun eine alte Frau und will sterben, und das ist deine Mutter, und du hast sie im Leben nicht kennengelernt. Siehe, so lernst du sie im Sterben kennen. So, sagte sie dann, nun lies mir was aus der Bibel vor. So las ich ihr die Geschichte von Lazarus und Psalm 126: Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird... Ich überdachte ihr Leben, als es zu Ende ging. Ihre Augen waren groß und tief. Da lag schon etwas drin, was sonst nicht drin war. Da konnte man hinsehen wie in einen tiefen See. Ich legte meine Hand dann

sacht wieder auf ihre Hände, und wir warteten. Dann sagte sie noch mal was: Ick wull, dat ich in'n Himmel wer; mi ward die Tied all lang (Ich wollte, daß ich im Himmel wär; mir wird die Zeit zu lang).

Als sie das gesagt hatte, drehte sie den Kopf so 'nen bißchen nach links um, als wenn da wer kommen tat. Und da ist auch einer gekommen: Der hat sie bei der Hand genommen, und da ist ihre Seele ganz leise mitgegangen, richtig so, als wenn man aus einer Stube in die andere geht. So ist sie nach Hause gegangen, als wenn ein müdes Kind abends nach Hause geht.«

SEINE HERRLICHKEIT

An einem ruhigen, kalten und sonnigen
Novembermorgen noch einmal dastehen,
ein Grabstein, ein umpflanztes Feld.
Rauhreif wird kommen,
sich auf die Tannennadeln senken
wie Kristalle und weißer Staub.
Auch meine Daten werden einmal stehen,
ein Anfang und auch ein Ende.
Ein Grabstein,
ein umpflanztes Feld, sonnenbeschieden.
Grenzen und Strahlen, beides.
Bis Gottes Tag kommen wird,
und er unsere Zeit aufhebt, in seine Hände nimmt,
sie aufhebt, und wir seine Liebe spüren.
Dann werden wir nicht mehr fragen,
dann werden wir seine Herrlichkeit sehen.

ANHANG

BIBELWORTE FÜR TRAUERANZEIGEN

Der Herr ist mein Hirte,
mir wird nichts mangeln. *Psalm 23,1*

Und ob ich schon wanderte im finstern Tal,
fürchte ich kein Unglück;
denn du bist bei mir. *Psalm 23,4*

Der Herr ist mein Licht und mein Heil;
vor wem sollte ich mich fürchten?
Der Herr ist meines Lebens Kraft;
vor wem sollte mir grauen? *Psalm 27,1*

Ich aber, Herr, hoffe auf dich
und spreche: Du bist mein Gott.
Meine Zeit steht in deinen Händen. *Psalm 31,15-15*

Weise mir, Herr, deinen Weg,
daß ich wandle in deiner Wahrheit;
erhalte mein Herz bei dem einen,
daß ich deinen Namen fürchte. *Psalm 86,11*

Herr, du bist unsere Zuflucht
von Generation zu Generation.
Ehe denn die Berge wurden
und die Erde und die Welt geschaffen wurden,
bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. *Psalm 90,1*

Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig
und beladen seid; ich will euch erquicken. *Matthäus 11,28*

Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren;
wer aber sein Leben verliert um meinetwillen,
der wird's finden.

Matthäus 16,25

Alle eure Sorgen werfet auf Christus;
denn er sorget für euch.

1 Petrus 5,7

Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben,
weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten,
weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges,
weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur
kann uns scheiden von der Liebe Gottes,
die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.

Römer 8,38

In der Welt habt ihr Angst;
aber seid getrost:
Ich habe die Welt überwunden.

Johannes 16,33

Die Liebe höret nimmer auf.

1 Korinther 13,8

Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe,
diese drei; aber die Liebe ist
die größte unter ihnen.

1 Korinther 13,13

Sei getreu bis in den Tod,
so will ich dir die Krone des Lebens geben.

Offenbarung 2,11

Haltet mich nicht auf!
Denn der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben.
Laßt mich, daß ich zu meinem Herrn ziehe!

Genesis 24,56

Fürchte dich nicht,
ich habe dich bei deinem Namen gerufen,
du bist mein.

Jesaja 43,1

Wir haben hier keine bleibende Stadt,
sondern die zukünftige suchen wir.

Hebräer 13,14

Was seid ihr so furchtsam?
Habt ihr keinen Glauben?

Markus 4,40

Der Mensch sieht, was vor Augen ist,
der Herr aber sieht das Herz an.

1 Samuel 16,7

Es wird gesät verweslich
und wird auferstehen unverweslich.
Es wird gesät in Unehre
und wird auferstehen in Herrlichkeit.
Es wird gesät in Schwachheit
und wird auferstehen in Kraft.
Es wird gesät ein natürlicher Leib
und wird auferstehen ein geistlicher Leib.

1 Korinther 15,42-44

Wir wissen aber,
wenn unser irdisches Haus dieser Hütte
zerbrochen wird,
daß wir einen Bau haben, von Gott gebaut,
ein Haus, nicht mit Händen gemacht,
das ewig ist, im Himmel.

2 Korinther 5,1

Leben wir, so leben wir dem Herrn;
sterben wir, so sterben wir dem Herrn;
darum: wir leben oder sterben,
so sind wir des Herrn.

Römer 14,8

Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir;
doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!

Lukas 22,42

Dein Reich komme,
dein Wille geschehe,
wie im Himmel
so auf Erden.

Matthäus 6,10

Die auf den Herren harren
bekommen neue Kraft.

Jesaja 40,31

Christus spricht:
Ich lebe, und ihr werdet auch leben.

Johannes 14,19

Ich bin die Auferstehung und das Leben.
Wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stirbe.

Johannes 11,25

Vater, ich befehle meinen Geist
in deine Hände.

Lukas 23,46

Gott ist nicht ein Gott der Toten,
sondern der Lebendigen.

Matthäus 22,32

Der Tod ist verschlungen in den Sieg.
Tod, wo ist dein Stachel?
Hölle, wo ist dein Sieg?
Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gibt
durch unsern Herrn Jesus Christus!

1 Korinther 15,55-56

Richtet nicht,
auf daß ihr nicht gerichtet werden.

Matthäus 7,1

Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde;
und der auf dem Thron-saß, sprach:
Siehe, ich mache alles neu!

Offenbarung 21,1+5

Ist Gott für uns, wer mag gegen uns sein?

Römer 8,31

Ich bin die Auferstehung und das Leben.
Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe;
und wer da lebt und glaubt an mich,
wird nimmermehr sterben.

Matthäus 11,25

Jesus spricht: Ich bin das Licht des Lebens.
Wer mir nachfolgt, der wird nicht in der Finsternis bleiben,
sondern wird das Licht des Lebens haben.

Johannes 8,1

TEXTE ZUR LITURGIE

Von guten Mächten

Von guten Mächten treu und still umgeben,
behütet und getröstet wunderbar,
so will ich diese Tage mit euch leben
und mit euch gehen in ein neues Jahr;

noch will das alte unsre Herzen quälen,
noch drückt uns böser Tage schwere Last.
Ach, Herr, gib unsern aufgeschreckten Seelen
das Heil, für das Du uns geschaffen hast.

Und reichst Du uns den schweren Kelch, den bittern
des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand,
so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern
aus Deiner guten und geliebten Hand.

Doch willst Du uns noch einmal Freude schenken
an dieser Welt und ihrer Sonne Glanz,
dann woll'n wir des Vergangenen gedenken,
und dann gehört Dir unser Leben ganz.

Laß warm und hell die Kerzen heute flammen,
die Du in unsre Dunkelheit gebracht,
führ, wenn es sein kann, wieder uns zusammen!
Wir wissen es, Dein Licht scheint in der Nacht.

Wenn sich die Stille nun tief um uns breitet,
so laß uns hören jenen vollen Klang
der Welt, die unsichtbar sich um uns weitet,
all Deiner Kinder hohen Lobgesang.

Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen,
und ganz gewiß an jedem neuen Tag.

Dietrich Bonhoeffer

(Revidierte Fassung nach einer von E. Bethge aufgefundenen Original-Kopie der Handschrift Bonhoeffers. Vgl.: *Eberhard Bethge, Von guten Mächten. Eine Predigt*, München: Chr. Kaiser-Verlag Jahresgruß 1989, S. 15.)

Wert des Menschen

Uninteressante Menschen gibt es nicht.
Jeder hat seine Geschichte, sein Gesicht,
das nur ihm gehört. Ein jeder ein Planet:
So reich, und keiner, der ihm gleicht. Versteht:

Auch wenn einer unauffällig lebt
und nichts als Unauffälligkeit erstrebt,
ist er unter allen andern dann
durch seine Unauffälligkeit interessant.

Jeder hat seine geheime Welt,
von einem schönsten Augenblick erhellt,
von einem schrecklichsten Tag versehrt:
und allen andern ist sie ganz verwehrt.

Und wenn ein Mensch stirbt, stirbt mit ihm
sein erster Schnee aus jener grauen Früh,
sein erster Kuß nachts und sein erster Zorn:
Und all das nimmt er mit sich fort.

Bücher bleiben uns und Brücken,
Kram und Maschinen, Leinwände, gut gerahmt,
Geschmeide und Gelumpe – vieles bleibt:
Und alles andre zerfällt mit seinem Leib.

Das ist das Gesetz dieses rohen Laufs,
nicht Menschen sterben: Welten hören auf.
Wir weinen ihnen eine Träne nach
und erkannten sie nicht am hellen Tag.

Was wissen wir vom Bruder und vom Freund,
von ihr, die nah uns ist und ferne träumt!
Vom eignen Vater, Gesicht gegen Gesicht,
wissen wir, alles wissend, nichts.

Die Menschen gehen fort . . . Dann sind sie fort.
Ihre Welten sind ein toter leerer Ort.
Und jedes Mal, und denk ich dein,
möchte ich über dieses Ende schreien.

Jewgeni Jewtuschenko

EINGANGSWORTE ZUR TRAUERFEIER

Im Namen des Vaters und des Sohnes
und des Heiligen Geistes. Amen.
Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn,
der Himmel und Erde gemacht hat.

Zur Ruhe kommen, wo alles in uns aufgebracht ist,
Trost und Halt finden, wo jeder Trost uns fehlt,
Zuversicht und Hoffnung finden, wo doch alles zu Ende ist.
Darum wollen wir Gott bitten.

Wollen uns vergewissern, was Gott uns mit . . . geschenkt hat;
müssen abgeben, was uns noch ganz nah ist;
aber vertrauen auch darauf:
im Leben und im Sterben
von Gottes Liebe aufgefangen und getragen zu werden.

Oder:

Wir wissen, wie schwer das ist, was wir jetzt vor uns haben.
Den Abschied von . . .

Wir wissen, wir müssen diesen Weg gehen.
Und wir können diesen Weg gemeinsam gehen.
Wir bitten Gott um seine Begleitung.
Er steht am Ziel aller Lebenswege.

Oder:

Wir müssen heute . . . beerdigen, der (die) im Alter von . . . Jahren
gestorben ist.

Wir wollen vor Gott daran denken,
was dieses Leben uns persönlich bedeutet hat.
Wir wollen vor Gott unsere Traurigkeit ausdrücken,
die uns jetzt erfaßt hat.

Wir wollen das Leben bedenken,
das wir miteinander geteilt haben.
Wir wollen Gott für dieses Leben danken
und ihm anvertrauen, was wir abgeben müssen.

Den Leib müssen wir begraben,
unsere Erinnerungen werden wir bewahren,
unser Glaube vertraut auf das ewige Leben,
auf Gottes Zuwendung, die stärker ist als dieser Tod.

GEBETE AM BEGINN DER TRAUERFEIER

Herr, unser Gott,
der Tod ist in unser Leben eingetreten.
Wir stehen machtlos an diesem Sarg
und können nichts mehr ändern.
Herr, hilf uns, unsere Trauer auszuhalten.
Unser eigenes Leben ist anders geworden.
Der Tod begegnet uns überall.
Nichts können wir mehr ändern.
Darum kommen wir zu Dir:
Verändere uns.
Laß uns Vertrauen finden.
Amen.

Oder:

Herr, unser Gott,
Du weißt, wer uns fehlt:
Eine vertraute Stimme schweigt jetzt.
Ein Mensch an unserer Seite ist gestorben.
Wir sind traurig und erschrocken.
Oft sind Erinnerungen in uns wachgeworden,
Erinnerungen an erfüllte und schöne Augenblicke;
aber auch schwere Erinnerungen.
Herr, unser Gott,
Du weißt, was uns jetzt fehlt.
Darum fragen wir Dich:
Was wird bleiben,
wenn wir gehen?
Laß unser Leben nicht vergeblich sein.
Amen.

Oder:

Herr, unser Gott,
wie hat dieses Sterben
unser Leben durcheinandergebracht!
Wir hängen an dem verzweifelten Wunsch,
es wäre nicht geschehen, was geschehen ist.

Wir quälen uns mit Fragen,
auf die uns niemand Antwort gibt.
Es bleibt alles so sinnlos.
Werden wir Glauben finden,
der es lernt, diesem Schrecken standzuhalten?
Nur Traurigkeit sehen wir um uns und in uns.
Und doch wollen wir leben.
Die Traurigkeit wird uns lange begleiten.
Und Herr, begleite du unsere Traurigkeit.
Amen.

Oder:

Ach, Herr, wir begreifen Dich nicht.
Wo ist die Liebe geblieben,
mit der Du uns sonst umgibst?
Komm zu uns, Herr!
Heile unsere Schmerzen,
heile unsere Verzweiflung.
Hilf uns, Abschied zu nehmen,
loslassen, was wir nicht behalten können.
Dir vertrauen wir dieses Leben an.
Und Dir vertrauen wir unsere Trauer an.
Schenke uns hier wie dort Gewißheit,
daß uns nichts aus Deiner Hand
kann reißen.
Amen.

PSALMEN ALS WEG-BEGLEITER

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?
Ich schreie, aber meine Hilfe ist fern.
Mein Gott, des Tages rufe ich,
doch antwortest du nicht.
Und des Nachts rufe ich dich,
doch ich finde keine Ruhe.

Du aber bist heilig, der du thronst
über den Lobgesängen Israels.
Unsere Väter hofften auf dich;
und da sie hofften,
hast du ihnen herausgeholfen.

Ich aber bin ausgeschüttet wie Wasser,
alle meine Knochen haben sich voneinander gelöst,
mein Herz ist in meinem Leib wie zerschmolzenes Wachs.
Meine Kräfte sind vertrocknet wie eine Scherbe,
und meine Zunge klebt mir am Gaumen,
und du legst mich in des Todes Staub.

Aber du, Herr, sei nicht fern;
meine Stärke, eile, mir zu helfen!
Ich will deinen Namen kundtun meinen Geschwistern,
ich will dich rühmen in deiner Gemeinde.

Rühmet den Herrn.
Denn er hat nicht verachtet das Elend der Armen.
Vor dem Elend verbirgt er sein Angesicht nicht.
Die Elenden sollen essen, daß sie satt werden;
und die nach dem Herrn fragen, werden ihn preisen.

Denn des Herrn ist das Reich,
und er herrscht unter den Heiden.
Ihn allein werden anbeten alle,
die in der Erde schlafen.

Psalm 22

Hilf mir, o Gott! Denn die Wasser stehen mir
bis an die Seele. Ich bin versunken in Tiefe,
wo kein Grund mehr ist, und die Flut schwillt
über mir zusammen.
Ich bin müde von meinem Klagen,

vertrocknet ist mein Mund,
meine Augen verzehren sich im Warten auf meinen Gott.
Errette mich aus der Tiefe, daß ich nicht versinke.
Laß die Flut mich nicht überströmen,
laß die Tiefe mich nicht verschlingen.
Erhöre mich, o Herr, nach deiner Güte
und nach deiner großen Barmherzigkeit.
Denn mir ist bang. Erhöre mich eilends.
Nah dich meiner Seele.

Psalm 69

Herr, du weißt, daß wir erschrocken und verschüchtert sind,
verbittert, erschüttert, verstummt.
Wir werden mit dem Tod nicht fertig.
Wir werden mit unserer Trauer nicht fertig.
Wir werden mit unserem eigenen Leben nicht mehr fertig.

Die Todesangst verschließt mir jede Lebensfreude.
Du kennst meine Todesangst, du erkennst sie.

Herr, sag mir, wie lange ich noch zu leben habe,
damit ich mir bewußt mache, daß ich vergänglich bin,
entbehrlich, sterblich.

Ach nein, Herr, sag es mir nicht!
Ich will leben. Ich will leben.

Und doch: Was bin ich denn?
Du hast meinem Leben ein Ende bestimmt,
und immer werde ich sagen und klagen:
Es ist zu früh, ich will leben.

Und doch: Jeder Mensch ist nur ein Hauch des Windes,
wie ein Schatten – Lärm um nichts.

Meine Hoffnung richtet sich an dich, Herr!
Unseren Stolz zerstörst du,
unseren Eifer läßt du ins Leere laufen.

Herr, ich leide unter dir, ich begreife dich nicht.
Herr, wenn ich Mut habe, meine Angst herauszuschreien,
dann schweige nicht.

Herr, wenn ich wieder wage zu weinen,
dann laß mich nicht allein.

Herr, wenn ich sterbe, mach du mich ruhig.
Denn du bist meine Hoffnung.

nach Psalm 39

Herr, du bist unsere Zuflucht von Generation zu Generation.
Ehe die Berge geboren waren und die Erde und die Welt
geschaffen wurden,
bist du Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Du läßt die Menschen sterben
und sprichst: Kommt wieder, ihr Menschenkinder.
Denn tausend Jahre sind vor dir
wie der Tag, der gestern vergangen ist,
wie eine Wache in der Nacht.
Du säst sie aus,
sie sind wie ein Schlaf,
wie ein Gras, das am Morgen noch sproßt und erblüht
und des Abends welkt und verdorrt.

Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen,
auf daß wir verständig werden.

Erfreue uns nun wieder, nachdem du uns so lange
geplagt hast und wir Unglück erleiden mußten.

Spüren laß uns, daß zum Leben das Loslassen gehört
und im Verlieren neue Kraft entsteht.

nach Psalm 90

Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird,
so werden wir sein wie die Träumenden.
Dann wird unser Mund voll Lachens
und unsre Zunge voll Rühmens sein.
Dann wird man sagen unter den Heiden:
»Der Herr hat Großes an ihnen getan!«
Der Herr hat Großes an uns getan;
des sind wir fröhlich.
Herr, bringe zurück unsere Gefangenen,
wie du die Bäche wiederbringst im Südland.
Die mit Tränen säen,
werden mit Freuden ernten.
Sie gehen dahin und weinen
und streuen ihren Samen
und kommen mit Freuden
und bringen ihre Garben.

Psalm 126

GEBETE AM ENDE DER TRAUERFEIER

Herr,
wir verstehen die Wege nicht,
die wir geführt werden.
Wir stehen hier alle
betrübt und traurig
und können uns der Tränen
nicht wehren.
Deine Gedanken sind anders
als meine.
Und deine Wege sind höher
als meine.

Wir müssen annehmen,
was uns unannehmbar ist.
Wir müssen jetzt abgeben,
was wir festhalten wollen.
Wir müssen hinnehmen
das Unabänderliche.

Herr, laß diese Familie Hilfe finden.
Tröstliche Freundlichkeit,
nicht nur heute.

So müssen wir Abschied nehmen.
Wir, die wir noch leben.

Verlassen uns darauf,
daß du, Herr,
uns segnest,
segnest die Weinenden
und segnest,
die gestorben sind.
Amen.

Oder:

Herr, wir begreifen das alles nicht.
Mitten im Leben der Tod.
Wir hängen an dem verzweifelten Wunsch,
dieses Unglück wäre nicht geschehen.
Alles erscheint uns sinnlos.

Wir quälen uns mit Fragen,
die niemand beantworten kann.
Gott, du bist uns fremd geworden.
Hilf uns in unserem Unglück.
Laß uns am Leben bleiben.
Mehr zu bitten,
fehlt uns die Kraft.
Amen.

Oder:

Herr, wir müssen Abschied nehmen von einem Menschen,
der uns vertraut und lieb gewesen ist.
Hilf uns deshalb, den Wert der Tage zu ermessen,
die du uns füreinander gegeben hast.
Wir denken vor dir daran, was dieses Leben uns bedeutet hat:
– wofür wir zu danken haben,
– was wir zu bewahren haben,
– was uns schwer geworden ist,
– was wir zu vergeben haben und
– was wir selber schuldig geblieben sind.
Wir verlieren – und sind doch nicht verloren.
Wir vertrauen auf dein Wort.
Führe uns zum ewigen Leben.
Amen.

LITERATUR

- Almanach 5 für Literatur und Theologie: Tod in der Gesellschaft, Wuppertal: Peter Hammer Verlag 1971.
- Altner, Günter, Tod, Ewigkeit und Überleben. Todeserfahrung und Todesbewältigung im nachmetaphysischen Zeitalter, Heidelberg: Quelle und Meyer Verlag 1981.
- Bach, Ulrich, Boden unter den Füßen hat keiner. Plädoyer für eine solidarische Diakonie, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (2. Aufl.) 1986.
- Baum, Stella, Der verborgene Tod. Auskünfte über ein Tabu, Frankfurt/Main: Fischer-Verlag 1976.
- Baum, Stella, Plötzlich und unerwartet. Todesanzeigen, Düsseldorf: Erb-Verlag 1980.
- Beauvoir, Simone de, Ein sanfter Tod, Reinbek: Rowohlt 1965.
- Becker, Antoinette / Niggemeyer, Elisabeth, Ich will etwas vom Tod wissen, Ravensburg 1982.
- Becker, Ernest, Die Überwindung der Todesfurcht. Dynamik des Todes, Olten: Walter-Verlag 1976.
- Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt/Main: Fischer-Verlag 1966.
- Braun, Ottheinz (Hrsg.), Seelsorge am kranken Kind, Stuttgart 1983.
- Cullberg, Johan, Keiner leidet ganz umsonst. Menschen brauchen Krisen zur Entwicklung (aus dem Schwedischen), Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1980.
- Dantine, Wilhelm, Der Tod – eine Herausforderung zum Leben. Erwägung eines Christen, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1980.
- Die Deutschen Bischöfe, Menschenwürdig sterben und christlich sterben, Herausgeber: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstr. 163, Bonn, 1978.
- Dirschauer, Klaus, Der totgeschwiegene Tod. Theologische Aspekte der kirchlichen Bestattung, Bremen: Schünemann, 1973.
- Dörner, Klaus / Plog, Ursula, Irren ist menschlich. Lehrbuch der Psychiatrie / Psychotherapie (Neufassung), Rehburg-Loccum: Psychiatrie-Verlag 1984.
- Drewermann, Eugen, Das Markus-Evangelium, Bd. I und II, Olten: Walter Verlag, 1987/1988.
- Drewermann, Eugen, Strukturen des Bösen, Bd. I–III, Paderborn: Ferdinand Schöningh, 1977/1978.
- Drewermann, Eugen, Tiefenpsychologie und Exegese, Bd. I und II, Olten: Walter Verlag 1984/1985.
- Engelhardt, Michael von, Mündliche autobiographische Erzählung als Rekonstruktion und Präsentation von Identität. Vortrag beim 8. Bayreuther Kolloquium zu Problemen religiöser Sozialisation, Mskr., Bayreuth/Erlangen 1988.
- Engelke, Ernst, Sterbensranke und die Kirche, München: 1980.
- Frank, Hannelore, Leben angesichts des Todes, Stuttgart: Kreuz-Verlag 1968.
- Fuchs, Werner, Todesbilder in der modernen Gesellschaft, Frankfurt/Main: Suhrkamp-Verlag 1969.
- Glaser, Barney G. / Strauss, Anselm, Interaktion mit Sterbenden, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1974.

Gollwitzer, Helmut, Die reichen Christen und der arme Lazarus. Die Konsequenzen von Uppsala, München: Chr. Kaiser Verlag 1968.

Gollwitzer, Helmut, Nachrufe, München: Chr. Kaiser Verlag 1977.

Grof, Stanislav / Halifax, Joan, Die Begegnung mit dem Tod, Stuttgart: Klett-Cotta 1977.

Hellbrügge, Theodor, Leben und Sterben in den Augen des Kindes, Lübeck: Hanseatisches Verlagskontor 1979.

Illhardt, Franz Josef, Trauer. Eine moraltheologische und anthropologische Untersuchung, Düsseldorf: Patmos Verlag 1982.

Josuttis, Manfred, Das selige und das sinnvolle Sterben, in: WPKG 65 (1976) 360-372.

Josuttis, Manfred, Der Pfarrer ist anders. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie, München: Chr. Kaiser Verlag 1982.

Josuttis, Manfred, Der Traum des Theologen. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie 2, München: Chr. Kaiser Verlag 1988.

Jury, Mark / Dan, Gramp, Ein Mann altert und stirbt. Die Begegnung einer Familie mit der Wirklichkeit des Todes, Berlin / Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1982.

Jüngel, Eberhard, Tod, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus (2. Aufl.) 1983.

Kaiser, Otto / Lohse, Eduard, Tod und Leben, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer 1977.

Kast, Verena, Märchen als Therapie, Olten: Walter-Verlag 1986.

Kast, Verena, Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses, Stuttgart: Kreuz-Verlag (3. Aufl.) 1983.

Koch, Uwe / Schmeling, Christoph, Betreuung von Schwer- und Todkranken. Ausbildungskurs für Ärzte und Krankenpflegepersonal, München-Wien-Baltimore: Urban & Schwarzenberg 1982.

Kübler-Ross, Elisabeth, Interviews mit Sterbenden, Stuttgart, Berlin: Kreuz-Verlag 1969.

Kübler-Ross, Elisabeth, Leben, bis wir Abschied nehmen, Stuttgart: Kreuz-Verlag 1979.

Kübler-Ross, Elisabeth, Was können wir noch tun? Antworten auf Fragen nach Sterben und Tod, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1980.

Kübler-Ross, Elisabeth, Reif werden zum Tod, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1981.

Kübler-Ross, Elisabeth, Über den Tod und das Leben danach, Melsbach: Verlag »Die Silberschnur« (3. Aufl.) 1985.

Kübler-Ross, Elisabeth, Verstehen, was Sterbende sagen wollen. Einführung in ihre symbolische Sprache, Stuttgart: Kreuz-Verlag 1982.

Kübler-Ross, Elisabeth, Befreiung aus der Angst. Berichte aus den workshops »Leben, Tod und Übergang«, Stuttgart: Kreuz-Verlag 1983.

Lange, Ernst, Nicht an den Tod glauben. Praktische Konsequenzen aus Ostern, Bielefeld: Furcher-Verlag 1975.

Leist, Marlene, Kinder begegnen dem Tod, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1979.

Lindemann, Erich, Jenseits von Trauer. Beiträge zur Krisenbewältigung und Krankheitsvorbeugung, hrsg. von Peter Kutter, Göttingen: Verlag für Med. Psychologie im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht 1985.

Lohner, Marlene, Plötzlich allein. Frauen nach dem Tod des Partners, Frankfurt/Main: Fischer Verlag 1984.

Lohse, Eduard, Die Geschichte des Leidens und Sterbens Jesu Christi, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1979.

Luckmann, Thomas, Strukturen der Lebenswelt, siehe: Schütz, Alfred / Luckmann, Thomas, 1975.

Luhmann, Niklas, Medizin und Gesellschaftstheorie, in: Mensch, Medizin, Gesellschaft 8 (1983), 168-175, Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag 1983.

Lückel, Kurt, Begegnung mit Sterbenden, München: Chr. Kaiser Verlag, Mainz: Matthias Grünewald Verlag 1981.

Malinowski, Bronislaw, Magie, Wissenschaft und Religion, Frankfurt/Main: Fischer-Verlag 1973.

Marsch, Wolf-Dieter, Die Folgen der Freiheit. Christliche Ethik in der technischen Welt, hrsg. von Michael Schibilsky und Hartmut Przybylski, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1974.

Matthes, Joachim, Volkskirchliche Amtshandlungen, Lebenszyklus und Lebensgeschichte. Überlegungen zur Struktur volkskirchlichen Teilnahmeverhaltens, in: ders. (Hrsg.), Erneuerung der Kirche. Stabilität als Chance?, Gelnhausen, Berlin: Burckhardt-Verlag 1975, 83-112.

Mebs, Gudrun, Birgit, Eine Geschichte vom Sterben, Berlin: Basis-Verlag 1982.

Menninger, Dieter, Belügt uns nicht!, Stuttgart-Berlin: Kreuz-Verlag 1978.

Merkel, Friedemann, Art.: Bestattung, in: Theologische Realenzyklopädie (TRE), Berlin, New York: Walter de Gruyter 1980, 743-757.

Meyer, Joachim Ernst, Todesangst und Todesbewußtsein der Gegenwart, Berlin: Springer-Verlag (2. erw. Aufl.) 1982.

Mezger, Manfred, Art.: Bestattung, in: Praktisch-theologisches Handbuch (hrsg. von Gert Otto), Hamburg: Furcher-Verlag 1970, 81-92.

Nitschke, Horst (Hrsg.), Wir wissen, daß wir sterben müssen, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1975.

Nohl, Peter, Diktate über Sterben & Tod mit Totenrede von Max Frisch, Zürich: Pendo Verlag 1984.

Paus, Ansgar (Hrsg.), Grenzerfahrung Tod, Graz, Wien, Köln: Verlag Styria 1976, Suhrkamp Taschenbuch 430 (2. Aufl.) 1980.

Piper, Hans-Christoph, Bilder, Gleichnisse und Symbole. Die Sprache der Sterbenden ist anders, in: LuMo 22 (1983) 214ff.

Piper, Hans-Christoph, Gespräche mit Sterbenden, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1977.

Pohlmeier, Hermann (Hrsg.), Selbstmordverhütung. Anmaßung oder Verpflichtung, Bonn: Keil-Verlag 1978.

Rendtorff, Trutz, Ethik. Grundelemente, Methodologie und Konkretionen einer ethischen Theologie, Bd. I und II, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer-Verlag 1980/1981.

Rest, Franco, Den Sterbenden beistehen. Ein Wegweiser für die Lebenden, Heidelberg: Quelle & Meyer 1981.

Rickerts, Folkert, Sprechen über den Tod. Ein problemorientiertes religionspädagogisches Unterrichtsmodell, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1980.

Ringel, Erwin, Selbstmord - Appell an die anderen, München: Chr. Kaiser Verlag (2. Aufl.) 1976.

- Riemann, Fritz*, Grundformen der Angst. Eine tiefenpsychologische Studie, München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag (10. Aufl.) 1975.
- Rosenstock-Huussy, Eugen*, Die Sprache des Menschengeschlechts. Eine leibhaftige Grammatik in vier Teilen, 1. Band, Heidelberg: Verlag Lambert Schneider 1963.
- Schara, J.*, Patientenführung bei Krebschmerz, in: Doenicke, A. (Hrsg.), Schmerz – eine interdisziplinäre Herausforderung, Berlin, Heidelberg, New York, Tokio: Springer-Verlag 1986, 69–83.
- Schultz, Hans-Jürgen* (Hrsg.), Letzte Tage. Sterbegeschichten aus zwei Jahrtausenden, Stuttgart: Kreuz-Verlag 1983.
- Schütz, Alfred / Luckmann, Thomas*, Strukturen der Lebenswelt, Neuwied, Darmstadt: Luchterhand 1975.
- Sölle, Dorothee*, Leiden. Dem Andenken an Wolf-Dieter Marsch gewidmet, Stuttgart: Kreuz-Verlag (4. Aufl.) 1978.
- Spiegel, Yorick*, Der Prozeß des Trauerns. Analyse und Beratung, München: Chr. Kaiser Verlag 1973.
- Sporcken, Paul*, Die Sorge um den kranken Menschen. Grundlagen einer neuen medizinischen Ethik, Düsseldorf: Patmos Verlag 1977.
- Sporcken, Paul*, Hast du denn bejaht, daß ich sterben muß? Eine Handreichung für den Umgang mit Sterbenden, Düsseldorf: Patmos Verlag 1981.
- Sporcken, Paul*, Umgang mit Sterbenden. Medizinische, pflegerische, pastorale und ethische Aspekte der Sterbehilfe, Düsseldorf: Patmos Verlag (4. Aufl.) 1978.
- Stoddard, Sandol*, Die Hospiz-Bewegung. Ein anderer Umgang mit Sterbenden, Freiburg: Lambertus-Verlag 1987.
- Student, Johann-Christoph*, Zu Hause sterben – Aufgaben für die Sozialarbeit im Umgang mit sterbenden Menschen und deren Angehörigen, in: Medizinsoziologie 1 (1987) 57–64.
- Student, Johann-Christoph*, Hospiz versus »Sterbeklinik«, in: Wege zum Menschen 37, 260–269.
- Tausch, Anne-Marie*, Gespräche gegen die Angst. Krankheit – ein Weg zum Leben, Reinbek: Rowohlt 1981.
- Tausch, Anne-Marie / Tausch, Reinhard*, Sanftes Sterben. Was der Tod für das Leben bedeutet, Reinbek: Rowohlt 1985.
- Twer, Karl-Joachim*, Hingehen. Sterbende begleiten, Düsseldorf: Patmos Verlag 1983.
- Wagner, Ulrike*, Trauernde begleiten. Ein Seminarbericht, in: Wege zum Menschen 40, 172–180.
- Wander, Maxie*, Leben wär' eine prima Alternative. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe, hrsg. von Fred Wander, Darmstadt und Neuwied: Luchterhand 1980.
- Weber, Walter*, Jenseits der Nacht. Erfahrungen im Krankenhaus, Stuttgart: Kreuz-Verlag 1981.
- Wittkowski, Joachim*, Tod und Sterben. Ergebnisse der Tanatopsychologie, Heidelberg: Quelle & Meyer 1978.
- Wölfing, Marie-Luise*, Komm, gib mir deine Hand. Briefe an mein sterbendes Kind, Düsseldorf: Erb-Verlag 1985.
- Wölfing, Marie-Luise*, Hilf mir, ohne mein Kind zu leben, Düsseldorf: Patmos Verlag 1987.

Krankheit und Tod bestehen

Marie-Luise Wölfing
Hilf mir, ohne mein Kind zu leben
 120 Seiten, Broschur
 ISBN 3-491-72183-0

Die Autorin schildert in diesem Buch ihre persönlichen Erfahrungen nach dem Tod ihres krebserkrankten dritten Kindes, die ihres Mannes und die der Geschwisterkinder. Sie zeigt auf, was ihr und ihrer Familie geholfen hat, den Verlust zu begreifen, und was die Trauer erschwerte.

Anschließend gibt sie Hinweise, wie berufsmäßige Helfer und Laien dazu beitragen können, daß der Tod eines Kindes angenommen werden kann. Zudem erhält der Leser einen Einblick in die Arbeit von Selbsthilfegruppen für Eltern, die ein Kind verloren haben und die dort in ein Gespräch miteinander kommen können. In einem abschließenden Teil gibt die Autorin Hinweise darauf, welche Bedeutung für alle Betroffenen es hat, wenn ein Kind zu Hause sterben kann. Ziel des vorliegenden Bandes ist es, christlichen Gemeinden und kirchlichen Organisationen die pastorale Betreuung trauernder Eltern als Auftrag bewußt zu machen.